IBLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART · BERLIN · LEIPZIG ·


Aus der Bibliothek
Twin Cities Campus
von
REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA
OMNIBUS ARTIBUS

Zu haben in Drogerien u. Haushaltungsgeschäften.


Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens



Zu der Erzählung „Nummer 13“ von Signor Saltarino. (S. 79)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1907. Sechster Band

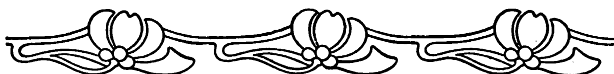


Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

838

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

409



Inhalts-Verzeichnis.







Warenhaus Groß & Komp.

Roman von Auguste Groner.



(Fortsetzung und Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Wagen fuhren vor der Polizeistation vor, in welcher sich Ernst v. Teck seit gestern befand. In dem einen waren Frau Römer und Direktor Eichler gekommen, in dem anderen saßen Klementine, Eugen und dessen Oheim.

Der Polizeikommissär hatte sowohl der Schwester als auch der Braut des Verhafteten durch besondere Boten bekannt geben lassen, daß das Ehepaar Klein ein Geständnis abgelegt habe, und daß Teck dadurch vollständig entlastet sei. Er werde um fünf Uhr freigegeben.

Klementine war wie in einem Traum. Sie konnte es noch nicht klar fassen, daß ihr Geschick sich plötzlich so ganz zum Guten gewendet hatte, daß sie nun wieder zurücktreten durfte in das stille Familienleben, das ihr eigentlichster Lebensboden war, daß sie nimmer den Lärm und Trubel des Warenhauses um sich haben, daß sie all den kleinen und großen Gehässigkeiten, die sie da so gequält hatten, entrückt sein sollte. Geschützt und behütet würde sie fortan sein. Eugen, dieser gute, treue Mensch, würde ihr Gatte sein, und er brauchte

deshalb die Liebe seines einzigen Verwandten nicht zu verlieren. Sie würden künftig bei Konrad Braun, oder nein: er würde bei ihnen wohnen, denn Eugen sollte die Leitung seiner Fabrik übernehmen.

Im Hausflur trafen die fünf Personen zusammen, und Klementine sagte tiefbewegt zu Anna Römer: „Sie sind also seine Braut?"

Die junge Frau blieb stehen. Einen Moment lang schaute sie verwundert auf die Fremde. Dann begriff sie. Stolz leuchteten ihre Augen auf. „Ja, ich bin seine Braut!" erwiderte sie, und dann fuhr sie fort: „Sie aber sind seine Schwester!"

Die beiden Damen küßten sich innig und gingen dann Hand in Hand weiter.

Lächelnd folgten ihnen die drei Herren.

Eine halbe Stunde später fuhren die zwei Wagen wieder fort. Ihre Insassen hatten sich um eine Person vermehrt.

Sie fuhren nach Frau Römers Wohnung, welche an diesem Abend sehr glückliche Menschen umschloß. Konrad Braun war nicht der wenigst Frohe unter ihnen.

Nachdem man gespeist hatte, bemächtigte er sich Ernsts und sagte gemütlich zu ihm: „Also, lieber Baron, überlegen Sie sich die Sache noch einmal recht gründlich, ehe Sie mein Anerbieten zurückweisen. Es paßt ja ganz zu Ihrem Charakter, daß Sie nicht nur der Mann Ihrer Frau sein wollen. Wenn Sie nun wieder auf Wellhof säßen, wäre dies nicht der Fall, und ich verschaffe Ihnen Wellhof. Ihre Tante hat keine Freude an dem Gute. Ich weiß, daß sie fast nie draußen war, und so werde ich es leicht kaufen können. Über alles andere werden wir schon einig werden. Also nicht zu stolz sein, lieber Baron. Es ist um jeden Tag schade, um den man sein Glück hinausschiebt."

„Sehr richtig, verehrter Herr, aber —"

„Was gibt's denn da für ein Aber? Sie sind es der lieben Frau einfach schuldig, sie so bald als möglich glücklich zu machen!"

— — — — — — — — — — — — —

Frau v. Lassot und Doktor Schimmel saßen bei Tisch einander gegenüber.

Es war heute besonders hübsch gedeckt worden. Sogar Blumen standen auf dem Tisch. Sie waren recht geschmackvoll von Lotti in einer herrlichen Bronzeschale geordnet.

Schimmel hatte die Blumen spöttisch lächelnd einen Moment lang angesehen, dann waren seine Augen auf der kostbaren Schale haften geblieben, und jetzt verrieten sie Befriedigung. „Sie ist wenigstens ihre zweihundert Kronen wert," dachte er, der in solchen Schätzungen gut beschlagen war. Er hatte sich dann sehr angeregt niedergelassen, denn er dachte daran, daß er von nun an immer nur aus auserlesenem Geschirr speisen werde, und er hatte eine große Schwäche für schönes Geschirr und wußte, daß Frau v. Lauren viel davon ihrer Nichte hinterlassen hatte.

Heute speiste man aus Altwiener Porzellan, das mit dem goldenen Bienenkorb gezeichnet und mit einem ganz köstlichen Tulpenmuster geschmückt war. Und was in den feingeformten Schüsseln aufgetragen wurde, war ebenfalls erster Güte. Desgleichen die Weine, welche aus den Flaschen wie flüssiges Gold in die feinwandigen Gläser floßen.

„An diesen Gumpoldskirchner, lieber Doktor, sollten Sie sich halten!" riet ihm Frau v. Lassot. „Er ist bereits zwölf Jahre alt. Onkel Lauren wußte, was gut ist."

„Stimmt! Das ist ein famoser Tropfen. Ist noch viel davon da?"

„Mehr, als wir heute brauchen, und somit genug,“ wurde ihm mit einem eigentümlichen Lächeln, das er sich nicht zu deuten wußte, entgegnet.

Er zuckte die Achseln und schenkte sich wieder ein. Rosi trug jetzt Stangenspargel auf. Schimmels Gesicht wurde immer heiterer.

Das nächste Gericht war ein Kapaun. Die mit Mayonnaise bedeckten Bratenstücke ruhten auf einer Unterlage von grünem Aspik. Der Rand der Schüssel war mit verschieden gefärbten Aspikwürfeln belegt, zwischen welchen sich zarte Salatblätter kräuselten.

Diese Schüssel war einfach ausstellungswürdig, und Schimmel begann die Künste seiner alten Heister mit denen der Rosi zu vergleichen. So etwas hatte die Heister ihm doch noch nicht hergestellt, und er bedauerte schon den Kontrakt, den er mit ihr geschlossen hatte.

Er bedachte das aber angesichts all der Genüsse, welche ihm heute geboten wurden, nicht weiter. Die brave Heister würde er schon los werden, wenn er sie nicht mehr brauchte.

Er langte wieder nach der Flasche. Es war jetzt fast wasserheller Rüdesheimer, mit dem er die Backwerkschnitten, welche als Nachtisch aufgetragen worden war, hinunterspülen wollte.

Leona aber schob seine Hand zurück. „Trinken Sie nicht so viel! Ich habe Ihnen noch manches zu sagen, und ich will, daß Sie mich noch klar verstehen.“

Sie trat zur Kredenz und schenkte dort vor seinen Augen tiefroten Wein in die Gläser, die sie dann auf den Tisch stellte.

„So, den dürfen Sie noch trinken, das ist etwas ganz Besonderes. So etwas haben Sie noch nicht über Ihre Lippen gebracht, Sie alter Feinschmecker!“ scherzte sie dabei.

„Was ist's denn?" forschte Schimmel, nachdem er mit Behagen den Duft des Weines eingeatmet hatte. „Das riecht ja köstlich."

„Ja, so etwas trinkt man nicht oft," entgegnete Leona. „Trinken Sie nur. Dann sage ich es Ihnen, was es ist."

Lotti brachte jetzt Käse und Früchte.

Als sie beides niedergestellt hatte, sagte Frau v. Lassot: „So, Lotti, nun wollen wir ungestört bleiben. Sie kommen erst wieder, wenn ich läute."

Lotti verbeugte sich und verschwand.

Leona folgte ihr, sperrte leise das Vorzimmer ab und steckte den Schlüssel zu sich.

Dann trat sie wieder ins Speisezimmer.

„Jetzt habe ich Sodbrennen bekommen," rief ihr Schimmel entgegen, schluckte ein paarmal und räusperte sich.

In den Augen Leonas blitzte es auf. „Sie haben halt zu viel gegessen," sagte sie gleichgültig.

„Geben Sie mir etwas doppelkohlensaures Natron. Sie werden hoffentlich etwas im Hause haben."

„Nein, ich habe keines. Aber wenn ich Ihnen auch keines geben kann, ausgezeichnete Zigarren sind jedenfalls da. Kommen Sie. In des Onkels Arbeitszimmer sind sie, und sie werden Ihnen wohl auch helfen."

Verdrossen stand er auf und folgte ihr bis in das letzte Zimmer. Daselbst befand sich neben dem Arbeitstisch des verstorbenen Obersten ein schmaler, hoher Schrank mit vielen Fächern.

Auf diesen zeigte Leona und sagte: „Bedienen Sie sich!"

Er nahm sich eine Zigarre und wollte wieder nach dem Speisezimmer gehen.

Sie aber hielt ihn zurück. „Wollen Sie denn gar nicht allein sein mit Ihrer Braut?“ fragte sie leise.

„Brrr!“ machte er ungeniert. Dann griff er sich an den Hals. „Wie das Zeug kratzt!“

Er legte die Zigarre beiseite und setzte sich. Er war plötzlich ganz grau im Gesichte geworden. Und immer wieder schluckte und schluckte er.

„Mir ist schlecht geworden,“ würgt er endlich hervor, zieht mühsam sein Taschentuch und wischt sich den Schweiß vom Gesichte.

Es muß eine große Unruhe in ihm sein, denn er will sich erheben, aber es gelingt ihm nicht. Wie mit Blei gefüllt sind seine Füße, auch seine Arme kann er kaum erheben, und in seinem Leibe wütet ein grimmiger Schmerz.

„So helfen Sie mir doch!“ stöhnt er.

Leona lehnt noch immer an der Tür. Sie sieht scheußlich und lächerlich zugleich aus. Scheußlich, denn eine teuflische Befriedigung läßt sie den Mund zu einem gemeinen Grinsen verzerren — und lächerlich, denn die Pose eines Siegers, die sie mit gekreuzten Armen annimmt, steht ihr recht wenig.

„Ich kann's ja kaum mehr aushalten vor — vor Schmerz!“ stößt er heiser heraus.

Da erst antwortet sie ihm. Kurz und so deutlich, daß selbst er, der so völlig von seinem Zustand in Anspruch genommen ist, sie nicht mißverstehen kann. „Sie werden Ihre Schmerzen nicht mehr lange auszuhalten haben, Herr Doktor Schimmel,“ sagt sie hart, „denn ich habe die Dosis sehr groß genommen.“

Er starrt sie an, dann schnellt er, seine ganze Willenskraft aufbietend, empor. „Vergiftet!“ schreit er und will sich auf Leona stürzen.

Diese weicht unwillkürlich zurück. Aber das wäre

nicht notwendig gewesen, denn nach zwei Schritten stürzt Schimmel zusammen und windet sich wimmernd auf dem Boden. Brennender Haß und wildeste Verzweiflung schauen sie aus seinen Augen an, und einen widerwärtigen Gegensatz dazu bilden die gerungenen Hände, die sich hilfeflehend ihr entgegenstrecken.

Diesem Anblick ist selbst Leonas Schlechtigkeit nicht gewachsen. „Du bringst niemanden mehr ins Zuchthaus!" will sie ihm in die Ohren schreien, sie stammelt es aber nur, und in der nächsten Sekunde schon eilt sie, von Entsetzen gejagt, in das Speisezimmer zurück.

Sie sinkt auf einen Sessel. Voll fiebernder Angst starrt sie zur Tür. Wenn diese Tür sich öffnete! Wenn Schimmel herauskam — herauskroch!

Leona streicht sich über die feuchte, eiskalte Stirne und erhebt sich mühsam. Anfangs steif und langsam, dann immer schneller geht sie zur Kredenz.

Dort steht noch ihr Glas. Es ist von dem siebenarmigen Kronleuchter, der über dem Tische strahlt, hell beleuchtet. In seinem kristallenen Glase blitzen sieben klare Lichter.

Wie ihre Hand zittert, als sie nach dem Glase greift! Wie die sieben Lichtpunkte tanzen!

Plötzlich aber tanzen sie nicht mehr, plötzlich ist die Hand ganz ruhig. „Es muß ja sein!" sagt sie laut. „Jetzt könnte ich nicht einmal mehr zurück, wenn ich auch wollte."

Sie setzt das Glas an die Lippen. „Nicht mehr leben — das ist das einzige, was ich noch will," denkt sie, während sie trinkt.

Als sie es getan, schüttelt es sie. Sie streckt die Hand nach dem Klingelwerk aus. Dann setzt sie sich in einen niedrigen Sessel.

So wartet sie auf Lottis Kommen.

Aber das Mädchen kam nicht. Leona hatte vergessen, daß sie den Zugang zu dem Speisezimmer abgesperrt hatte.

— — — — — — — — — — — — —

„Sie werden sich geirrt haben. Es hat nicht geläutet,“ sagte draußen die Köchin zu Lotti, welche bei ihr in der Küche gesessen und sich erhoben hatte, um ins Speisezimmer zu gehen.

„Sehr leise hat es geläutet,“ beharrte Lotti auf ihrer Meinung und ging.

Sie wollte das Vorzimmer betreten, doch es war versperrt.

Sie pochte an die Tür.

Keine Antwort.

Lotti lief in die Küche zurück.

„Na, na, was gibt's denn?“ fragte die Köchin, welche sich gerade über die Kapaunenreste hergemacht hatte.

„Ich kann nicht hinein!“ berichtete Lotti atemlos.

„Was heißt das?“

„Die Tür ist verschlossen!“

„Das ist freilich merkwürdig!“ Die Köchin legte nun doch die Gabel aus der Hand.

„Kommen Sie!“ bat Lotti.

„Na ja, ich komme schon!“ Sie steckte noch schnell einen Aspikwürfel in den Mund und folgte Lotti.

Auch sie rüttelte vergeblich an der Tür. Dann sagte sie: „Ich will den Peter rufen,“ und machte sich sofort selber auf den Weg zum Kutscher.

Nach ein paar Minuten schon hatte der die Tür aufgesprengt.

Die beiden Mädchen folgten ihm furchtsam ins Vorzimmer.

Im Speisezimmer drinnen stöhnte jemand.

„Jesus — Maria!“ schrie Lotti auf und stürzte zu ihrer Herrin hin, die auf dem Teppich lag.

Leonas Augen waren schon verglast, aber noch immer warf ein wilder Krampf ihren Körper hin und her.

Die Köchin rannte aufkreischend hinaus.

Lotti aber beugte sich über die Sterbende und schluchzte: „Arme, arme gnädige Frau!“

Da irrte ein Lächeln über das verzerrte Gesicht, und kaum verständlich kam es über die blutleeren Lippen: „Arm, ja, arm —“

Dann ward es plötzlich still. Der Tod hatte sie erlöst.

Der Kutscher sah sich um. Dann sagte er: „Ist der Herr Doktor denn schon weggegangen?“

Lotti schaute auf. Sie war ganz verwirrt. „Der Doktor, ja richtig — der Doktor! Wo kann denn der nur sein? Nein — er ist nicht weggegangen!“

Da biß Peter die Zähne zusammen und ging, den Doktor Schimmel zu suchen.

In seines verstorbenen Herrn Arbeitszimmer fand er ihn. Dicht an der Tür lag der Mann, in der einen geballten Hand ein Büschel Haare von seinem eigenen Bart haltend. Die andere Hand war in den Teppich gekrallt.



Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der „wunderschöne Monat Mai“ rechtfertigte diesmal seinen Ehrennamen.

Selbst in Wien, das ja übrigens eine Gartenstadt ist, konnte man trotz seiner ungeheuren Häusermassen gewahren, daß es Mai war.

Und eine Dame, eine schon alte Dame, in deren Herzen es jedoch allzeit Mai zu sein scheint, die hatte, den Frühlingsjubel klüglich für ihren guten Zweck ausnutzend, eine ihrer famosen Ideen ihren Wienern zugeworfen. In allen Zeitungen konnte man es lesen, daß die Fürstin Pauline Metternich zu Gunsten verschiedener Vereine ein glänzendes Fest veranstalten wolle, ein glänzendes Trachtenfest.

Es sollte am 25. Mai stattfinden, und im Prater sollte es sein, im maigrünen Prater, diesem besonderen Liebling der Wiener.

Der Plan der Fürstin fand lebhaften Beifall, und alle Geschäfte hatten vollauf zu tun, denn alles, was irgendwie mit einem glänzenden Praterfeste zusammenhängt, wurde in den Schaufenstern ausgelegt, vom Publikum besichtigt und vielfach auch gekauft.

Bei den Wagenlieferanten und in den Automobilniederlagen, bei Pferdeverleihern und Fahrradhändlern herrschte eine lebhafte Nachfrage nach möglichst aparten oder möglichst ansehnlichen Beförderungsmitteln. Die Blumenhändler mußten ihre Hilfskräfte vermehren, um den Bestellungen, die ihnen wurden, gerecht werden zu können. Elektrikern und Feuerwerkern wurden alle möglichen Aufträge gegeben, und Lampions, sowie zu Gartenfesten und Umzügen passende Scherzartikel wurden zu vielen Tausenden bezogen.

Es gingen davon ganze Wagenladungen an die vielen Restaurants, Kaffeehäuser und Budenbesitzer im Prater ab, denn natürlich wollte auch da unten jeder etwas ganz Besonderes leisten. Allmorgendlich zogen ganze Karawanen von Bauarbeitern, Dekorateuren und Anstreichern nach diesem Riesengarten von Wien, in welchem der Wille der allbeliebten Fürstin wieder einmal ein fieberhaftes Leben hervorgerufen hatte.

Und nicht weniger fieberhaft ging es an den Arbeitsstätten der Gold- und Bronzearbeiter, der Modistinnen, der Schneider und Schneiderinnen her. Tausend und abertausend Schmuckstücke und Kostüme der verschiedensten Zeitalter und Trachten aller Länder waren bestellt worden.

Alle diese Bestellungen sollten in drei Wochen fertig sein. Es war eine kaum zu leistende Arbeit, aber trotzdem war jeder sicher, daß sie geleistet werden würde.

Natürlich herrschte auch im Warenhause Groß & Komp. ein ungeheures Leben. Da lagen in allen Abteilungen ganze Stöße von Kostüm- und Trachtenbildern auf, die vom Morgen bis zum Abend von den Kunden durchwühlt wurden, wonach die Damen, wenn sie gefunden hatten, was ihnen ganz besonders paßte oder was sie wenigstens für ganz besonders passend für sich hielten, mit dem gewählten Bilde in der Hand all das Material kauften, welches zu seiner Herstellung nötig war.

Da wurden denn vor allem Unmengen von Seidenstoffen in allen Farben verkauft. Brokate, steif und in starrem Glanz, lockten mit ihren köstlichen Blumen- oder Arabeskenmustern alle jene Damen zum Kaufe, die nicht auf den Gulden zu schauen hatten. Hier erstand eine schlanke Brünette maisgelben Moiré und erdbeerroten Samt zu einer Robe aus der Zeit der Renaissance, dort verlangte eine Blondine vergißmeinnichtblauen Atlas zu einem Rokokostüm. Eine imposante Frau, längst jenseits der Dreißig, aber noch immer eine Schönheit mit ihrem klassischen Gesicht, ihrer weißen Haut, ihrem blauschwarzen Haar und ihren blitzenden Augen, wußte ganz genau, was sie tat, wenn sie sich das Bild einer alten Römerin ausgewählt hatte. Es war nur ein weites weißes Wollenkleid, das hier

dargestellt war, aber die prachtvollen Arme waren unbedeckt, und um diese Arme und den herrlichen Hals wanden sich blitzende Bänder aus Gold und blutroten Steinen.

Duchesse und Liberty, Taft und Loisine, Messaline und Surrah, Crepe de Chine und Foulard — alles, in allen Farben und Nüancen, allen Abarten und allen Mustern fand Käufer und Käuferinnen. Dazu wurden schimmernde Bänder oder Spitzen, frisch wie Schnee, zart wie Eisblumen, als Putz gewählt.

Ganz besondere Anziehungskraft übte jene Abteilung aus, in welcher, zauberhaft schnell herbeigeschafft, die unzähligen charakteristischen Kopfbedeckungen verschiedener Nationen und Zeiten zur Wahl ausgestellt waren. Da sah man den Reiherbusch auf einem edelsteingeschmückten Kalpak winken und daneben den perlenumwundenen Turban eines Alttürken. Dort sprühten in einem schleierhaltenden Goldreifen bunte Steine ihr farbiges Licht aus, und dabei hing ein duftiges Holländerinnenhäubchen mit den lustigen goldenen Schläfenschnecken.

In der nächsten Abteilung gab es Perücken und Haarputz und daneben Manschetten und Handschuharten aller Zeiten. Da funkelten Gürtel und zierliche Degen neben massigen Zweihändern, Malaiendolche neben Hirschfängern, Bambuspfeile neben Armbrüsten. Selbst allerlei seltsame Fußbekleidung konnte man sehen.

Es war, als sei die Jetztzeit ganz plötzlich Vergangenheit geworden. Es fragte fast niemand nach modernen Toiletten. Alles wollte Trachten und Kostüme sehen.

Es herrschte also ein ungeheures Leben im Warenhause, und die Verkäufer und Verkäuferinnen wußten kaum mehr, wo ihnen der Kopf stand.

Fräulein Stiegelmann, eine der früheren Kolleginnen

Klementines, eilt soeben, einen reizenden rosenroten Kimono über dem Arm, auf die Kundin zu, welche sich ihn bestellt und die gewiß mit ihrer niedlichen Figur in dem japanischen Kostüm bei dem Feste sehr gefallen würde.

Plötzlich bleibt die Stiegelmann stehen. Sie hat in dem Menschengedränge ein bekanntes Gesicht entdeckt, eine junge Dame in einem einfachen, aber entzückenden schwarzseidenen Straßenkleid, ein schwarzes Hütchen auf dem hellbraunen Haar und einen ziemlich dichten Schleier vor dem Gesichte. Die junge Dame geht am Arm eines eleganten Herrn.

„Siehst du, Eugen, dort drüben hat die Verfolgung angefangen,“ erklärte eben die junge Dame.

Da sagt die kleine Verkäuferin ganz atemlos: „Baroneß — ah, liebe Baroneß!“ Sie ist ganz rot geworden und will an den zweien schon vorbeihuschen, aber Klementine lächelt freundlich und faßt rasch nach ihrer Hand.

„Aber das ist hübsch, daß ich Sie gefunden habe! Verraten Sie aber nicht, daß ich hier bin, liebes Fräulein Anna, ich möchte mit niemandem als mit Ihnen zu tun haben,“ sagt sie heiter. „Also wenn Sie mit Ihrer Kundin fertig sind, so kommen Sie zum letzten Fenster. Dort warte ich auf Sie. Ich möchte, wenn es noch da ist, das weiße Spitzenkleid haben, das Sie mir kürzlich — nun, Sie wissen ja, wann es war — zeigten.“

Anna Stiegelmann geht ganz verwirrt weiter. Das Spitzenkleid kostet sechshundert Kronen. Und die, welche es heute kaufen will, war vor kurzem noch eine Angestellte des Warenhauses, und jetzt, da sie ihre Feindin, ihre Tante, beerbt hat, ist sie plötzlich reich, sehr reich geworden.

Es dauert beinahe eine halbe Stunde, bis der rosenrote Kimono probiert, bezahlt und der Kundin ausgefolgt ist. Endlich aber kann die kleine Stiegelmann doch zum letzten Fenster gehen.

Sie tut es sehr eilig, wird aber aufgehalten. Gustl ist es, der ihr in den Weg tritt. Er ist sehr gut gelaunt, das liest sie ohne Mühe von seinem nichtsnutzigen Gesicht herunter, das sagen ihr auch seine lachenden Augen.

„Wissen Sie's schon, daß die Baroneß da ist?" fragte er hastig. „Sie hat g'sagt, ich soll Sie suchen und zu ihr schicken. Sie will beim letzten Fenster auf Sie warten."

„Ich weiß schon."

„Warum lass'n S' mich denn dann so lang reden? — Übrigens, die Neuber, das Schlittenpferd, hab' ich eben auch zum letzten Fenster geschickt. Ich hab' ihr g'sagt, daß die Metternich dort mit ihr red'n will."

„O, Sie Schlankl! Wann werd'n denn Sie einmal gescheit werd'n?"

Gustl tauchte schon in der Menge unter. Er konnte wohl über das Datum seines Gescheitwerdens noch keine genaue Auskunft geben.

Fräulein Stiegelmann traf unterwegs noch auf die Neuber, die, hochrot im Gesichte, krampfhaft nach der fürstlichen Frau suchte, welche derzeit so viele Wiener in Atem hielt und die durchaus mit Fräulein Neuber reden wollte.

„Hab'n Sie Ihre Durchlaucht gesehen?" fragte sie sehr laut und sehr erhitzt die kleine Verkäuferin.

In dieser erstand blitzschnell ein Gedanke. „Von einer Durchlaucht weiß ich nichts," antwortete sie, „aber dort beim letzten Fenster ist eine Dame, die das Sechshundertkronenspitzenkleid kaufen will. Vielleicht —"

Mehr hörte die Neuber nicht, wand sich klingelnd

zwischen den Leuten durch und stand vor — Klementine.

„Sie, Sie wollen —“ stammelte die Überraschte.

Klementine warf der hinter der Neuber stehenden und vergnügt lächelnden Stiegelmann einen vorwurfsvollen Blick zu, sagte jedoch sehr ruhig: „Unlängst zeigte mir Fräulein Stiegelmann ein Spitzenkleid, das mir außerordentlich gefiel, das ich jedoch damals“ — sie lächelte ein wenig — „noch nicht kaufen konnte.“

„O bitte, bitte!“ dienerte die Neuber. „Es wird mir eine Ehre sein —“

„Bemühen Sie sich nicht. Ich will Sie nicht aufhalten. Fräulein Stiegelmanns Liebenswürdigkeit genügt mir vollständig.“

Sie sagte das auch ganz liebenswürdig, aber es war doch ein Stachel darin, den die Neuber sehr wohl empfand. Mit festgeschlossenen Lippen und einer tiefen Verbeugung zog sie sich zurück.

„Ich brauche das Kleid jetzt nicht zu sehen,“ sagte die Baronesse. „Schicken Sie es mir nach Wellhof oder bringen Sie es mir nächsten Sonntagvormittag selbst, falls Sie nichts anderes vorhaben. Und wenn Sie kommen, dann bringen Sie mir den Gustl mit. Ja? Ist Ihnen das recht?“

„Aber Baroneß, wie können Sie denn noch fragen!“

Ein paar Minuten später fuhren Braun und seine Braut im Aufzug in das Erdgeschoß hinunter. Natürlich stand da schon wieder Gustl auf der Lauer. Er begleitete sein Ideal bis zum Ausgang.

„Ich bin schon zweimal mit unserem Automobil aus gewesen — ganz allein. Der Schwertner hat sich die Hand verstaucht.“

Das war das Wichtige, das er Klementine mit leuchtenden Augen mitteilte. — —

An diesem Tage brachten die Zeitungen die Notiz, daß ein gewisser Leopold Schultz, Musiker aus Wien, wegen Zechprellerei in Hamburg verhaftet und als einer erkannt worden sei, den die Wiener Polizei schon längst suchte. Der Mann habe, so endete die Notiz, in der Hoffnung, seine Lage damit zu verbessern, verschiedene Angaben gemacht, die ihm zu einer raschen Rückbeförderung in seine Heimat verhalfen.

Welcher Art diese Angaben seien, das wurde nur wenigen Menschen bekannt. Unter diesen befanden sich die Geschwister Teck und die Chefs des Warenhauses Groß & Komp. Auch Fräulein Vogel und Dora Hartwig, sowie Kern wurden davon durch Direktor Hälby verständigt. Wer von diesen dafür sorgte, daß bald alle Angehörigen des Warenhauses Kenntnis davon erhielten, daß Meißl der Dieb jenes Bandes war, welches man auf Klementines Tisch gefunden, danach fragte niemand. Jedenfalls aber wurde weidlich auf Meißl und auch auf alle anderen geschimpft, die sich der Baronesse feindlich gezeigt hatten. Dafür wurde diese in den Himmel gehoben, seit es im ganzen Hause bekannt geworden war, daß sie als ehemalige Angestellte der Firma in die Unterstützungskasse ihrer einstigen Kollegen und Kolleginnen fünfzehntausend Kronen gespendet hatte.

Ernst v. Teck und die Seinigen aber erfuhren aus den Geständnissen des verhafteten Musikers, mit welch teuflischer Planmäßigkeit ihre Tante an ihrem Untergange gearbeitet und wie viele Helfershelfer sie sich zu ihrem Werk des unversöhnlichsten Hasses gesichert hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Zu derselben Zeit, als die Fürstin Metternich, in der düsteren Gewandung einer Nonne, von den Wienern umjubelt, ihren Einzug in den Prater hielt,

versammelte sich in dem festlich geschmückten Gartensaale zu Wellhof eine dreifache Hochzeitsgesellschaft.

Baronesse Klementine war an diesem Tage Frau Braun geworden. Ernst hatte mit Anna Römer die Ringe gewechselt, und es gab auch kein Fräulein Hartwig mehr, sondern eine sehr glückliche Frau Link. Die Trauungen hatten in der Klosterneuburger Stiftskirche stattgefunden. Klementine und ihr Gatte waren von dort im Automobil nach Wellhof gefahren. Das prächtig geschmückte Fahrzeug aber hatten die Chefs des Warenhauses Groß & Komp., von Gustl gelenkt, zur Verfügung gestellt. Klementine hatte die bedeutungsvolle Aufmerksamkeit gern angenommen.

Es ist so schön, wenn man die Erinnerungen nicht zu scheuen hat, so schön, wenn man die Zeugen einer trüben Vergangenheit, die sich in den Zeiten der Not als unsere Freunde bewährten, auch in den Stunden des Glückes um sich hat.

— — — — — — — — — — — — —

Abend ist es geworden. Ein stiller Abend voll Schönheit und Frieden. Ernst und Klementine sind allein in dem traulichen Zimmer, das einst ihr Vater bewohnte und darin er gestorben ist.

Sie nehmen Abschied voneinander.

Die beiden schönen Menschen stehen, eng aneinandergelehnt, am Fenster und schauen auf den Strom hinüber, den das Abendrot zu einer Feuerflut macht.

„Weißt du noch, in welcher Stimmung wir im Herbst hier standen?" fragt sie leise.

Er nickt. Dann drückt er seine Lippen auf ihre Stirne. „Du Gute, du Tapfere!" sagt er. „Daß wir nun so — so glücklich sind!"

Ende.





Eine Verbrecherehe.

Roman von Friedrich Jacobsen.



(Nachdruck verboten.)

Vor kurzem wurden die Besitzer der großen internationalen Gasthöfe durch einen neuen Gaunertrick in Schrecken gesetzt, der sich nicht unwesentlich von den sonstigen Gepflogenheiten der Herren Hochstapler unterschied.

Der gemeine Hoteldieb war ja vielleicht für die Ruhe oder gar für das Leben der Gäste gefährlicher; er schlich sich Nachts in einem schwarzen Seidenhemd durch die Korridore, öffnete diese oder jene nachlässig verschlossene Tür mit einem Dietrich und entwendete die Wertsachen von dem Nachttisch des sorglosen Schläfers, er versteckte sich auch gelegentlich unter dem Bette oder im Kleiderschrank, und man erzählte sich darüber unheimliche Geschichten, wie zum Beispiel von jenem Reisenden, der Abends im Bette rauchend las und plötzlich eine Hand erscheinen sah, die einen herabgefallenen Funken auf dem Teppich löschte; aber gegen solche Heimsuchungen konnte man sich schützen, auch hatte der wenn auch noch so elegant auftretende Hoteldieb vielfach einen Talmischimmer an sich, der das Auge des erfahrenen Portiers argwöhnisch machte.

Die neuesten Polizeinachrichten aus London, Paris, Wien, Petersburg und Berlin lauteten viel geheimnis-

voller und setzten die obersten Tausend in ein peinliches Unbehagen.

Denn es war immer auf sehr reiche Leute abgesehen, und der Täter konnte nur den besten Gesellschaftskreisen entstammen; er mußte ein Mann sein, der den leisesten Zweifel an seiner Ehre mit einer Forderung auf Leben und Tod beantworten konnte, er mußte eine Erziehung genossen haben, die weit über angelernte Formen und eine ehrbare Miene hinausreichte.

Der Trick selbst vollzog sich immer in der gleichen Weise, so daß man kaum an der Identität des Urhebers zweifeln konnte. Der amerikanische Nabob oder die russische Fürstin verließen gegen Mittag ihre Zimmerflucht, um Abends aus dem Theater oder vom Diner heimzukehren. Bei dem Weggang war alles in bester Ordnung gewesen, bei der Rückkehr fehlte irgend ein wertvoller Gegenstand.

Nun — die Fürstin konnte doch nicht alle ihre Juwelen mit sich schleppen, und sie war auch zu gleichgültig oder zu bequem, um ihren ganzen Reichtum im Tresor des Geschäftsführers zu hinterlegen; dieses Armband oder jene Brosche wird plötzlich gebraucht, und man will keine Umstände damit haben. Der amerikanische Nabob aber fühlte sich sicher genug, wenn er sein Scheckbuch zwischen Weste und Vorhemd stecken hatte.

Also stets im Laufe des Tages und niemals während der Nacht verschwanden die Wertsachen aus den Zimmern, und die streng überwachte Dienerschaft konnte doch nicht überall in Frage kommen. Es verschwand aber niemals zugleich ein Gast, mit dessen Abreise die Diebstähle ein Ende genommen hätten. Es kamen und gingen die Fremden, es kamen und gingen die Schmuck-

gegenstände. Endlich reiste wieder einmal ein größerer Schub ab, und dann war plötzlich Friede im Lande.

Aber unter den Abgereisten konnte der Täter nicht gewesen sein, das erschien ganz unmöglich, denn der Gesandte Graf X. war über jeden Zweifel erhaben, den Professor Y. durfte man doch nicht fragen, ob er neben seinen berühmten Operationen noch andere minder berühmte ausführe, und die alte Fürstin Z. war gänzlich ausgeschlossen.

Wo also war der Täter zu suchen?

War es überhaupt ein „Er", oder war es eine „Sie"? War es vielleicht ein Paar oder schließlich eine ganze Bande?

Die Zeitungen beschäftigten sich sehr viel mit der Frage, und auch die kleine Gesellschaft, welche eines Abends in dem berühmten Hamburger Restaurant Pforte beisammen saß, war auf dieses interessante Thema verfallen.

Eine eingehende Kenntnis des modernen Lebens konnte man den drei Herren nicht absprechen, aber am eifrigsten verfocht der Polizeirat Steffens, der in jüngeren Jahren Staatsanwalt gewesen war, seine Ansicht über diese Sache.

„Von einer Bande kann gar nicht die Rede sein," sagte der kleine lebhafte Herr, „schon der verhältnismäßig bescheidene Gewinn des Gauners widerspricht dieser Annahme. Gewiß — er ergattert mal einen Schmuck von zwanzig- bis dreißigtausend Mark, aber das sind immerhin Ausnahmen, und jede internationale Gesellschaft, die auf Teilung angewiesen ist, arbeitet großzügiger. Freilich — ganz ohne ein Divisionsexempel wird die Sache nicht abgehen."

„Sie meinen?" fragte der Rechtsanwalt Doktor Dubois und hielt sein Burgunderglas gegen das Licht.

„Es handelt sich um ein Ehepaar, Verehrtester. Ein Mann und ein Weib wirken hier sicher zusammen. Bedenken Sie doch, daß dieses Geschäft nur auf der Basis unantastbarer Respektabilität ausgeführt werden kann! Mann und Frau, die womöglich noch ein Kind mit sich führen, machen immer einen respektablen Eindruck, während der richtige Hochstapler recht wenig von dieser Eigenschaft zu haben pflegt. Auch die Ausführung der Diebstähle bedingt ein Zusammenarbeiten von zwei Personen, da sie nur während jener Zeit möglich ist, wo das Stubenmädchen die Zimmer säubert. Der Mann wandert, die Zigarre im Munde, irgendwohin, und die Gnädige drückt indessen zweimal auf die Schelle; natürlich kommt das Zimmermädchen eiligst herbei, und es handelt sich dann gewöhnlich um eine etwas verzwickte Toilettenangelegenheit. Während diese, womöglich mit Nadel und Zwirn, erledigt wird, betritt der Herr Gemahl die offene Zimmerflucht und ist längst wieder — irgendwo, wenn das arglose Mädchen zurückkehrt. Eine große Gefahr ist gar nicht mit der Sache verbunden, denn etwa vorbeigehende Hotelgäste halten den Herrn natürlich für den Zimmereigentümer, und im schlimmsten Falle hat man sich eben in der Nummer geirrt."

Der Rechtsanwalt lächelte etwas überlegen. „Vielleicht tun Sie dasselbe, Herr Polizeirat. Ich bin davon überzeugt, daß die von Ihnen geschilderte Methode ausgeübt wird und von den Herren Kriminalisten bereits unter eine bestimmte Rubrik gebracht ist. Aber hier haben wir offenbar etwas Neues, sonst würden sich die Zeitungen nicht so viel mit der Sache beschäftigen. Nach Ihrer Darstellung kann in jedem Hotel nur ein einziger Diebstahl möglich sein, denn der Trick mit dem Herbeischellen des Zimmermädchens läßt sich

in unverdächtiger Form nicht wiederholen; die Presse aber berichtet uns, daß der unheimliche Juwelenliebhaber oft länger als eine Woche die verehrten Mitreisenden brandschatzt, so daß man fast an eine übernatürliche Einwirkung glauben möchte. Ein Weib freilich wird jedenfalls die erste Geige dabei spielen."

„Ist das Weib in Ihren Augen etwas Übernatürliches, Herr Doktor?"

„Wir Junggesellen sind nicht zu dieser Annahme geneigt," entgegnete der junge Rechtsgelehrte achselzuckend. „Indessen werden Sie mir aus Ihrer Erfahrung zugeben, daß die Frau einer weit größeren Verschlagenheit fähig ist als der Mann. Sie vermag selbst in vertrauten und nahen Beziehungen die harmlose Maske viel länger zu bewahren, als es uns von der Natur verliehen wurde, und vermöge dieser Eigenschaft, die freilich zumeist nur in der Ehe zur Geltung kommt, spielt sie auch bei gewissen Verbrechen eine weit größere Rolle als der brutale und gewalttätige Mann. — Was sagst du denn dazu, Ludwig? Wir haben deine Meinung bis jetzt noch nicht gehört."

Der Gefragte hatte in tiefen Gedanken dagesessen. Er mochte etwa vierzig Jahre alt sein, aber sein dunkelblonder Vollbart zeigte bereits einige Silberfäden, und das hagere Gesicht hatte einen müden und kränklichen Ausdruck. Jede seiner Bewegungen war ruhig und gemessen.

„Ich glaube nicht an eine selbständige Neigung des Weibes zum Verbrechen," sagte er langsam. „Jede Frau ist von der Natur sozial veranlagt, das heißt sie führt nur dann einen Krieg gegen die Satzungen der Gesellschaft, wenn ihre ureigensten Lebensinteressen in Frage kommen. Sie kann zur Verbrecherin werden aus Liebe oder aus Haß, aber dem Haß ist dann stets

die Liebe vorausgegangen. Der Herr Polizeirat mag recht haben, daß diese geheimnisvollen Diebstähle von einem Ehepaar ausgeführt werden, aber da man aus den Umständen auf eine höhere Bildung der Täter schließen muß, so ist der weibliche Teil ganz sicher nur ein willenloses Werkzeug in der Hand des männlichen. Du hast deine Behauptung unrichtig angewendet, lieber Heinz: Männer können sich um ein Weib morden, und Freunde können eines Weibes wegen Todfeinde werden, aber an die besondere Verschlagenheit der Frau in dem Aussinnen neuer Verbrechen ist nicht zu denken."

Das Gespräch war damit auf das Gebiet der Psychologie hinübergeglitten, und die beiden Juristen zeigten nicht übel Lust, bei einer neuen Flasche dieses alte Thema weiter auszuspinnen.

Aber der Konsul Ludwig Rawen blickte auf seine Uhr. „Es ist zwölf, meine Herren — die Nacht will ihr Recht."

„Das heißt, Frau Anna mag nicht länger allein bleiben," neckte der Rechtsanwalt. „Wann werdet ihr denn in die Sommervilla übersiedeln?"

„Wahrscheinlich in acht bis vierzehn Tagen. Und wie steht es mit deinen Reiseplänen?"

„Vorläufig schlecht," seufzte Dubois. „Du weißt ja, daß ich mein Buch über ‚Die Rechte der Frau nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch' bis zum Herbst unter Dach bringen muß, und da das Material glücklich zusammengebracht ist, geht es jetzt an die Ausarbeitung. Ich suche in der Zeitung eine Stenographin, die zugleich mit der Maschinenschrift Bescheid weiß. Kannst du mir etwa eine empfehlen?"

„Also eine Klapperschlange!" sagte Steffens lachend. „Sind Sie auch kein Vögelchen, Doktor, das sie bezaubern und verschlingen könnte?"

Die drei Herren brachen lachend auf.

Unter den Kolonnaden verabschiedete sich der Polizeirat, während die beiden anderen langsam dem neuen Jungfernstieg zu schlenderten.

Es war eine wundervolle Mainacht, und die Bogenlampen am Alsterbassin kamen unter dem strahlenden Mondlicht kaum zur Geltung.

Das Leben auf den Straßen hatte seinen Höhepunkt noch nicht überschritten.

„Wir sind eigentlich schauerlich solide," seufzte Dubois und setzte dann hinzu: „Dennoch beneide ich dich um diesen Sommer, Ludwig. Während wir hier die Nacht zum Tage machen, wirst du draußen in deiner Villa mit deiner Frau ein Schäferdasein führen. — Und das geht nun schon ins fünfte Jahr! — Opfere den Göttern eine Hekatombe, mein Junge — du hast wahrhaftig Grund dazu."

„Warum heiratest du nicht auch, Heinz?"

„Es gibt zu viele Nieten in dieser Lotterie," entgegnete der Rechtsanwalt. „Aber selbst wenn mir das große Los zufallen sollte, so würde ich mich in seinem Besitz doch nicht ganz behaglich fühlen. An einer fetten Zahl hängen immer so viele Nullen, das ist in diesem Falle die teure Schwägerschaft, die man sich nicht ebenso aussuchen kann wie ein molliges Weibchen."

Sie gingen einige Schritte weiter und passierten eben den Alsterpavillon. Zu ihrer Linken lag der vornehme „Hamburger Hof" mit seinen langen, jetzt lichtlosen Fensterreihen.

„Warum bist du auf einmal so schweigsam geworden?" fragte Dubois plötzlich.

„Bei dem Anblick des Hotels dachte ich an unsere letzte Unterhaltung. Hamburg ist nicht Paris oder London, aber dieser geheimnisvolle Hochstapler — denn

es ist meiner Meinung nach sicher ein Mann — kann auch nächstens hierher kommen."

„Gewiß. Was weiter? Wir beide sind ja keine Hotelgäste."

„Nein," sagte Rawen zerstreut. „Aber der Mensch interessiert mich. Er geht immer wie ein Schatten neben mir. Nach den Zeitungsnotizen muß er eine sehr sorgfältige Erziehung genossen haben, denn nur ein Mann von wirklich gediegener Bildung kann längere Zeit gewissermaßen vor aller Augen Verbrechen begehen, ohne den Verdacht auf sich zu lenken. Für uns, die wir ebenfalls zu der sogenannten Gesellschaft gehören, ist das ein höchst beschämender Gedanke."

Der Rechtsanwalt nickte. „Bildung ist die peinlichste und gefährlichste Eigenschaft des Verbrechers. Aber man darf daraus keinen Vorwurf gegen die Gesellschaft erheben, während ich bei der Verteidigung eines armen Teufels oft die größte Lust verspürte, unser ganzes soziales System anzuklagen. Wer freiwillig von der Höhe in die Tiefe steigt, der verdient weder unser Interesse noch unser Mitleid, es sei denn, daß der Irrenarzt den Richter ersetzen müßte."

Sie hatten ein am neuen Jungfernstieg gelegenes stattliches Haus erreicht, dessen Erdgeschoß an der linken Hälfte mit dicken Eisenstäben versehen war. Rawen zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Tür.

Dann verschwanden beide Männer in dem matt erhellten Flur.

* * *

Das in der lebhaftesten Geschäftsgegend liegende Haus hatte folgende Einrichtung. Links vom Eingang befand sich zur ebenen Erde das Bankgeschäft des Kon=

suls Ludwig Rawen, während die rechte Hälfte von einem großen Konfektionsgeschäft eingenommen wurde.

Den ganzen ersten Stock hatte der Rechtsanwalt Doktor Dubois gemietet und teilweise zum Bureau, teils aber zur Privatwohnung eingerichtet.

Er folgte hierin nicht der Gepflogenheit seiner Kollegen, die fast ausnahmslos in den eleganten Vororten wohnen und ihre Bureaus in der Gegend des Freihafens oder der Börse haben, aber da er sich aus verschiedenen Gründen nicht entschließen konnte, einen Teilhaber anzunehmen, so fand er die räumliche Verbindung von Geschäft und Wohnung notwendig oder zum mindesten bequem.

Außerdem brauchte er nur eine Treppe höher zu steigen, um sein einsames Junggesellenlos zu vergessen. Dort wohnte nämlich der Konsul Rawen mit seiner Gattin, und da Frau Anna ein sehr lebhaftes und geselliges Temperament besaß, so empfand sie es als angenehme Zerstreuung, daß der junge Hausgenosse sich ihr und ihrem etwas hypochondrischen Mann in freundschaftlicher Weise widmete.

Dubois entstammte, wie schon sein Name verriet, einer französischen Emigrantenfamilie, die allerdings schon lange Zeit in Deutschland lebte; aber der Tropfen romanischen Blutes in seinen Adern war noch immer stark genug, um ihn zum liebenswürdigen Gesellschafter zu machen, der besonders gegen Damen ein ritterliches Benehmen nicht nur zur Schau trug. In dem etwas steifleinenen Hamburg war aber diese Eigenschaft der jungen Frau um so sympathischer, als sie selbst im Rheinlande geboren war und aus ihrer Abneigung gegen alles Schwerfällige nicht den geringsten Hehl machte.

„Überhaupt diese Ehe!“ sagten die Leute.

Man mißbilligte sie nicht gerade, sondern ging nur

mit leichtem Lächeln darüber hinweg. In einer Stadt, wo das Geld und nur das Geld die ausschlaggebende Rolle spielt, war der Respekt vor dem allmächtigen Mammon viel zu groß, um nicht auch einen kleinen ehelichen Kuhhandel mit Nachsicht zu beurteilen. Es war ja ganz natürlich, daß die schöne, aber unbemittelte Anna Keller mit beiden Händen zugriff, als der fast doppelt so alte reiche Bankier ihr vor fünf Jahren Herz und Hand zum Ehebunde antrug.

Dubois behauptete mit Entschiedenheit, daß kein Ehemann nach so langer Zeit seine Frau noch zärtlicher lieben könne, als es hier ganz offenkundig der Fall sei. Aber seitdem er das Material zu seinem Buche über die Rechte der Frau sammelte, drückte er sich etwas kritischer aus.

„Eine Frau," sagte er, „hat nicht nur das Recht auf Liebe schlechthin, sondern sie hat auch ein Anrecht auf den Ausdruck der Liebe in ihrem speziellen Sinne. Wer gerne Konfekt ißt, den soll man nicht mit Obst füttern, selbst wenn nach Ansicht der Ärzte Obst gesünder ist als Zuckerwerk."

Das stand freilich nicht in dem Bürgerlichen Gesetzbuch, aber es war dem Rechtsanwalt Doktor Dubois angeerbt, und darum sind die Franzosen so liebenswürdige Ehemänner.

Frau Anna erfreute sich an dem Schimmer einer leichten und gefälligen Geselligkeit; sie liebte es, große Reisen zu machen und moderne Bäder aufzusuchen. Eine Villa in Harvestehude oder mindestens auf Uhlenhorst war ihr sehnlichster Wunsch. Aber Konsul Rawen hegte die Ansicht, daß die schweren Weine und die echten Havanna zu zwei bis drei Mark das Stück seiner Gesundheit nicht zuträglich wären; er fand es im übrigen nirgends schöner als gerade in seiner Vaterstadt Ham-

burg und bedauerte bisweilen, daß alle besseren Grundstücke der eleganten Vorstädte bereits in festen Händen wären.

„Er ist ein Blaubart oder ein Egoist," sagten die Leute.

Um wenigstens den Sommer im Freien zu genießen, hatte der Bankier ein kleines Landhaus an der Bahnstrecke Hamburg-Kuxhaven erstanden; es lag nicht mehr auf hanseatischem Gebiet und mußte für großstädtische Begriffe etwas einsam genannt werden, aber man konnte es bequem in einer kleinen halben Stunde mit der Bahn erreichen, und da die Verbindung durch zahllose Züge hergestellt wurde, so konnte Rawen tagsüber den Geschäften nachgehen und dennoch jeden Abend seine Blumen in „Annenruh" draußen begießen.

„Es ist ein Hohn," sagten die Leute, „diese Bauernkate nach der schönen und eleganten Frau zu benennen." Denn Anna Rawen war auf eine solche Ruhe durchaus nicht erpicht.

Ungeachtet dessen hatte die Hamburger Geschäftswelt vor dem Bankier Ludwig Rawen einen großen und wohlbegründeten Respekt. Er galt für unbedingt zuverlässig in seinem Beruf und war fast ein Fanatiker des guten Namens. Sobald die Unterhaltung irgend ein zweifelhaftes Börsenmanöver berührte, kniff er die Lippen zusammen und hüllte sich in undurchdringliches Schweigen; wurde der Name eines offenkundigen Betrügers genannt, nahmen seine freundlichen blauen Augen einen stahlharten Glanz an.

Über Verfehlungen der Gesellschaft zu reden und zu richten, war nicht seine Sache, aber eine tiefe Schwermut, die sich seiner bei gewissen Anlässen bemächtigte, führte seinen Freund Dubois auf die Vermutung, daß Ludwig Rawen mit irgend einer bitteren persönlichen

Erinnerung zu kämpfen hatte. Und es waren auch tatsächlich Schatten in sein Leben gefallen.

Anna stammte aus einer rheinischen Stadt, wo ihr Vater als beliebter und tüchtiger Arzt gelebt hatte. Der alte Doktor Keller betrachtete das Dasein nicht als eine irdische Prüfungszeit und huldigte dem Grundsatz vom „Leben und leben lassen" in liebevollster Weise.

Seinem einzigen Sohne Hugo gegenüber aber mit Unvernunft.

Der junge, bildhübsche und gutbegabte Mensch glitt schon auf dem Gymnasium zwei- bis dreimal ganz dicht an der Relegation vorüber, aber eine stark ausgeprägte Schauspielerkunst rettete ihn immer wieder vor dem Äußersten. Als er aber dann die Universität bezog, um Medizin zu studieren, ereilte ihn das Verhängnis. Er verspielte als Kassenwart seiner Verbindung die ihm anvertrauten Gelder und wurde ausgeschlossen. Bis an die Gerichte kam die Angelegenheit nicht, denn der betrübte Vater deckte den Fehlbetrag und schickte sein Söhnchen auf eine entfernte Hochschule.

Damals war es, wo Hugo Keller ein echtes Zeugnis seines schwankenden Charakters ablegte. Er nahm in einem Anfall von Verzweiflung Gift und lief dann in einem Anfall der Reue in die Apotheke, um ein Brechmittel daraufzusetzen. Dann schrieb er seinem Vater einen Brief, in dem er sich als Lumpen bezeichnete und zugleich um Erhöhung seines Wechsels bat.

Ungefähr um dieselbe Zeit verlobte sich Ludwig Rawen mit Anna Keller. Er hatte die junge Dame mit ihrem Vater im Bade kennen gelernt und war von ihrem Liebreiz gefesselt worden. Die Familienverhältnisse erschienen dem vorsichtigen Manne in einem durchaus günstigen Lichte. Auf Vermögen legte der reiche

Bankier keinen Wert, der verwitwete Schwiegervater hatte eine angesehene Stellung, der junge Schwager studierte Medizin — von jenen Nullen, die Dubois so sehr fürchtete, konnte anscheinend also nicht die Rede sein.

So wurde die Hochzeit mit anständigem Glanz gefeiert, und Hugo Keller, der natürlich erschienen war, trank bei dem Festmahl seinem Schwager auf gute Freundschaft zu.

Als die Gläser der beiden Männer zusammenklangen, blickte die schöne Braut etwas befangen in das ihrige.

Aber Bräute sind ja immer verlegen.

Auf der Hochzeitsreise schrieb Anna von Mailand aus einen Gruß an ihren Bruder, und der junge Ehemann setzte seinen Namen mit darunter. Er war dem Schwager noch zu fremd, um bloß „Ludwig" zu schreiben, und zeichnete daher in derselben Weise, wie er seine Firma zu zeichnen pflegte. Anna tadelte das mit scherzenden Worten und nannte zum ersten Male ihren Mann einen Pedanten.

Dann dachten beide nicht mehr daran.

Aber nach Verlauf von einigen Monaten tagte es schrecklich.

Da wurde dem Bankier Ludwig Rawen ein Wechsel über zehntausend Mark präsentiert, den der Student Hugo Keller auf ihn gezogen hatte, und der sein wohlbekanntes eigenhändiges Akzept trug. Wenn man freilich die Lupe zu Hilfe nahm, dann stellte sich die Querschrift als eine feine und geschickte Fälschung heraus, und Ludwig Rawen fand zum ersten Male in seinem Leben Veranlassung, zu bereuen, daß er auf der Hochzeitsreise nicht freundschaftlicher an den Bruder seiner jungen Frau geschrieben hatte.

Der Bankier handelte bei dieser Gelegenheit genau

so, wie es ihm sein Begriff von Familienehre vorschrieb. Er bezahlte den Wechsel, ohne nur mit den Wimpern zu zucken, und teilte sodann seiner Frau in schonender Weise den ganzen Sachverhalt mit. Anna war natürlich sehr bestürzt über die Tat ihres Bruders, aber es wurde bei dieser Gelegenheit doch offenkundig, daß in den Adern der ganzen Familie Keller etwas leichtes Blut rollte, denn die junge Frau wies sofort auf die vielen Versuchungen des akademischen Lebens hin und suchte das begangene Verbrechen damit in ein möglichst mildes Licht zu rücken.

Ludwig Rawen entschuldigte im stillen diese Regung mit der Stimme der Natur, aber er ließ sich dadurch von seinem Vorhaben nicht abbringen. Er reiste sofort zu seinem Schwiegervater, legte diesem den gefälschten Wechsel vor und bewirkte, daß Hugo telegraphisch herbeigerufen wurde.

Es gab nunmehr zwischen den drei Verwandten eine Szene, die äußerlich sehr ruhig verlief, aber dennoch zum vollständigen Bruch führte.

Hugo räumte seine Tat unumwunden ein. Er hatte wieder gespielt, Ehrenschulden gemacht und seinen alten Vater nicht aufs neue kränken wollen, wie er etwas theatralisch erklärte. Im übrigen faselte er von einem erhofften Lotteriegewinn, mit dem er den Wechsel vor der Verfallzeit hätte einlösen wollen. Seine haltlose Natur kam bei dieser Gelegenheit wieder so recht zum Vorschein, und schließlich forderte er eine Pistole, um sich erschießen zu können.

Dieses gefährliche Werkzeug war gerade nicht zur Hand, hingegen erbot sich der alte Sanitätsrat, seinem Schwiegersohn die zehntausend Mark gegen Aushändigung des Wechsels zu ersetzen.

Konsul Rawen lehnte dieses Anerbieten ab.

„Sie sind ein alter Mann," sagte er, „und brauchen das Geld viel notwendiger als ich. Aus derartigen Rücksichten habe ich die Reise hierher nicht unternommen. Ebensowenig bin ich geneigt, den gefälschten Wechsel herauszugeben, denn Sie würden ihn natürlich vernichten und damit die ganze Sache aus der Welt schaffen. Das liegt vielleicht in Ihrem Interesse, aber nicht in dem meinigen. Denn es handelt sich nicht nur um Ihren Sohn, sondern zugleich um den Bruder meiner Frau. Meine Bedingungen sind folgende: Zu den zehntausend Mark, die ich bereits für die Ehre der Familie geopfert habe, lege ich noch fünftausend hinzu. Dieser junge Mann hier verpflichtet sich dagegen, Europa zu verlassen, seinen Namen abzulegen und seinen Angehörigen niemals wieder unter die Augen zu treten. Wenn er diesen Vertrag erfüllt, so bleibt der Wechsel bis zur Verjährung der Strafverfolgung, also zehn Jahre lang, in meinem Schreibtisch liegen und soll alsdann endgültig vernichtet werden. Wenn er ihn bricht, so befindet sich die gefälschte Urkunde binnen vierundzwanzig Stunden in den Händen der Staatsanwaltschaft."

„Ich bin bereit, mich totzuschießen!" versicherte Hugo nochmals mit einer großartigen Handbewegung.

Rawen aber entgegnete etwas verächtlich: „Vielleicht würden Sie es tun, vielleicht auch nicht. Jedenfalls will ich nicht der Anstifter zu einem Selbstmorde sein. Das Leben kann Ihnen noch Besserung bringen, der Tod niemals. Vor allen Dingen aber will ich mich und meine Frau gegen einen Familienlumpen schützen."

Nachdem dieses harte Wort gefallen war, blieb jede weitere Verständigung ausgeschlossen. Der Bankier legte fünf Tausendmarkscheine auf den Tisch, verließ

das Haus seines Schwiegervaters und kehrte nach Hamburg zurück.

Einige Tage später erhielt er von dem alten Sanitätsrat die kühl gefaßte Anzeige, daß Hugo sich über Bremen nach Amerika eingeschifft habe.

Seitdem hörte man nichts mehr von Hugo Keller.

Der alte Herr hatte den letzten Schlag, an dem er sich selbst einen Teil der Schuld beimessen mußte, doch nicht ganz verwinden können. Er starb ungefähr ein halbes Jahr später ganz plötzlich, und nach seinem Tode stellte sich heraus, daß kein Heller Vermögen vorhanden war.

Anna sprach hierüber ihr Befremden aus, und Konsul Rawen dachte im stillen, daß der schwache Vater vermutlich den letzten Sparpfennig seinem ungeratenen Sohne mit auf den Weg gegeben habe.

Jedenfalls war er mit diesem Ergebnis ganz zufrieden, denn bei seinem eigenen Vermögen konnten ein paar tausend Mark Erbschaft nicht ins Gewicht fallen, und er wurde jedenfalls der Notwendigkeit überhoben, für seinen verschollenen Schwager ein Erbe zu verwalten und gerichtliche Formalitäten zu erfüllen.

Für verschollen aber galt Hugo Keller zwischen den Eheleuten tatsächlich. Er hatte seit fünf Jahren kein Lebenszeichen von sich gegeben, und sein Name wurde in dem Hause am Jungfernstieg niemals genannt. Nähere Bekannte wußten natürlich, daß Frau Konsul Rawen einen Bruder hatte, aber bei gelegentlichen Fragen hieß es, derselbe sei in Amerika Arzt und lasse wenig von sich hören. Selbst Dubois war nicht von dem wahren Sachverhalt unterrichtet, sonst würde er es selbstverständlich vermieden haben, auf dem Wege von Pforte zum neuen Jungfernstieg von jenen Nullen

zu sprechen, die ihm das Heiraten als eine bedenkliche Sache erscheinen ließen.

* * *

Die Fensterreihen des „Hamburger Hofes", die so schweigend und lichtlos vor den beiden heimkehrenden Freunden dagelegen hatten, verharrten in diesem Zustand die ganze Nacht.

Es kam nicht ein einziges Mal vor, daß dieser oder jener Gast die Kontaktlampe neben seinem Bette andrehte, weil irgend ein vermeintliches Geräusch im Zimmer oder ein wirklicher Laut auf dem Korridor seine Aufmerksamkeit wachrief; denn die Schlösser der Türen waren so ausgezeichnet, daß der Gedanke an einen Eindringling nicht aufkommen konnte, und die dicken Läufer auf den langen Korridoren dämpften jeden Schritt erst spät Heimkehrender.

Vielleicht hätte es der Mühe gelohnt, in dieser köstlichen Frühsommernacht an das Fenster zu treten, um den märchenhaft schönen Blick auf die mondbeglänzte Binnenalster zu genießen, aber die Reisenden hatten wohl schon tagsüber das bewegte Hamburger Leben ausgekostet, oder sie waren erst mit einem späten Zuge eingetroffen, und sie empfanden alle das Bedürfnis, unter dem sicheren Schutze des vornehmen Hotels eine ungestörte Nacht zu verbringen.

Es befanden sich natürlich sehr reiche und sehr vornehme Gäste unter den Insassen des Hotels. Zuletzt hatte der Frankfurter D-Zug noch ihrer zwei gebracht, die beide zuvor telegraphisch angemeldet waren.

Die Marquise de Meurrier aus Paris erschien mit Dienerschaft — Lakai und Kammerzofe — und bezog mit letzterer drei nach der Alster gelegene Zimmer

des ersten Stocks, während Monsieur François in den höheren Regionen untergebracht wurde.

Der zweite Gast war ein Baron v. Prangen aus Wien. Dieser Familienname war in der Umgegend von Hamburg nicht ganz unbekannt, denn vor einer langen Reihe von Jahren siedelte der letzte Träger desselben von Holstein nach Österreich über, trat dort in die Armee ein und sollte mehrere Söhne in glänzenden Verhältnissen hinterlassen haben.

Der Baron erschien ohne Begleitung und hatte telegraphisch um Salon nebst Schlafkabinett in stiller Lage gebeten. Er wurde ebenfalls im ersten Stock, aber nach hinten hinaus, untergebracht und sprach in vornehm-schlichter Weise seine Zufriedenheit mit der Wohnung aus, während die alte lebhafte Französin zunächst allerhand auszusetzen hatte.

Besonders gefiel es ihr gar nicht, daß zwischen dem dritten, der Zofe angewiesenen Zimmer und ihren eigenen Gemächern keine Verbindungstür bestand. Sie sei daran gewöhnt, Mademoiselle Jeanette stets in ihrer unmittelbaren Nähe zu haben, und würde sich also sehr unbehaglich fühlen. Der herbeigeholte Geschäftsführer aber erläuterte in elegantem Französisch, daß die Mehrzahl der Herrschaften sich mit zwei Zimmern begnüge und der Verbindung zu einem dritten durchaus abgeneigt sei.

Am folgenden Morgen erstatteten die einzelnen diensttuenden Etagenkellner dem Portier ihren üblichen Bericht. Es war nichts von Belang vorgekommen, insbesondere hatte der erste Stock, der die verwöhntesten Gäste barg, keine Wünsche oder Beschwerden geäußert.

Nur Fritz, der Beherrscher des zweiten Stocks, hatte eine kleine Bemerkung anzubringen.

„Es wird gut sein," sagte er, „wenn wir auf den

Italiener ein wachsames Auge haben. Er ist diese Nacht auf dem Korridor gesehen worden, und zwar in einer etwas auffälligen Toilette. Die meisten Herren tragen doch weiße Wäsche, aber sein Nachthemd ist von dunkler Farbe gewesen."

Der gewiegte Portier spitzte die Ohren. „Schwarz?" fragte er.

„Das will ich nicht gerade behaupten, aber unbestimmt war die Farbe jedenfalls."

Der Portier blickte in sein Buch. „Hm — Signor di Costa aus Mailand. Will nicht viel sagen. Wissen Sie, Fritz, die nächtliche Promenade kann sehr natürlich zusammenhängen. Und wenn das Nachthemd nicht gerade von schwarzer Seide war, wie die Hoteldiebe es lieben, dann wollen wir der Sache kein weiteres Gewicht beilegen. Im übrigen sind unsere patentierten Zimmerschlösser das beste Schutzmittel gegen unliebsamen Besuch."

Ungefähr um neun Uhr erschien besagter Signor di Costa in der Portierloge, um seine Rechnung zu begleichen und sein Gepäck für den Halbzwölfuhrzug auf den Pariser Bahnhof zu bestellen. Es war ein schwarzer, hagerer Herr in mittleren Jahren mit etwas stechenden Augen. Die Marotte, dunkle Nachthemden zu tragen, sah man ihm nicht an, wenigstens war seine Tageswäsche von blendendem Weiß.

Er zahlte mit französischem Gold, klagte darüber, daß die vorzügliche, aber etwas schwere Hamburger Küche ihm nicht sehr gut bekommen sei, und verschwand unter Hinterlassung eines sehr nobeln Trinkgeldes.

Der Portier kreidete den Zug und die Zimmernummer auf die große schwarze Tafel und dachte nicht weiter an den schwarzen Gast.

Er sollte auch bald den Kopf von anderen Dingen voll genug haben.

Bald darauf erschien Baron Prangen im Frühstückszimmer. Auf der Treppe zum Erdgeschoß begegnete ihm ein Zimmerkellner, der eine große silberne Tablette in die Gemächer der Frau Marquise schleppte. Prangen trat zur Seite, um den Frackträger durchzulassen, und lächelte dabei ein wenig. Er war am Abend zuvor Zeuge jener Verhandlungen über die fehlende Verbindungstür gewesen, und die etwas komische Gestalt der alten Französin mochte vor seinem geistigen Auge aufsteigen.

Von der Marquise kam übrigens bald ein zweites Lebenszeichen. Monsieur François erschien in der Portierloge und bestellte in schauerlichem Deutsch einen Hotelwagen. Es wurde ein eleganter Landauer eingespannt, und als die ganze Reisegesellschaft — François auf dem Bock, Mademoiselle Jeanette im Fond neben ihrer Herrin — abkutschierte, sagte der eine Hausdiener zu seinem Kollegen: „Das hätte die alte Schraube auch billiger haben können! Aber was aus Paris kommt, das hat immer noch mehr Geld als ein Hamburger Senator."

Nun war bis elf Uhr eine friedliche Zeit. Die Mehrzahl der Gäste hatte das Hotel verlassen, und die Tätigkeit der Zimmermädchen begann in den einzelnen Stockwerken.

Da erschien Baron Prangen in dem Kontor des Geschäftsführers und bat um eine kurze Unterredung. „Es tut mir leid, mein Herr," sagte er, „Ihnen eine peinliche Mitteilung machen zu müssen. Ich vermisse einen sehr wertvollen Siegelring mit meinem Familienwappen. Ich hatte das alte Erbstück nach meiner Gewohnheit in die Schmuckschale auf meinem Nachttisch

gelegt und wollte es soeben nach Vollendung meiner Toilette an mich nehmen, fand es aber nicht mehr vor. Vielleicht läßt sich die Angelegenheit in unauffälliger Weise aufklären, denn im Interesse des Hotels möchte ich höchst ungern die Polizei damit behelligen."

Der Geschäftsführer verbeugte sich. „Ich danke Ihnen für diese Rücksicht, Herr Baron. Darf ich fragen, ob Sie im Laufe des Morgens das Zimmer verlassen haben?"

„Ungefähr eine halbe Stunde. Ich kam zum Frühstück herunter und gab meinen Schlüssel in der Portierloge ab. Nach meiner Rückkehr waren die von mir bewohnten Räume inzwischen gesäubert worden. Natürlich hat bei Ihnen wie überall das Zimmermädchen wohl einen Hauptschlüssel?"

„Allerdings, Herr Baron. Aber die betreffende Person steht seit Gründung des Hotels in unserem Dienst, und ich kann mich für ihre Ehrlichkeit absolut verbürgen."

Der Baron nickte. „Meine Bemerkung war auch nur eine Antwort auf Ihre Frage. Übrigens kann ich nicht einmal behaupten, daß der Ring noch vorhanden war, als ich zum Frühstück hinunterging. Ich weiß nur ganz bestimmt, daß ich ihn beim Zubettgehen in die Schmuckschale gelegt habe, und daß er jetzt fehlt."

„Herr Baron hatten natürlich die Nacht das Zimmer verschlossen?"

Prangen stutzte. „Das weiß ich wirklich nicht genau! — Warten Sie einmal — ich glaube kaum, denn ich war von der Reise sehr ermüdet. Aber mein Schlaf ist außerordentlich leicht, und es ist doch kaum denkbar —"

„Heutzutage ist alles möglich, Herr Baron! Wollen Sie, bitte, ein wenig warten. Ich werde mit dem

Portier Rücksprache nehmen. Der besitzt mehr Menschenkenntnis als mancher Polizist."

Während dieser Unterhaltung hörte man das Rollen eines Wagens in der Torfahrt. Die Marquise de Meurrier war zurückgekehrt und rauschte die Treppe zu ihren Gemächern hinauf.

Prangen setzte sich verdrossen in einen der herumstehenden Sessel. Er betrachtete melancholisch den Zeigefinger der linken Hand, der die deutlichen Spuren eines Siegelringes trug. Sein hübsches, jugendliches Gesicht zeigte einen Ausdruck von Trauer. Der Verlust des Familienstücks ging ihm offenbar nahe.

Da kam der Geschäftsführer mit verlegener Miene zurück. „Herr Baron werden vermutlich das Opfer eines Gauners geworden sein. Man hat diese Nacht einen Hotelgast in dunklem, also höchst ungewöhnlichem Nachtzeug auf dem Korridor gesehen. Es ist das ein Trick, gegen den sich die Reisenden nur durch Verschließen des Zimmers schützen können. Der Betreffende hat das Hotel bereits verlassen und sein Gepäck nach dem Pariser Bahnhof schicken lassen. Er dürfte in diesem Moment schon abgereist sein."

Im ersten Stockwerk läutete es plötzlich Sturm, und man hörte gleich darauf eine kreischende Frauenstimme.

Der Geschäftsführer horchte auf und wurde blaß. „Da haben wir die Bescherung!" murmelte er ingrimmig. „Diese Dame wird schwerlich so diskret sein, wie Sie, Herr Baron, es gewesen sind!"

Von Diskretion war hier freilich nicht die Rede.

Die Marquise de Meurrier kam wie eine Furie die Treppe heruntergefegt. Sie machte jetzt durchaus nicht den Eindruck einer Vertreterin des alten vornehmen französischen Adels. Aber es handelte sich freilich bei

ihr um Dinge, an denen das Frauenherz auch noch im Alter hängt.

In einem greulichen Gemisch von Deutsch und Französisch schrie sie jedem zu, der es hören wollte — und es war so ziemlich das gesamte Hotelpersonal —, daß ihr ein Schmuck aus dem Koffer entwendet worden sei, „ein Kollier — viele tausend Franken teuer — o, ein sehr söner Halsband von die tote grand'mère".

Es mußten also Steine sein, die noch vor die Zeit der Revolution zurückreichten, und vielleicht noch älter waren als der Wappenring des Barons Prangen.

Dieser war durch den Lärm ebenfalls herbeigelockt worden und suchte die aufgeregte Dame zu beruhigen.

„Sie finden an mir einen Leidensgenossen, gnädige Frau," sagte er in tadellosem Französisch. „Nur bin ich erstaunt, daß auch Sie das Opfer desselben Gauners geworden sind, denn Sie werden doch ganz gewiß die Tür zu Ihren Zimmern sehr sorgfältig verschlossen haben, während das bei mir leider nicht der Fall gewesen ist."

O ja, das hätte sie getan, denn sie wäre sehr furchtsamer Natur. Aber wer dächte denn daran, daß am hellen, lichten Tage —

Allmählich verzog sich das Unwetter in die Ferne. Die ruhige und vornehme Art des Barons schien der alten Französin doch zu imponieren, und außerdem ist es immer ein Trost, wenn andere das gleiche Schicksal zu beklagen haben. Aber sie bestand darauf, sofort abzureisen. Auf eine Beschreibung des Schmuckes, den Ort seiner Aufbewahrung und alle sonstigen Einzelheiten wollte sie nicht eingehen, und auch die Hamburger Polizei schien ihr nur ein mäßiges Vertrauen einzuflößen.

„Mack' Sie die Recknung," sagte sie zum Portier,

„ick reisen ab sofort. Diese sein ein sehr sleckte Haus!“

Als der Geschäftsführer sie bat, wenigstens ihre Adresse zu hinterlassen, da man selbstverständlich die sorgfältigsten Ermittlungen anstellen werde, drehte sie ihm verachtungsvoll den Rücken.

Bereits eine Viertelstunde später fuhr die Marquise de Meurrier mit einer Hast zur Bahn, die fast den Charakter der Flucht an sich trug.

Prangen hatte sich inzwischen nach dem Lesezimmer begeben und in die „Times“ versenkt. Wie er der französischen Sprache mächtig war, so schien er auch die englische zu beherrschen.

Der Geschäftsführer suchte ihn dort noch einmal auf.

„Sie waren sehr diskret, Herr Baron,“ sagte er, „und ich danke Ihnen dafür aufrichtig. Aber nach diesem zweiten Diebstahl ist es meine unabweisbare Pflicht, sofort die Kriminalpolizei zu benachrichtigen. Schon der Ruf des Hotels fordert diese Maßregel. Würden Sie vielleicht die Güte haben, mir eine Beschreibung des vermißten Siegelrings zu geben?“

Prangen nickte. „Ich begreife vollkommen. Die Marquise hat ja das Hotel selbst in ihrem ungerechten Zorn verdächtigt. Ich beabsichtige noch einige Zeit zu bleiben und stehe daher persönlich der Polizei zur Verfügung. Inzwischen bin ich gerne bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen. Das Prangensche Wappen, welches sich auf dem Siegelring befindet, zeigt einen radschlagenden Pfau — ein prangendes Tier,“ setzte er lächelnd hinzu, „und nach dieser Beschreibung wird es der geschickten Hamburger Polizei vielleicht gelingen, den dunklen Ehrenmann zu erwischen.“

Ein leiser Zweifel klang doch in diesen Worten durch.

Aber das Gespräch wurde nicht fortgesetzt, denn es

trat ein Kellner heran und überbrachte dem Baron auf silberner Schale einen zierlichen Brief.

Der Geschäftsführer zog sich diskret zurück, und Prangen öffnete das Schreiben, welches nur wenige Worte enthielt.

Dann setzte er sich an einen der Schreibtische, blätterte im Adreßbuch und zog den aufliegenden Plan der Stadt Hamburg sorgfältig zu Rate.

* * *

An dem Morgen desselben Tages betrat Doktor Dubois zur gewohnten Zeit sein Arbeitszimmer.

Dieser Raum bildete gewissermaßen einen Übergang zwischen der Privatwohnung und dem Bureau, denn es lag gerade in der Mitte und zugleich direkt über dem Geschäftslokal des Bankiers Rawen.

Von der rechten Seite beginnend, kam zunächst ein Schlafzimmer, ein Speisezimmer und ein Salon. Daran fügte sich das erwähnte Arbeitskabinett, und von diesem aus betrat man als letzten Raum der Front ein sehr schmales Zimmerchen, in dem Dubois seine Klienten zu empfangen pflegte. Die eigentlichen Bureauräume lagen in dem nach dem Hofe gehenden Seitenflügel und wurden auch von dem Recht suchenden Publikum durch den Hof betreten.

Dubois wechselte seinen Aufenthalt beständig zwischen dem halb privaten Arbeitszimmer und dem kleinen Kabinett. Er liebte es, sich auch während der Sprechstunden in den ersteren Raum zurückzuziehen und dort literarischen Arbeiten obzuliegen. Ungeachtet seiner dreißig Jahre trug er sich mit dem Plan, in die akademische Laufbahn überzutreten, und das Werk, dessen Fertigstellung unmittelbar bevorstand, sollte die Brücke zu einem Lehramt bilden.

Materiell war er unabhängig. Sein Vermögen betrug etwa vierhunderttausend Mark und lag in guten Staatspapieren auf der Hamburger Bank. Er konnte ja nach hanseatischen Begriffen nicht gerade für reich gelten, aber der Zinsertrag reichte in jeder deutschen Universitätsstadt zum Auskommen, und ein Wechsel des Wohnorts war ja unbedingt mit der Ausführung des gehegten Planes verbunden.

Dubois befand sich in einer sehr behaglichen Stimmung. Die schwierigen und umfangreichen Vorarbeiten für das wissenschaftliche Werk waren erledigt und lagen auf sorgfältig beschriebenen Zetteln wohlgeordnet im Schreibtisch. Es handelte sich jetzt nur darum, das Ganze in eine elegante und lesbare Form zu bringen, und dieser geistige Hochgenuß, den jeder echte Schriftsteller zu würdigen weiß, wurde nur durch die mechanische Tätigkeit des Schreibens ein wenig verkümmert.

Der junge Rechtsanwalt hatte daher vor ungefähr einer Woche den Versuch gemacht, durch die Zeitung eine geeignete Stenographistin ausfindig zu machen, denn seine eigenen Schreiber konnten für diesen Zweck nicht in Betracht kommen. Aber der Erfolg war nicht gerade sehr ermutigend gewesen.

Gemeldet hatten sich natürlich genug weibliche Wesen, und es befanden sich darunter solche mit vorzüglichen Zeugnissen, aber nach einer Unterhaltung von wenigen Minuten hatte Dubois regelmäßig erklärt, daß er sich die Sache noch überlegen wolle, und die Bewerberinnen waren alsdann mit betrübter Miene wieder abgezogen.

Das wirkte natürlich peinlich für beide Teile, und als Heinz jetzt ernstlich vor dem Beginn der Arbeit stand, faßte er plötzlich den Entschluß, dennoch sein eigener Sekretär zu sein.

Er setzte sich an den Schreibtisch und warf zwei Zeilen aufs Papier, in denen das Zeitungsgesuch für erledigt erklärt wurde, als der Bureauvorsteher eintrat und den Besuch einer Dame anmeldete.

Daß Herr Petersen selbst kam, anstatt einen Schreiber zu schicken, war schon etwas Ungewöhnliches und ließ darauf schließen, daß die Klientin dem alten Fuchs imponiert hatte. Dubois vertauschte daher die Joppe mit einem Gehrock und begab sich in das anstoßende Kabinett, wo die Fremde bereits auf dem kleinen Sofa saß.

Sie erhob sich zur Begrüßung, nahm aber sofort wieder auf eine einladende Bewegung Platz und zog langsam die Handschuhe von den schönen schlanken Händen.

Der Rechtsanwalt sah, daß sie keinen Ring trug, und leitete daher die Unterredung mit der Frage ein: „Womit kann ich Ihnen dienen, mein gnädiges Fräulein?"

Über das auffallend schöne Gesicht der jungen Dame glitt ein leises Lächeln. „Ich mache keinen Anspruch auf diese Anrede, Herr Doktor," sagte sie. „Ich bin allerdings ledig, aber nur eine einfache Stenographistin, die sich Ihnen auf Ihre Annonce hin zur Verfügung stellt. Mein Name ist Marion Blanchard."

Dubois fühlte sich ein klein wenig beschämt, aber als er nun mit etwas größerer Freiheit die vor ihm sitzende Erscheinung musterte, gab er doch im stillen seinem Bureauvorsteher recht.

Das junge Mädchen war allerdings sehr einfach in Schwarz gekleidet, aber gerade diese schlichte Hülle verlieh ihrer Gestalt ein vornehmes Gepräge; vor allen Dingen aber hatte das Gesicht einen Adel des Ausdrucks, den man nicht häufig in der erwerbenden Klasse findet.

Indessen — es gibt Töchter aus sehr guten Familien, die sich ihr Brot auf diese oder jene Weise verdienen müssen, und Marion Blanchard hatte vermutlich auch schon bessere Tage gesehen.

„Sie sind Französin, mein Fräulein?" fragte Dubois mit leisem Zweifel.

„Ich entstamme, wie Sie vermutlich auch, einer Emigrantenfamilie."

Das war ein leiser Appell an den gemeinsamen Ursprung, der seine Wirkung keineswegs verfehlte. Dubois spürte noch hinreichend romanisches Blut in seinen Adern, um einem ritterlichen Empfinden nicht unzugänglich zu sein, und er war schon jetzt halb und halb entschlossen, die Bittstellerin nicht ohne weiteres abzuweisen.

Da nahm Marion abermals das Wort: „Sie dürfen versichert sein, Herr Doktor, daß ich die deutsche Sprache vollkommen beherrsche. Meine Erziehung hat mich dazu befähigt. Aber ich hege eine andere Sorge: in der Zeitungsannonce war die Rede von einem wissenschaftlichen Werk — warum suchen Sie dazu gerade die Hilfe eines weiblichen Stenographen?"

Das war köstlich. Anstatt zu examinieren, wurde der Arbeitgeber hier selbst ins Gebet genommen. Aber das geschah von schönen Lippen und mit so viel Grazie, daß Heinz sich unschwer in den Humor der Lage fand. „Ich will es Ihnen bekennen, Fräulein Blanchard," sagte er heiter. „Das Werk beschäftigt sich mit den Rechten der Frau, und es tritt für diese Rechte ein. Vielleicht werden Sie begreifen —"

Der Blick aus ihren schönen dunklen Augen war geradezu bezaubernd. „Alles, Herr Doktor, aber auch alles! Sie sehen in der Hand, die Ihre Worte niederschreibt, nicht nur eine Maschine, sondern die Hand

gehört dem lebenden und denkenden Menschen. Jeder Satz, den Sie der schreibenden Hand diktieren, fließt erst in eigenes Denken über und gelangt von dort auf das Papier. Es ist eine Art geistiger Mitarbeit, und wenn mein Anteil auch noch so gering daran ist, so wird es Ihnen doch Freude machen, bei der Frau für die Arbeit ein Verständnis zu finden, welche Sie den Frauen widmen."

Zwischen den beiden Menschen, die einander vor wenigen Minuten noch niemals gesehen hatten, entstand eine kleine Pause, und Heinz Dubois fühlte, daß diese Sekunden eine leichte Brücke woben.

Dann sagte der junge Anwalt schlicht: „Darf ich Sie bitten, in mein Arbeitszimmer einzutreten? Hier empfange ich nur meine Klienten, da drüben streife ich den Rechtsanwalt ab."

Marion folgte ihm ohne Zögern und blickte sich neugierig in dem elegant ausgestatteten Raum um. Dann legte sie Hut und Jakett ab, schmiegte die schlanke Gestalt in den Sessel, der vor dem Schreibtisch stand, und wendete den Kopf lächelnd zurück.

„Wenn Sie mir Papier geben wollen, Herr Doktor — meine Stifte führe ich natürlich bei mir."

„Also gleich?" fragte er betroffen.

„Sie werden doch eine Probe wünschen, mein Herr!"

„Allerdings — natürlich. Das heißt an Ihrer Fähigkeit zweifle ich nicht im geringsten —"

„Um so besser. Dann beginnen wir gleich mit der Einleitung. Jedes wissenschaftliche Werk hat doch mindestens eine Vorrede — nicht wahr?"

Die geistige Mitarbeit schien schon ihren Anfang zu nehmen, und Dubois wäre unter anderen Verhältnissen gar nicht so sehr davon erbaut gewesen. Aber

diese junge Dame gehörte jedenfalls nicht zu der Dutzendware ihres Berufs und mußte ganz anders behandelt werden.

„Ich bitte nur um die Erlaubnis, meine Notizen aus dem Schreibtisch zu nehmen, dann wird sich die Vorrede von selbst finden," entgegnete er und klapperte mit seinen Schlüsseln.

„Soll ich aufstehen?"

„Nein, Sie sind mir durchaus nicht im Wege."

Es war doch ein sonderbares Ding, sich fast über sie zu beugen, um die Schublade aufzuschließen. Sie hatte sich zurückgelehnt und blickte diskret nach der Seite, aber dabei sah er ihr feingezeichnetes Profil ganz in der Nähe und spürte den feinen Duft der schweren dunklen Haarmasse.

Dann, als er das ganze beschriebene Bündel an einen Nebentisch trug, wurde sie sehr geschäftig. Sie legte, ohne lange zu wählen, von den vorhandenen Papierstößen eine Lage vor sich hin, brachte aus einem Büchschen mehrere Stifte, sowie ein feines Messerchen zum Vorschein und rückte die Schultern energisch zusammen.

„Meinetwegen kann es losgehen," bedeutete diese Bewegung, „wenn du ebenso fix bist wie ich."

Ja, das war nun eine ziemlich heikle Sache.

Dubois diktierte ja ziemlich viel in seinem Beruf, aber doch meistens nur Geschäftsbriefe, die keiner großen Überlegung bedurften, während es sich hier um ein wissenschaftliches Werk handelte. Außerdem kam dieser Anfang so plötzlich und seltsam, daß den jungen Rechtsanwalt genau dasselbe Gefühl überschlich wie damals bei seinem ersten großen Plädoyer vor dem Schwurgericht, als hundert Augen sich erwartungsvoll auf ihn richteten.

Jetzt war es ja nur ein einziges Augenpaar, aber blamieren wollte er sich hier auch nicht.

Zum Glück hatte Heinz die Einleitung schon ziemlich fertig im Kopf; er legte also beide Hände auf den Rücken, begann langsam auf und ab zu gehen und diktierte zögernd die ersten Sätze. Sie formten sich unter der schreibenden Hand so schnell, daß Marion wiederholt eine Pause machen mußte.

Endlich blickte sie auf und sagte: „Sie dürfen getrost rascher sprechen, Herr Doktor. Das ist ja gar keine Anstrengung."

„Es wird schon kommen, Fräulein Blanchard."

„Sie müssen sich eben erst an meine Gegenwart gewöhnen. Oder fehlt Ihnen eine Nebenbeschäftigung? Vielleicht die Zigarre?"

Freilich, so hatte er sich's ungefähr gedacht. Behaglich in seiner Diwanecke liegend, die Zigarre im Munde, vielleicht ein Glas Portwein neben den Notizen. Aber dieses Frauenzimmer hielt ihn ja förmlich in Schach, und dabei sollte er ihr den Rauch um das feine Näschen blasen?!

Er schüttelte nur den Kopf und begann abermals zu diktieren. Nach einer Weile blieb er hinter Marion stehen und sah ihr auf die schreibende Hand.

Die ihm unbekannten Zeichen der Stenographie entstanden unter ihren schlanken Fingern mit unheimlicher Schnelligkeit. Bisweilen legte sie den stumpf gewordenen Stift hin und nahm einen anderen. Das erste Blatt war bald voll, und dieses krause Gewimmel tat seinen Augen förmlich weh.

Vielleicht schrieb sie lauter Unsinn und trieb ihren Spott mit ihm.

„Lesen Sie, bitte, das Geschriebene vor," bat er, „ich verliere sonst den Zusammenhang."

„Ach so, die Stenographie ist Ihnen ein Buch mit sieben Siegeln!"

Nach dieser kleinen neckischen Bemerkung erfüllte sie sofort seinen Wunsch und las mit so viel Ausdruck und Verständnis, daß er sein Erstaunen nicht ganz unterdrücken konnte.

Noch mehr aber machte ihn ihre Antwort auf sein Lob betroffen.

„Die Rechte der Frau sind die Leiden der Frau," sagte sie. „In diesen Stoff leben wir uns schnell hinein."

„Aber Sie sind doch noch ein junges Mädchen, Fräulein Blanchard!"

Über ihr Gesicht glitt ein feines Rot. Dann benutzte sie die entstandene Pause, um mit ihrem Messerchen einen Stift nach dem anderen langsam zu spitzen.

„Für heute mag es genug sein," fuhr er fort. „Ich fühle, daß es doch besser ist, wenn ich mich für jedes einzelne Diktat etwas sorgfältiger vorbereite. Haben Sie einen sehr weiten Weg bis hierher zurückzulegen?"

Marion schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Doktor, meine Wohnung —"

Sie brach plötzlich ab und stieß einen leisen Wehruf aus. Das scharfe Messerchen war abgeglitten, und von dem Zeigefinger der linken Hand flossen ein paar Tropfen Blut.

„Wie ungeschickt!" sagte sie. „Aber es hat nichts zu bedeuten — vielleicht besitzen Sie ein Stückchen Heftpflaster oder dergleichen?"

„Gewiß. Aber Sie müssen die Wunde erst reinigen, Fräulein Blanchard!"

„Besser wäre es wohl." Marion sah sich suchend um und lächelte den Rechtsanwalt unbefangen an. „Freilich, in einer Junggesellenwohnung —"

Die Haushälterin war nicht daheim, und in das Bureau, wo zwischen den Schreibern eine Waschtoilette stand, mochte Heinz die junge Dame nicht führen. So tat er denn, was ihm notwendig schien, in einer möglichst diskreten Weise.

Er trat in seine Wohnung, öffnete sämtliche Türen der Zimmerflucht und sagte zurückkehrend: „In dem letzten Raum finden Sie das Nötige, mein Fräulein. Ich werde mich unterdessen in das Bureau begeben."

Als er dann nach einiger Zeit das Arbeitszimmer wieder aufsuchte, hatte Marion sich schon zum Aufbruch gerüstet. Sie stand vor dem Spiegel, rückte an ihrem Hütchen und sagte über die Schulter: „Sie sind sehr hübsch eingerichtet, Herr Doktor. Aber ich denke es mir lästig, daß Wohnung und Bureau so nahe beisammen liegen."

„Es ist auch mitunter störend," bestätigte er, „besonders wenn ich ruhig arbeiten will."

„Warum verlegen Sie die Geschäftsräume nicht in das Erdgeschoß?"

„Da befindet sich bereits ein Bankgeschäft."

„Ach so. Sonst wäre die Verbindung leicht herzustellen."

Nun war sie fertig und sah ihn fragend an.

„Also wann darf ich wiederkommen, Herr Doktor? Heute war es ja nur eine Probe."

„Sind Sie zu jeder Zeit frei, Fräulein Blanchard?"

„Immer."

„Die Möglichkeit, jeden Augenblick abgerufen zu werden, ist allerdings lästig," sagte er zögernd. „Indessen wage ich kaum, Sie um einige Stunden nach Bureauschluß zu bitten."

„Warum nicht?"

„Weil ich dann häufig ganz allein in meiner Wohnung bin."

„Fürchten Sie sich vor mir, Herr Doktor?" fragte sie lächelnd. Und dann, als er wie ein junges Mädchen errötete, setzte sie ernsthaft hinzu: „Ich halte Sie für einen Ehrenmann im besten Sinne. Bestimmen Sie also ruhig jede Stunde, die Ihnen paßt."

„Gut. Abends von sechs bis acht."

Marion nickte und wendete sich halb nach der Tür. Aber ihre Augen flogen noch einmal über ihn hin, und als er eine unwillkürliche Bewegung machte, reichte sie ihm die Hand.

„Wir wollen doch zusammen arbeiten, Herr Doktor. Also auf gute Kameradschaft!"

Als sie dann fort war, setzte er sich in den Arbeitssessel und blickte nachdenklich auf die leere Platte des Schreibtisches. Das begonnene Diktat hatte sie natürlich mitgenommen, um es in Maschinenschrift zu übertragen, und damit war gewissermaßen ein Stück seines Geistes in ihren Besitz übergegangen. Was sie damit anfing, war ihre Sache, und wenn sie hie und da kleine Änderungen vornahm, so vermochte er ihr das nicht einmal nachzuweisen.

Denn wer behält jedes Wort, das die Lippen Tags zuvor geredet haben?

Aber sie hatte auch sonst etwas mit sich genommen, und darüber grübelte Heinz Dubois, während er sich in den Sessel setzte, der die schöne Gestalt Marions aufgenommen hatte.

Das alles war sehr seltsam.

Ein Tippfräulein, eine „Klapperschlange", wie der Volkswitz diese Mädchen bezeichnet — bah, was macht der Arbeitgeber damit wohl viel Federlesen! Sie kommen pünktlich zu der vorgeschriebenen Stunde, setzen sich stumm und schüchtern an ihren Platz, verrichten mechanisch die aufgetragene Arbeit und

denken dabei an einen neuen Hut oder an ihren Schatz.

Nun — Marion Blanchard hatte sich anders eingeführt, und sie war infolgedessen auch anders behandelt worden. Aber darin lag nicht allein der Unterschied, sondern die geschäftliche Angelegenheit hatte vollständig vor der ethischen weichen müssen.

Das Wort von der Mitarbeiterschaft war keine leere Phrase.

Morgen wird sie vielleicht beginnen, ihre Ansichten über den Stoff auszusprechen, und übermorgen wird sie Vorschläge machen, wie dies oder jenes besser ausgedrückt werden kann.

Fürwahr, eine unbequeme Gehilfin! Da wäre es schon besser, einen weiblichen Doktor beider Rechte zu heiraten und sich gleich mit der eigenen Frau zu assozieren!

Dennoch fühlte Heinz Dubois, daß er dem nächsten Tage mit Spannung entgegenblickte. Vielleicht überlegte Marion Blanchard sich noch einmal dieses abendliche Beisammensein in der einsamen Junggesellenwohnung — und kam überhaupt nicht wieder. Heinz kannte ihre Wohnung nicht, es war kein Vertrag abgeschlossen worden, und der Jurist mußte jetzt lächeln. Sie hatten nicht einmal von dem Wichtigsten, von dem Preise, gesprochen.

Es wäre überhaupt unmöglich gewesen, davon anzufangen. Dagegen aber war etwas anderes geschehen. Die schöne Unbekannte hatte sich ganz allein in der Wohnung des Junggesellen umgesehen, und sie war sogar bis in das Schlafzimmer vorgedrungen.

Heinz ging hinüber.

Die Waschtoilette war benutzt, und das Wasser zeigte eine blaßrote Färbung; auch am Handtuch war ein

leichter Fingerabdruck sichtbar. Mit etwas lebhafter Phantasie konnte man sich vorstellen, daß ein Verbrecher hier gewesen sei. Aber solche Leute pflegen doch lebhaftere Spuren ihrer Tätigkeit zu hinterlassen, während Marion sich augenscheinlich nur sehr vorsichtig bewegt hatte. Ein leises Parfüm glaubte der Rechtsanwalt noch jetzt zu spüren.

Aber dann kam die rauhe Wirklichkeit und rief ihn in das Bureau zurück, wo eine ältliche Dame seinen Rat in einer Hypothekenangelegenheit begehrte. Nach dieser wenig poetischen Affäre stellten sich andere Klienten ein, und so hatte jener süße Duft hinreichende Zeit sich zu verflüchtigen.

* * *

Mittags zwischen ein und zwei Uhr steckte Heinz eine Blume ins Knopfloch und stieg die Treppe zum zweiten Stock hinauf. Es war um die Zeit, wo der Konsul Rawen auf der Börse zu sein pflegte, und Anna ihre Ausflüge in der Stadt beendet hatte.

Sie liebte es, in dieser stillen Stunde Besuche zu empfangen, und da Doktor Dubois der beste Freund des Hauses war, so fand er nicht selten den Weg zu der jungen Frau hinauf; bisweilen blieb er bis zum Eintreffen des Hausherrn und nahm dann gleich am Mittagessen teil.

Der Verkehr zwischen ihm und der Hausfrau bewegte sich in den zwanglosesten Formen; sie nannte ihn „Doktor“ oder auch „Heinz“, während er sie ganz einfach mit „Frau Anna“ anredete. Eine gelegentliche Andeutung, daß er den Namen „Anne“ noch hübscher finde, hatte sie unbeachtet gelassen, und auch vom Duzkomment war zwischen ihnen niemals die Rede gewesen, obwohl Rawen sicher nichts dagegen gehabt hätte.

Er zeigte überhaupt gegen seinen Freund ein unbegrenztes Vertrauen, obwohl die Ehrlichkeit ihm sagen mußte, daß zwischen ihm, dem älteren Manne, und dem hübschen jungen Juristen ein großer äußerlicher Unterschied vorhanden sei.

Anna war allein im Salon. Sie hatte zum ersten Male in diesem Jahre richtige Sommertoilette gemacht und sah in dem hellen Kleide ganz allerliebst aus. Heinz machte ihr natürlich sein Kompliment darüber und fragte, ob das den bevorstehenden Umzug einleiten solle.

„Es wird wohl nichts anderes übrig bleiben, lieber Doktor," sagte sie. „Sie wissen ja, wie sehr Ludwig an seiner Sommerresidenz hängt, obwohl er selbst wenig genug davon hat. Hoffentlich besuchen Sie uns draußen recht oft."

Heinz seufzte. „Ich habe mich an die Kette gelegt. Der erste Ring ist schon heute geschmiedet worden. Mein Buch befindet sich unter der Feder."

Dieses „Buch" war zum Teil Annas Werk. Sie besaß Ehrgeiz für den Freund ihres Mannes und hatte so lange gestachelt, bis Heinz sich endlich an die Vorarbeiten machte. Auch der Titel stammte von ihr. Nun strahlte sie über das ganze Gesicht.

„Also endlich! Aber ich sehe nicht ein, warum wir darunter leiden müssen. Ein Schriftsteller arbeitet in der Morgenfrühe, und der Abend gehört den Freunden. Ludwig wird wie gewöhnlich den Sechsuhrzug benutzen."

„Und von sechs bis acht kämpfe ich für die Rechte der Frau."

„Wer hat Sie denn zum Sklaven gemacht?"

„Eine Frau."

Sie hatten das kleine Boudoir betreten, welches an den Salon stieß, und Anna setzte sich vor dem Kamin

in ihren Schaukelstuhl. Sie stemmte ihrer Gewohnheit nach die Füße auf das Gitter und begann sich leise zu wiegen, während Heinz neben ihr Platz nahm.

„Jetzt kommt ein Bekenntnis," sagte sie. „Ich sehe Ihnen die Sündermiene an. Sie haben irgend eine Torheit begangen."

„Das ist nicht unmöglich."

Heinz nahm den Schürhaken und stocherte damit zwischen dem leeren Rost. Im Winter war das seine Lieblingsbeschäftigung, während Anna sich die Füße wärmte, aber heute tat er es in einem Anflug von Verlegenheit. Und dann erzählte er von Marion Blanchard, ganz einfach die Tatsachen, ohne irgend eine Bemerkung daran zu knüpfen.

Frau Anna hörte sehr aufmerksam zu und schaukelte mitunter etwas heftiger. Dann nahm sie Heinz den Schürhaken aus der Hand. „Lassen Sie, bitte, dieses greuliche Geklapper!"

„Ich spreche doch von einer Klapperschlange!" scherzte er etwas befangen.

„Nein, das tun Sie eben nicht. Oder vielleicht dennoch. Sehen Sie, Heinz, an und für sich ist diese Sache ja ungeheuer einfach und alltäglich. Ein Schriftsteller mag aus Zeitmangel oder Marotte nicht selbst schreiben und bedient sich daher eines Sekretärs. Das Geschlecht spielt dabei gar keine Rolle. Aber deshalb kommen Sie doch nicht mit einer Blume im Knopfloch, um mir unter vier Augen zu beichten."

„Sie haben es ja verlangt, Frau Anna!"

„Ja, weil ich Ihnen das Bedürfnis ansah. Und nun vollenden Sie das Bekenntnis. Wo liegt die Torheit?"

„Die Gegenwart dieser Frau wird mich in meiner Arbeit stören."

„Trägt sie einen Ring?“

„Nein.“

„Dann handelt es sich also um ein Mädchen.“

„Kann sein — ich weiß es nicht. Das macht wohl auch keinen Unterschied.“

„O doch!“ sagte Anna weise. „Aber ob Frau oder Mädchen — was wird Sie denn bei Ihrer Arbeit stören? Etwa das Benehmen der Dame?“

Heinz schüttelte den Kopf. „Eine Dame kann ich als solche behandeln und dabei dennoch so kalt sein wie dieser Kamin. Aber ich fühle, daß die geheimnisvolle Fremde mit der Zeit einen Einfluß auf mein Werk gewinnen könnte, dessen Bedeutung noch gar nicht abzusehen ist. Sie sprach ja selbst von einer geistigen Mitarbeiterschaft und erhob sich damit über die Legion ihrer Kollegen. Wer diesen Gedanken fassen kann, der ist auch im stande, ihn auszuführen.“

Die junge Frau lehnte sich in ihren Stuhl zurück und kreuzte die Hände unter den blonden Flechten des Hinterkopfs. Das war ihre Lieblingsstellung, wenn sie etwas durchsetzen wollte, denn sie wußte, daß ihre schmiegsame Gestalt dadurch ganz besonders zur Geltung kam.

„Ich habe einen Gedanken, lieber Freund,“ sagte sie. „Nach Ihrer Schilderung ist diese Margion eine Sphinx, vor deren Rätselaugen Sie sich einfach fürchten. Was die Männer nur dunkel ahnen, das ist für uns Frauen ein offenes Buch. Betrachten Sie mich, bitte, wie ich hier vor Ihnen sitze. Habe ich auch etwas von jenem mörderischen Zauberwesen an mir?“

„Nein,“ entgegnete er aufrichtig.

„Ich nehme das als ein Kompliment und danke Ihnen. Die Runenschrift ist mir freilich auch unbekannt, das heißt, ich kann nicht stenographieren.

Aber ich habe eine leidlich hübsche Hand — nicht wahr?"

„Bitte — herzeigen," bat er, „die Haare verdecken jetzt das Beste davon."

Anna lachte. „Sie wissen recht gut, daß ich von meiner Schrift spreche. Also kurz und gut, ich biete mich Ihnen als Sekretär an und gebe Ihnen dafür das Versprechen, daß ich getreulich jedes Wort nachschreiben und mit keiner Silbe dreinreden werde."

Es entstand eine kleine Pause.

„Wie denken Sie sich das, Frau Anna?" fragte Heinz endlich gedämpft.

„Ganz einfach. Draußen in der Villa wird es greulich langweilig für mich werden, denn ich erinnere mich nur mit Schaudern des letzten Regensommers. Jede Tätigkeit ist daher für mich eine Wohltat. Aber ich muß dazu gezwungen werden, denn ich bin von Natur faul. Das übrige ergibt sich ganz von selbst. Sie fahren jeden Nachmittag um vier Uhr hinaus, und wir arbeiten dann bis zu der Ankunft meines Mannes gemeinschaftlich an Ihrem Werk. Ich glaube nicht, daß Ludwig etwas dagegen haben wird."

„Das glaube ich auch nicht. Aber was wird die Welt sagen?"

Anna hob den Kopf ein wenig und betrachtete ihre Fußspitze. „Die Welt ist sehr langweilig, lieber Doktor. Sie würde vielleicht auch etwas darin finden, daß wir hier beisammen sitzen, und wir tun es doch. Oder sind Sie nur halb hier, zur Hälfte aber bei Fräulein Marion?"

Der Hieb saß. Heinz wurde unruhig; er erhob sich und ging langsam durch das kleine Zimmer. Auch die junge Frau hatte sich aufgerichtet und folgte ihm aufmerksam mit den Augen.

„Es wäre dasselbe," murmelte er endlich —„oder vielleicht noch schlimmer."

„Noch schlimmer? Ach so — — ich verstehe. Also reden wir nicht mehr davon."

Es blieb ungewiß, ob Anna Rawen gekränkt war, oder ob sie sich geschmeichelt fühlte; jedenfalls verstand sie es so einzurichten, daß Heinz ihren Blick nach der Uhr auffing.

Er empfahl sich, und als er ihr zum Abschied in gewohnter Weise die Hand küßte, sagte sie: „Vor Tintenflecken ist die wenigstens verschont geblieben. Aber Fräulein Marion benutzt wohl einen Stift, der keine häßlichen Spuren hinterläßt!"

Daraus konnte er sich machen, was ihm beliebte.

* * *

Polizeirat Steffens saß in seinem Dienstzimmer auf dem Stadthaus und hatte einen großen Haufen Akten vor sich auf dem Schreibtisch ausgebreitet.

Das umfangreiche Fach der Hoteldiebstähle fiel in sein Dezernat, und er hatte sich im Laufe der Jahre eine bedeutende Erfahrung auf diesem Gebiet gesammelt, die durch sein fast untrügliches Gedächtnis in erheblichem Maße unterstützt wurde.

In den Augen seiner Bekannten war dieses Erinnerungsvermögen geradezu erstaunlich.

Diebstähle, bei denen es sich um eine bedeutende Beute handelt, werden fast sämtlich in den verschiedenen Hauptstädten Europas verübt und kommen regelmäßig zur Kenntnis der Hamburger Polizei, denn ungeachtet der damit verbundenen Gefahr lieben es die Herren Verbrecher noch immer, über die berühmte Seestadt ihre Flucht ins Ausland zu bewirken,

wenn ihnen der Boden in der Alten Welt zu heiß geworden ist.

Mit der Tat wird auch stets so weit als möglich die Beschreibung der Beute bekannt gegeben, und Steffens hatte sich umfangreiche Verzeichnisse mit sorgfältigen Registern angelegt, die er aber verhältnismäßig nur selten benutzte, da fast jedes Schmuckstück und jeder Name unter seiner kahlen Schädeldecke sorgfältig verstaut war.

Heute aber wühlte er in den um Jahre zurückreichenden Akten.

Der geheimnisvolle Diebstahl im „Hamburger Hof" war noch an demselben Tage zur Anzeige gekommen, und Steffens zweifelte kaum daran, daß hier jener große Künstler in Frage kam, dessen Tätigkeit am Abend zuvor bei Pforte zwischen den Freunden besprochen worden war.

Es stimmte alles bis auf die Theorie vom Ehepaar, denn der Geschäftsführer hatte versichert, daß nur wenige ganz unverdächtige Paare in der letzten Nacht im Hotel gewohnt hätten; aber auch diese Sache mußte sich aufklären lassen, wenn erst die „andere" zur Zufriedenheit gelöst war.

Diese „andere" ging dem Polizeirat bös durch den Kopf.

Man hatte ihm natürlich die Beschreibung des Ringes übermittelt, auf dessen Besitz Baron v. Prangen begreiflicherweise so großes Gewicht legte, und nun schwirrte der radschlagende Pfau durch Steffens Hirnfächer und er suchte diesmal vergeblich nach dem richtigen.

Es war irgendwo und irgendwann schon etwas mit diesem Wappentier los gewesen; in einem ziemlich weit zurückliegenden Polizeiblatt hatte der prangende Pfau seine Rolle schon einmal gespielt. Aber die untrügliche

Sicherheit der Erinnerung ließ den Beamten für diesmal im Stich, und er wühlte vergeblich in seinen Listen und Büchern und Registern.

Prangen — Prangen!

Nach dem deutschen Adelslexikon gab es ihrer in Österreich eine ganze Anzahl, aber sie mochten wohl alle miteinander zusammenhängen. Der eine hieß Joseph und der zweite Leopold und der dritte Xaver — da mochte der Henker Ordnung hineinbringen!

Steffens entschloß sich endlich zu einer persönlichen Pirsche. Er hatte ja sonst dafür seine Organe, denn die eigene Tätigkeit war mehr bureaukratischer Natur; aber hier handelte es sich offenbar um einen sehr gewandten Gauner, und auf das vornehme Hotel an der Alster mußte ebenfalls die gebührende Rücksicht genommen werden.

Es ging schon tief in den Nachmittag. Am Abend zuvor war die Anzeige eingegangen, man durfte also vermuten, daß der Täter längst über alle Berge war. Aber darauf kam es vorderhand weniger an als darauf, die Beschaffenheit der Tat festzustellen. Hat man erst die Spezialität, dann findet sich auch irgendwo der Spezialist.

Als Steffens bei dem Geschäftsführer eintrat, fand er diesen in einer fürchterlichen Stimmung. „Sie kommen gerade zur rechten Zeit, Herr Rat," sagte der Vielgeplagte; „bei uns ist wieder der Teufel los, und wenn das so weitergeht, kann die Saison ja recht nett werden. Zwei bis drei Familien sind heute nachmittag abgereist, die alle für längere Zeit ihren Aufenthalt vorgesehen hatten, darunter eine russische Exzellenz und ein amerikanischer Trustkönig."

„Also dieselbe Geschichte?" fragte Steffens mit einer gewissen Befriedigung.

„Genau dieselbe. Heute mittag Sturmläuten aus den Zimmern der Exzellenz — es sind dieselben Zimmer, die gestern von der Französin bewohnt wurden — und diesmal ist es ein Armband, welches der Gnädigsten fehlt — natürlich mit Brillanten so groß wie Haselnüsse. Ich sehe Ihnen schon an, was Sie sagen wollen. Aber die Zimmermädchen haben seit gestern auf ihren eigenen Wunsch die Etagen gewechselt — sie werden doch nicht alle mausen, wenn man auch die eine oder andere im Verdacht haben könnte!"

Der Polizeirat blieb sehr gelassen. „Ich denke ja gar nicht an das Personal, Verehrtester. Das haben Sie schon jahrelang, und es ist nichts vorgefallen. Sind die betreffenden Herrschaften bei ihrer Ankunft gewarnt worden?"

„Wie kann ich denn das, Herr Rat!" stöhnte der Geschäftsführer. „Es ist ganz unmöglich, den Gästen mitzuteilen, daß sie in eine Diebshöhle geraten seien! Der Tresor des Hotels steht ja jedem zur Verfügung, aber gerade die vornehme Welt benutzt ihn sehr wenig. Besonders die Damen lassen ihren Schmuck herumliegen, als wenn es Kieselsteine wären. Aber hinterdrein gibt es natürlich großes Geschrei. Außerdem —"

„Was?"

„Der Italiener mit dem schwarzen Nachthemd war doch schon abgereist!"

„Lassen Sie sich in Ihrem Nachthemd begraben!" brummte Steffens. „Hier liegt der Trick des großen Unbekannten vor, und ich sage Ihnen, Verehrtester, Hamburg hat den zweifelhaften Vorzug, ihn in seinen Grenzpfählen zu beherbergen."

„Noch heute, Herr Rat?"

„Das wird sich herausstellen. Kann ich den Baron Brangen sprechen?"

Der Geschäftsführer trat ans Telephon.

„Der Herr Baron ist soeben von einem Ausflug zurückgekehrt und auf seinem Zimmer.“

„Bleibt er noch länger?“

„Wahrscheinlich einige Tage. Er hat sich durch das Hotel Wohnung auf Helgoland bestellen lassen, aber die Saison ist dort noch nicht recht in Schwung. Ich wollte, daß alle unsere Opfer so ruhig gewesen wären, dann hätten wir vielleicht den Dieb ganz in der Stille schon gefaßt.“

„Wohl möglich. Also eine Treppe?“

„Nummer 18 und 19.“

Der Polizeirat begab sich hinauf und schickte durch einen Kellner seine Karte zum Baron. Er wurde sofort vorgelassen und traf den Baron am Schreibtisch.

Prangen erhob sich und ging dem Besuch sichtbar erfreut entgegen. „Sie kommen vermutlich in dieser peinlichen Diebstahlsangelegenheit, Herr Rat,“ sagte er mit einem leisen Anflug von österreichischem Dialekt. „Ich danke Ihnen für Ihr persönliches Erscheinen. Es ist immer angenehmer, mit einem höheren Beamten zu verhandeln.“

Dieser Baron war offenbar waschecht, das sah Steffens auf den ersten Blick. Er nahm den angebotenen Sessel und eröffnete sofort die Unterhaltung.

„Vor allen Dingen, Herr Baron, möchte ich Sie bitten, mir eine möglichst genaue Beschreibung des Ringes zu geben, der Ihnen entwendet worden ist. Da er ein Wappen hatte, haben Sie vielleicht noch ähnliches in Ihrem Besitz.“

Statt aller Antwort löste Prangen seine schwere goldene Uhrkette von der Weste und reichte sie mitsamt der Uhr dem Beamten hinüber. An der Kette

hing als Berlocke ein Petschaft, und dieses zeigte in feiner Ausführung den radschlagenden Pfau.

Steffens setzte seinen Klemmer auf und betrachtete zunächst die Uhr. „Ein schönes Stück," sagte er bewundernd. „Sie können von Glück sagen, Herr Baron, daß der Gauner dieses alte Kunstwerk nicht ebenfalls mitgenommen hat."

„Es war ihm wohl nicht möglich," entgegnete Prangen lächelnd. „Die Uhr hat während der Nacht neben dem Ringe gelegen, und ich nahm sie am anderen Morgen sofort an mich, während ich den Ring erst gegen Mittag anstecken wollte, wo ich dann sein Fehlen bemerkte. Ich sehe darin den Beweis, daß die Tat erst verübt wurde, als ich mich unten im Frühstücksraume aufhielt."

Steffens nickte. „Das deckt sich auch mit meiner Annahme. Es handelt sich um einen Dieb, der am hellen Tage mit unglaublicher Kühnheit in die offenen Zimmer geht, aus denen vermutlich sein Genosse das aufräumende Mädchen abruft."

Die Blicke der beiden Männer begegneten einander mit einem gewissen Einverständnis.

„Die Zeitungen sind ja voll davon, Herr Polizeirat," sagte Prangen. „Ich glaube, daß der große Unbekannte, den man so eifrig sucht, sich momentan noch immer in Hamburg aufhält."

„Also an den Mann mit dem schwarzen Nachthemd glauben Sie auch nicht?"

„Ich denke gar nicht daran. Das ging eine Zeitlang, aber dann sind die Reisenden vorsichtig geworden und schließen Nachts ihre Zimmer sorgfältig ab. Sie werden auch lernen, ihre Kostbarkeiten in Gewahrsam zu geben. Haben Sie sich das Wappen meiner Familie eingeprägt, Herr Rat?"

Steffens wurde verlegen. Die Bestätigung seiner Kombination beschäftigte ihn so lebhaft, daß er darüber ganz den eigentlichen Zweck des Besuchs vergessen hatte; nun holte er das Versäumte nach und prüfte das Petschaft sorgfältig mit einer Lupe.

Dabei wurde sein Gesicht immer nachdenklicher.

„Darf ich ein wenig den Gedankenleser spielen, Herr Polizeirat?“ sagte Prangen plötzlich. „Ich habe zweifellos einen erfahrenen Beamten vor mir, dessen Gedächtnis durch Übung geschärft ist. Bei dem Anblick meines Familienwappens steigt eine kriminalistische Erinnerung in Ihnen auf, aber Sie sind Ihrer Sache nicht ganz sicher. Vor etwa drei Jahren wurde ein entfernter Vetter von mir bereits das Opfer eines Diebstahls, bei dem unter anderen Wertgegenständen ebenfalls ein Ring mit dem Prangenschen Wappen entwendet worden ist; wenn Sie also in irgend einem Polizeiblatt eine Abbildung gesehen haben sollten, die diesem geschnittenen Steine gleicht, dann handelt es sich um meinen Vetter Franz, der übrigens inzwischen verstorben ist.“

Steffens atmete auf. „Dann habe ich mich also doch nicht getäuscht. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß schon die bloße Beschreibung des Wappens mich in Unruhe versetzte, denn mein Gedächtnis ist allerdings in solchen Dingen ziemlich geschult. Glauben Sie, daß es sich um einen und denselben Täter handelt?“

„Nein,“ entgegnete Prangen lebhaft, „man darf dem Zufall nichts Groteskes zumuten. Nach den Zeitungsnachrichten ist der Trick, den wir soeben festgestellt haben, neueren Datums, und ich entsinne mich einer brieflichen Mitteilung meines Vetters, wonach jener Diebstahl überhaupt nicht im Hotel, sondern während einer Eisenbahnfahrt stattgefunden hat.“

Der Polizeirat erhob sich.

„Darf ich einige Hoffnung auf Wiedererlangung meines Eigentums hegen?“ fragte Prangen, seinen Gast zur Tür geleitend. „Es handelt sich für mich um ein sehr teures Familienandenken, und ich würde bereit sein, eine hohe Belohnung auszusetzen.“

Steffens zuckte die Schultern. „Ausgeschlossen ist die Möglichkeit nicht, Herr Baron. Indessen — Kühnheit ist der beste Schutz eines Verbrechers. Dieser hier besitzt sehr viel Kühnheit, denn heute mittag ist ein dritter Diebstahl im Hotel verübt worden.“

„Ein dritter? Das ist ja unheimlich!“ sagte Prangen gedämpft. „Mein Gott, dann weilt der Täter noch unter den Gästen, und — verzeihen Sie, Herr Rat, aber es ist gar nicht scherzhaft — dann kann schließlich jeder von uns in den Verdacht geraten.“

„Bis auf die Bestohlenen selbst!“ lächelte Steffens und empfahl sich.

(Fortsetzung folgt.)





Nummer 13.

Eine Zirkusgeschichte von Signor Saltarino.

Mit Illustrationen von Adolf Wald.



(Nachdruck verboten.)

Der Sekretär des Zirkus Heyden hatte am Vormittag das Programm für die Abendvorstellung fertiggestellt und der Jockeireiterin Coralie Dumont die dreizehnte Nummer gegeben, natürlich ohne etwas dabei zu denken, denn irgend jemand muß doch die Nummer haben, ob eine Reiterin, ein Clown, der Direktor selbst — ganz gleich, die Nummer muß eben besetzt werden. Dann steckte er den Zettel in einen Glaskasten, hing diesen an einen Pfosten nahe am Manegeneingang und wollte wieder ruhig seines Weges durch den Reitgang zum Bureau gehen.

Da wurde er aber auch schon angerufen.

„Dreizehn? Das ist zum Lachen!“

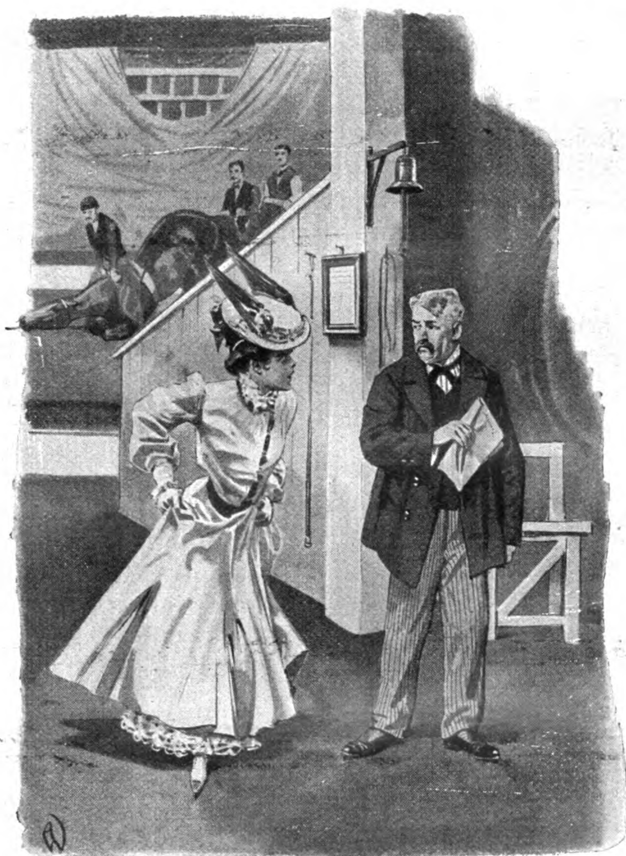
Fräulein Coralie Dumont stellte sich dem Sekretär in den Weg und schaute ihn aus ein paar nachtschwarzen Augen bitterbös an.

„Was ist zum Lachen?“ brummte der Sekretär.

„Na, daß ich Nummer 13 arbeiten soll,“ erwiderte die kleine Französin. „Und wenn mich der Alte auf der Stelle wegjagt — als Nummer 13 reite ich nicht!“

„So ein Unsinn! Wie sind doch die Weiber rückständig! Seit dreißig Jahren bin ich jetzt beim Zirkus,

und noch nie hat sich jemand geweigert, die Nummer 13 zu arbeiten. Sie sind die erste, Fräulein Dumont."



„Wie gesagt: ich tue es nicht, Herr Müller. Ich habe noch nie die dreizehnte Nummer geritten und habe meine Gründe dafür."

„Nun gut, Verehrteste, dann können Sie ja mit der ersten Nummer tauschen. Ich habe nichts dagegen, wenn nur der Direktor damit einverstanden sein wird.“

Die erste Nummer in einem Zirkusprogramm wird immer von einem minderwertigen Artisten oder von einer Kunstreiterin ausgefüllt, die noch in den Lehrschuhen steckt. Man arbeitet noch vor halbleeren Bänken, das Kommen und Fragen des Publikums läßt eine Aufmerksamkeit nicht Platz greifen, und der junge Artist haspelt seine Nummer unlustig herunter, freilich ohne auch den so nötigen und begehrten Applaus zu erhoffen und zu bekommen. Ganz ähnlich liegen die Verhältnisse auch im Variététheater, wo das Programm meist von einer ausrangierten Liedersängerin oder von zwei jungen Leuten, die einmal ein Paar Clowns werden wollen, eröffnet wird.

Doch Fräulein Dumont war es ganz gleich. Lieber vor einem leeren Haus ihre Jockeisprünge machen, als die dreizehnte Nummer arbeiten!

Man sollte nun glauben, daß Nummer 1 vor Freude laut aufgejubelt hätte, als man ihm von dem günstigen Tausch Kenntnis gab. Weit gefehlt! Kaum hatte Mr. Richards, der Voltigeur, von der Weigerung des Fräulein Dumont gehört, als auch er plötzlich vom Aberglauben befallen wurde. So etwas steckt beim Zirkusvölkchen direkt an.

„Was, ich soll Nummer 13 arbeiten?“ rief er entrüstet. „Nie und nimmer, denn ich weiß, ich hole mir ein Leid, ich breche womöglich den Hals. Als mein Großvater selig bei Ciniselli engagiert war —“

„Bleiben Sie mir mit Ihrem Herrn Großvater vom Leibe!“ schrie der Sekretär wütend. „Sie sollten doch wahrlich froh sein, wenn Sie einmal anständig im Programm placiert werden. — Wo ist Fräulein Wal-

lenda, das ist eine vernünftige deutsche Artistin, die macht sich nichts daraus und glaubt nicht an solchen Firlefanz?"

Und Fräulein Antonie Wallenda wurde herbeigeholt. Ein tapferes Mädchen sonst, aber kaum hatte sie gehört, daß die anderen die Nummer 13 zurückwiesen, als auch sie Angst bekam. Nummer 13? Nein, auf keinen Fall! Eher lasse sie sich in Strafe nehmen, eher gäbe sie das Engagement auf. Sie habe einen sehr schwierigen Drahtseilakt, und sie möchte wetten, daß sie sich mehr auf dem Boden als auf dem Kabel produzieren würde. Alles könne man von ihr verlangen — nur das nicht.

Der Sekretär fuhr sich verzweifelnd durch die Haare. Gewiß, man hätte die Leute auf Grund der mit ihnen abgeschlossenen Verträge zwingen können, in jedem Teil des Programms zu arbeiten oder die Konventionalstrafe zu zahlen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wären aber dann die also Gestraften durchgegangen, und der Direktor hätte das Nachsehen gehabt. Bei guten und schönen Künstlerinnen muß man immer eine gewisse Rücksicht üben.

Herrn Müller kam endlich ein glücklicher Gedanke. Da war ja Jean Sandow, der Herkules, genannt „Rheinlands Eiche". Der fürchtete sich vor dem Teufel nicht und auch nicht vor der Nummer 13. Sandow spielte mit Hundertpfundgewichten wie Kinder mit Gummibällen, zerriß eiserne Ketten, hob ein Klavier und ließ auf seiner Brust Feldsteine zerschlagen. Im Ringkampf legte er alle Gegner in den Sand. Ob ein Packträger oder ein steuernzahlender Metzgermeister — ganz gleich, er legte sie eben hin.

Dieser Sandow war der Mann des Sekretärs. Er suchte nach ihm und traf ihn auch glücklich im Restaurant.

„Sehen Sie, die Weiber sind doch alle Schafe, nicht wahr, Herr Sandow? Man sollte es in unserem aufgeklärten Zeitalter kaum für möglich halten! Ja, wenn es noch alte Kaffeeschwestern wären! Aber nein, er-



fahrene Zirkusdamen, die in der ganzen Welt herumgekommen sind und doch kaum noch an Spukgeister glauben! Es ist direkt eine Schande! Wenn so etwas mal ein Zeitungsredakteur erfährt, blamiert der die ganze Artistenwelt. Da sind wir Männer doch ganz anders — was, Herr Sandow? Weiber bleiben eben

Memmen und wenn sie zehnmal Saltomortales schlagen. Fürchten sich vor einer Maus und nehmen vor einem Frosch Reißaus!"

Der Athlet schlug sich an die Brust, daß es dröhnte. „Niemals tue ich das!" erwiderte er würdevoll. „Eher lasse ich mich erschießen. Nur einmal im Leben habe ich als Nummer 13 gearbeitet. An demselben Abend noch brannte mir meine Frau durch mit einem Schlangenmenschen! Man denke, mit einem Kautschukmann, den meine Frau in eine Hutschachtel stecken und als Passagiergut mitnehmen konnte. Nein, nein — nicht um alles in der Welt tue ich das. Habe ich recht oder unrecht, Herr Müller?"

Der Sekretär ließ sich einen Kognak kommen. Er verwünschte seinen ganzen Beruf, die Artisten, den Direktor, der bis elf Uhr schlief und erst gegen Mittag sich im Zirkus sehen ließ.

Halt — eine neue Idee! Müller tippte sich vor die Stirn. Daß er nicht sofort darauf gekommen war! Da waren ja die Geschwister Harrison — die mußten ihm aus der Klemme helfen! Zwei kleine, flotte Tänzerinnen, immer mobil und immer geldbedürftig, schön wie der junge Tag und leicht wie Schmetterlinge.

Sie hüpften heran wie lachender Sonnenschein.

„Hört einmal gut zu, Mädels," sagte der Sekretär. „Man soll es kaum für möglich halten, aber in unserer Truppe sind Weiber, die nicht einmal dreizehn Mark als Geschenk annehmen! Aus purem Aberglauben! Welcher vernünftige Mensch gibt heute noch etwas auf solch dummen Schnickschnack! Da seid ihr doch ganz anders! Ich glaube kaum, daß eine von euch beiden Anstoß an der Zahl 13 nehmen wird —"

„Wir sollen wohl die dreizehnte Nummer bekom-

men, die die anderen abgelehnt haben — was, Herr Müller?“ unterbrach ihn die älteste der beiden.

„Aber Kinder, seid doch vernünftig! Wollt ihr euch denn auch auslachen lassen, wie es mit den anderen Weibern geschieht? Pfui — das wollen Zirkusmädel sein! Hasenherzen seid ihr, Backfische, die ein altes Mönchskloster als Pension haben, wo man einen grauen Bruder mitsamt seinem Gold und Silber eingemauert hat, und der nun allnächtlich nach seinem Mammon jammert! Auch wenn euch die Zahl 13 nicht gefällt, so ist es doch nicht schlimm, denn ihr tanzt ja zu zweit, kommt also auf jede nur 6½. Das leuchtet Ihnen doch ein, nicht wahr, meine Damen?“

Doch denen leuchtete dies noch lange nicht ein. Alle schönen Worte des Sekretärs nützten nichts — auf keinen Fall wollten auch die Harrisons die ominöse Programmnummer nehmen.

Was war zu machen? Fünfzehn Nummern mußten auf das Programm; die dreizehnte hatte bisher immer der Direktor mit seinen Freiheitsdressuren gehabt. Doch der wollte heute abend verreisen, hatte daher seine Vorführung auf den ersten Teil des Programms verlegt. Was tun? Niemand will die dreizehnte Nummer übernehmen; alle hatte er schon umsonst gefragt.

Nur die Manzoni hatte er noch nicht gesprochen. Halt! Da haben wir's ja! Natürlich, die Manzoni, die ließ ja ihren kleinen Affen „Puce“ arbeiten, und ein Affe ist doch kein Mensch, der ist nicht abergläubisch, der schert sich den Teufel um die Zahl 13. In dieser Beziehung sind die Affen wahrhaftig weiter als die Menschen. Müller war ordentlich glücklich und schalt sich selbst einen Esel, daß er sich so unnötig aufgeregt hatte über die bornierten Artisten und die dummen Weiber — ganz und gar unnötig, da er doch „Puce“ hatte, den

Wunderaffen, das Rätsel des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Artistin wurde ins Bureau gerufen.

„Ah, guten Morgen, Fräulein Manzoni, schönen guten Morgen! Hören Sie, ich habe Sie heute etwas später auf das Programm gesetzt, denn es hat sich ein Direktor angemeldet, der gern Ihre Nummer sehen will, der aber erst mit dem Neunuhrzug hier ankommt. Ein Direktor aus England, der für London neue Kräfte sucht. Liefern Sie nur eine saubere Arbeit! Sie können Ihr Glück machen. England zahlt jetzt kolossale Gagen. Markt noch nicht so überfüllt wie in Deutschland. Sie haben heute abend — laß einmal sehen — ja, Sie haben diesmal Nummer 13. Viel Zeit habe ich nicht — ich wollte Ihnen die erfreuliche Mitteilung nur noch schnell machen. Adieu, Fräulein!"

Müller wandte sich zu seiner Arbeit, allein die Manzoni blieb wie betäubt stehen. Doch nur einen Moment währte ihre Verblüffung, dann trat sie dicht an den Schreibtisch.

„Nein, Herr Müller, das ist nicht Ihr Ernst, kann nicht Ihr Ernst sein! Nummer 13! Ich will sicher alles für Sie und den Direktor tun — nur das nicht, weil ich es nicht kann. Verlangen Sie es nicht, denn ich bringe es nicht fertig! Auf der ganzen Welt finden Sie keine Artistin, die unter solchen Umständen die Nummer 13 übernimmt. Da ist schon zu viel passiert und —"

Der Sekretär schäumte vor Wut. „Nun will ich Ihnen gleich sagen, wie es geht. Sie bekommen Nummer 12 des Programms, und Ihr Affentier bekommt Nummer 13. Dem Vieh wird es nichts schaden. Und damit basta!"

„Nichts schaden?" rief die Manzoni und rang ver-

zweifelt die Hände. „Meinem süßen ‚Puce‘ soll's nichts schaden, sagt der Unmensch! Und wenn dem Tierchen nun doch ein Unglück zustößt, was will ich armes Mädchen dann anfangen? Nein, Herr Müller, schicken Sie mich fort, wenn Sie wollen, aber Nummer 13 arbeite ich nicht!“

„Einen Augenblick!“ rief der Sekretär verzweifelt.



„Ich ersetze Ihnen den Affen, wenn ihm heute etwas passiert. Ich gebe Ihnen für den Fall tausend Mark. Sind Sie damit einverstanden?“

„All right — die Sache ist abgemacht!“ stimmte jetzt Fräulein Manzoni bei. „Die Hand darauf?“

„Die Hand darauf!“

Der Sekretär schlug ein, seufzte erleichtert auf und machte sich an seine Arbeit.

Das Programm wurde gleich darauf in die Druckerei

geschickt. Als Nummer 12 figurierte Jeanette Manzoni als Jongleuse, als Nummer 13 der Wunderaffe „Puce“ als Seiltänzer und Trapezkünstler.

— — — — — — — — — — — — —

Die Vorstellung ging flott von statten; Fräulein Manzoni arbeitete ohne jeden Unfall, und auch der Affe machte seine Produktionen auf dem gespannten Seil und am schwingenden Trapez ganz nach gewohnter Weise. Diesmal hatte die Unglückszahl 13 ihre Macht verloren, und zum Schluß wußte Fräulein Manzoni nicht, ob sie sich freuen sollte, daß „Puce“ unverletzt geblieben war, oder sich darüber ärgern, daß ihr die von dem Sekretär versprochenen tausend Mark entgingen.

Die Vorstellung war zu Ende. Die Besucher hatten das weite Zelt durch den breiten, von zwei Kassenwagen flankierten Ausgang verlassen, die elektrischen Bogenlampen waren erloschen, und in dem großen Raum, der soeben noch vom Applaus der Massen und von dem anspornenden Geschrei der Kunstreiter erfüllt war, war niemand mehr zu sehen und zu hören. Nur aus der Menagerie nebenan drang ab und zu das Brüllen eines wilden Tieres, das Klirren von Ketten herüber.

Fräulein Manzoni hatte ihren Affen auf ihre Schulter genommen und ihn in die Damengarderobe getragen, einen luftigen, kleinen Zeltbau, wie alle Unterkunftsräume eines sogenannten „fliegenden“ Zirkus.

In einer Ecke der Garderobe, dicht an der Leinwand, stand ein Korb mit einer wollenen Decke als Lager für den Affen. Die Künstlerin nahm ihren Mitarbeiter von der Schulter und bettete ihn sorgfältig in seinen Korb.*) „So, ‚Puce‘, nun schläfst du schön. Sei froh, daß du diese Vorstellung hinter dir hast!“ Das Kettchen,

*) Siehe das Titelbild.

an dem sie das Tier befestigte, schlang sie um einen Zeltpfosten.

Bald herrschte tiefe Stille ringsum. Auch die Pferde und Hunde schliefen. Nur „Puce“ konnte heute seinen Schlaf nicht finden. Ahnte er, daß seine Arbeit heute abend von besonderer Bedeutung gewesen war? Unsinn — wie konnte „Puce“ Ahnungen haben wie die Menschen! Er war ja nur ein kleiner brauner Affe, wie es Hunderte gibt, von unbekannter Herkunft und ohne Stammbaum. Nicht immer hatte er allein gearbeitet; früher war er mit verschiedenen Leidensgenossen zusammen gewesen, bis eine böse Influenza alle hinweggerafft hatte. Nur „Puce“, der kleinste und ungezogenste der Affen, war von der Krankheit verschont geblieben. Und nun mußte er ganz allein arbeiten, zum größten Leidwesen des Fräulein Manzoni, deren Gage heute nur noch ein Drittel ihres früheren Einkommens betrug.

Die größte Untugend des Affen war seine Neugierde. Ohne die kleine eiserne Kette, die ihn an sein Lager gebannt hielt, wäre wohl kaum ein Winkel im ganzen Zirkus vor „Puce“ sicher gewesen. Auch heute wieder war er unter der Leinwand hindurchgeschlüpft und musterte mit neugierigen Augen den nur von einigen niedrig brennenden Stalllaternen notdürftig beleuchteten Raum. Er rüttelte und schüttelte an seiner Fesselung, allein das Kettchen gab nicht nach, und mißmutig kroch „Puce“ auf sein Lager zurück.

Doch konnte er immer noch keinen Schlaf finden. Es ging ihm wie manchmal den Menschen auch.

Da erfaßte sein Auge plötzlich etwas Glänzendes, Blitzendes. Eine kleine Flitterscheibe auf dem Wams einer Künstlerin mochte vom Mondlicht durch irgend eine Öffnung des Zeltes getroffen werden. Das wäre

etwas zum Spielen für „Puce“ gewesen. Ach, wie sehnte er sich jetzt nach Freiheit — nur einmal, ein einziges Mal möchte er seine Neugierde befriedigen! Das blanke Ding da hinten, was mochte es wohl sein?

Da — noch ein Ruck und das lederne Halsband des Affen ging entzwei. War es denn möglich, wurde er denn nicht mehr festgehalten, kam denn niemand, der ihn wieder ergriff? Es war ja kaum zu glauben. Beinahe zu schön, um wahr zu sein. Der Affe tastete sich behutsam einige Schritte vorwärts. Nichts hielt ihn fest, kein Zweifel — er war frei!

Na, die ihm so plötzlich und unerwartet bescherte Freiheit wollte er aber auch schön auskosten! Zuerst das blitzende Ding! „Puce“ hatte es bald in seinen Händen und riß die nur mit einem Faden befestigte Flitterscheibe von dem Wams. Doch behagte ihm der Aufenthalt in der Damengarderobe zwischen Trikots, Reiterinnenstiefelchen, Puderquasten und Reitpeitschen durchaus nicht. So kroch er denn unter der Leinwand hindurch in den Stallgang und dann hinein in die Manege, die Stätte seiner abendlichen Triumphe. Aber da war es finster und kalt. So unfreundlich hatte der Affe den Zirkus noch nicht gesehen. Da war es im Pferdestall wärmer.

Doch auch hier litt es das Affentier nicht lange. Die Pferde waren müde und mißmutig, und die Hunde knurrten ganz verdächtig. Lieber wollte er sich einmal die Menagerie ansehen, vielleicht fand er da verwandte Seelen.

„Puce“ durchwanderte die Ställe und schlich sich dann in die gleichfalls von einigen Laternen matt erhellte Menagerie. Hier hatte er einen Heidenspaß. Zuerst riß er einen Papagei cm Schwanz, so daß der Vogel laut aufkreischte, dann schnitt er einem ihn böse

anblinzelnden Löwen einige Grimassen, rüttelte am Gitter des Hyänenkäfigs und machte es sich schließlich auf einer Maiskiste bequem, die gelben Körner zerbeißend, um die Stücke auf die Erde zu werfen.

So viel Freude hatte der Affe in seinem ganzen Leben noch nicht gehabt. Doch da hinten kam ein Stallknecht mit einer Laterne und machte die Runde. In seiner Angst, wieder gefaßt und angebunden zu werden, kletterte „Puce" behende, doch leise auf das Dach eines danebenstehenden Käfigwagens. Von hier aus lugte er vorsichtig hinunter; er wollte warten, bis die Luft wieder rein war.

Eine Längsseite des Käfigs wurde von einer starken Glaswand gebildet, in Winkeleisen eingekittet. Auf dem Dach waren vier Luftschächte angebracht, dessen Hauben sechs bis acht Zentimeter vom Boden erhöht lagen, und deren Holzstützen quadratische Löcher bildeten, durch die die Luft zirkulierte. „Puce" hatte vor einer solchen Haube Posto gefaßt, und der Zufall oder das Unglück fügte es, daß sein Schwanz durch eines der Löcher in den Käfig zu hängen kam.

Oho — was war denn das?! Etwas Fremdes hatte den Schwanz des Affen gepackt und ließ das Tierchen nicht wieder los. „Puce" zerrte und zerrte; umsonst, die Kette schien noch fester zu sein wie seine gewöhnliche eiserne.

Und dann geschah etwas Furchtbares. Diese unsichtbare Kraft zerrte das Äffchen langsam, aber todessicher durch das kleine Luftloch in den unheimlichen Käfig.

O „Puce", armer, kleiner, neugieriger Affe! Man sagt, daß Leute, die in Todesangst schwebten, ihr ganzes früheres Leben blitzschnell wie ein Wandelpanorama noch einmal an sich vorüberziehen sahen. Ob es „Puce"

auch so ging? Dachte er zurück an die Urwälder seiner Heimat, wo er mit den Spielgenossen der Jugend auf Lianen schaukelte und mit Kokosnüssen warf, oder an den Bananenbüscheln schüttelte, oder sich um eine bunte Vogelfeder zankte?

Wer weiß es, denn noch niemand hat das Seelenleben eines Affen ergründet. Außerdem blieb unserem „Puce“ keine lange Zeit zum Nachdenken.

— — — — — — — — — — — — —

Als die Wärter am anderen Morgen die Menagerie betraten, fanden sie die große Riesenschlange träge und schläfrig lang ausgestreckt im Käfig liegen. Ein dicker Wulst in der Mitte ihres schillernden Körpers deutete auf das Unheil, das sie angerichtet. —

Der Sekretär Müller aber hat an Fräulein Manzoni tausend Mark auszahlen müssen. Gleich allen anderen Leutchen aus dem Zirkus war auch er von nun an fest davon überzeugt, daß die Nummer 13 eines Programms immer Unglück bringt.





Wellmans Aufstiegstation auf Spitzbergen.

Ein Bild aus hohen Breiten. Von Th. Seelmann.



Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Noch immer ist der geographische Nordpol trotz aller kühnen Versuche und trotz der verschiedensten Wege und Methoden, die man zu seiner Erreichung einschlug und anwandte, von keinem menschlichen Auge geschaut worden. Einer der letzten, mit allgemeiner Spannung verfolgten Versuche, bis zu ihm vorzudringen, war die Expedition Andrées, der, wie erinnerlich, mit einem Luftballon den Pol überfliegen wollte. Jetzt soll dieses Wagnis von dem Amerikaner Walter Wellman wiederholt werden.

Wellman, der sein Unternehmen nach allen Richtungen hin sorgfältig vorbereitet hat, hofft mit Bestimmtheit, daß ihm ein günstigeres Geschick beschieden ist als seinem Vorgänger Andrée, über dessen Ende wohl kaum jemals eine sichere Kunde zu uns gelangen wird.

Wie Andrée hat auch Wellman Spitzbergen zum Ausgangspunkt seiner Luftschiffahrtsexpedition gewählt. Spitzbergen, eine Inselgruppe von rund 72,000 Quadratkilometer Fläche, ist heute für uns kein „äußerstes Thule“ mehr. Seit 1891 werden alljährlich dorthin von Hamburg aus Touristenfahrten unternommen, und

eine norwegische Gesellschaft hat sogar seit 1896 für die Sommermonate eine regelmäßige Dampferverbindung zwischen Hammerfest und der Hauptinsel Westspitzbergen eingerichtet und zur Unterbringung ihrer Fahrgäste an der Adventbai ein Gasthaus erbaut.

Die Gruppe zerfällt in drei größere und mehrere kleinere Inseln. Sie alle sind vorwiegend felsig, von

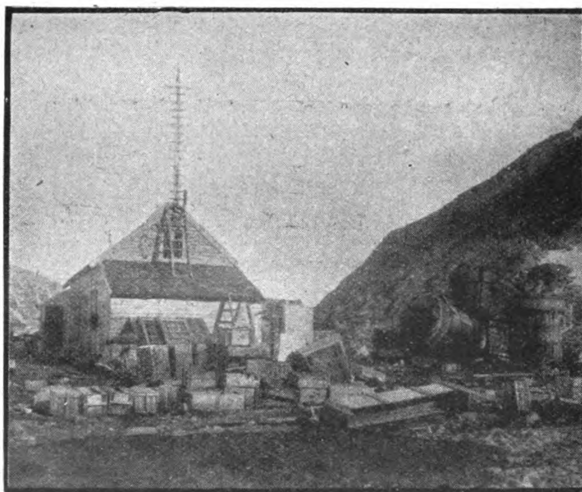


By permission of the Warwick Trading Co.

Die Reste von Andrées Gaserzeugungsapparat.

Fjorden und Buchten durchschnitten und von Gletschern und Gebirgszügen bedeckt. Die höchste Erhebung ist die Hornsundspitze, die bis zu 1390 Meter aufsteigt. Das Klima ist polarmäßig. Selbst im Sommer, wo die Sonne in den langen Tagen, in denen sie nicht untergeht, eine beträchtliche Wärme entwickelt, bleibt die Temperatur im Schatten so niedrig, daß weder Eis noch Schnee schmilzt. Gleichwohl machen die Inseln,

wenigstens in der warmen Jahreszeit, keinen öden Eindruck. Die Schmelzwässer, die von den besonnten Höhen herabrieseln, haben in den Mulden und Niederungen Dammerde und Humus zusammengetragen, so



By permission of the Warwick Trading Co.

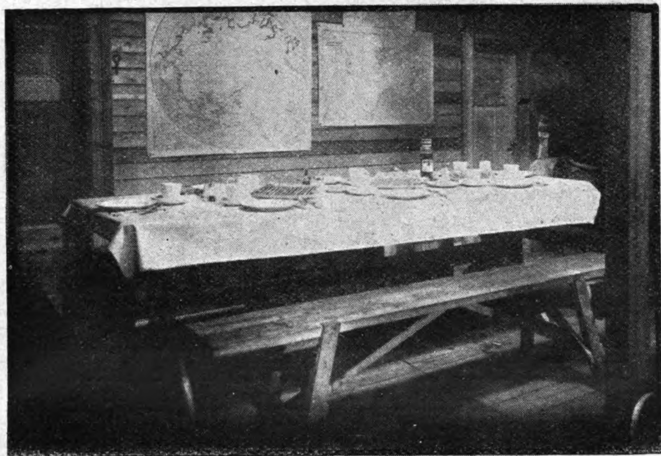
Wellmans Station nach einem Sturm.

daß sich hier an geschützten Stellen ein freudiges und sogar recht buntfarbiges Pflanzenleben entfaltet. Weiß-, gelb- und rosenrotblühende Steinbreche, nordischer Mohn, gelbe Potentillen, weißblühendes Löffelkraut und Ranunkeln bilden im Verein mit üppigen Gräsern und fußdicken Moosschichten von zartgrüner bis samtroter Färbung einen prächtigen Teppich. In Menge wächst an diesen Stellen auch die Polarweide, die aber ihre mit kleinen Blütenkätzchen behangenen Zweige nur bis zu fünf Zentimeter Höhe erhebt.

Selbst die Felsen tragen mit dazu bei, der Landschaft

einen freundlichen Anblick zu verleihen. Denn sie sind von olivengelben und rötlichen Flechten überzogen, die sich zu wahren Polstern zusammenschließen. An einer solchen anheimelnden Stelle an der Nordküste Westspitzbergens hat auch Wellman am Fuß eines Bergrückens, der die heftigen Nordwinde abhält, sein Stationshaus errichtet. Da die Winde aber vielfach umspringen, so wird auch die Station zuweilen vom Sturm gepackt, der dann trotz aller Befestigungen und Vorsichtsmaßregeln die aufgestapelten Vorräte und Materialien wild durcheinanderwirft.

Für Fleischvorräte braucht übrigens die Station,

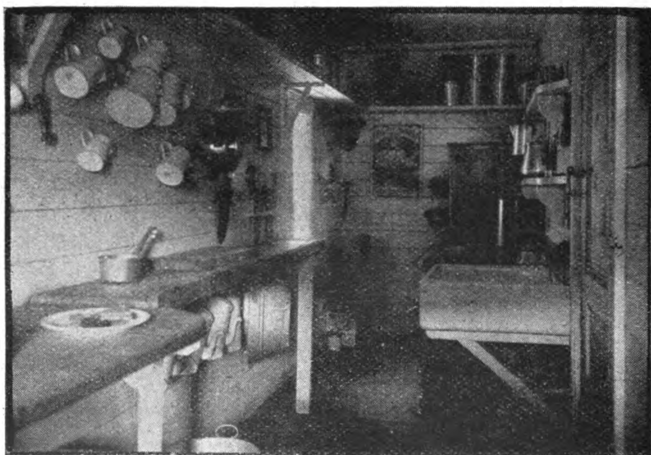


By permission of the Warwick Trading Co

Das Speisezimmer.

da sie nur für den Sommer berechnet ist, nicht zu sorgen, denn es fehlt nicht an Wild. Besonders reich vertreten ist die Vogelwelt. Sturmvögel, dreizehige Möwen, Bürgermeistermöwen, Lummen, Teiste, Papageitaucher

tummeln sich auf der See herum und streichen in dichten Flügen nach dem Lande. Zwischen der Brandung und dem Strand halten sich Prachteidergänse, Eiderenten, Rotfußgänse, Ringelgänse und Eisschellenten auf. Am

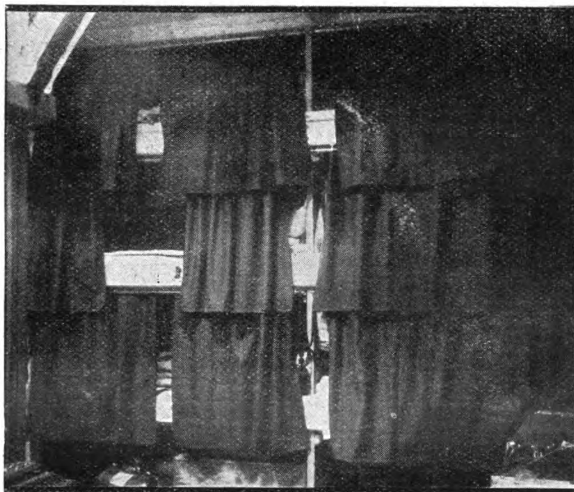


By permission of the Warwick Trading Co.

Die Küche.

Strande, wo das Meer Seetang ausgeworfen hat, laufen nickend Seestrandläufer auf und ab, während die zimtbraunen, breitschnäbeligen Lappenfüße, eine Sumpfläuferart, die kleinen, seichten Süßwassertümpel bevölkern. Tausende von Krabbentauchern nisten in den Steinklüften und Schuttwällen. Fliegt ein Trupp pfeilschnell auf, so braust es durch die Lüfte wie ein Sturmwind. Bis zu 600 Meter Meereshöhe bewohnen die Felswände und Grate die munteren weißen, schwarzgezeichneten Schneeammern, die einzigen Singvögel Spitzbergens. Sie suchen sich als Nahrung Grassamen und kleine Fliegen und locken sich durch ein sanftes „Wiriwit“ oder ein flötendes „Züeb“.

Doch auch an Säugetieren fehlt es nicht. In den Talkesseln weiden Renntiere, denen die Gräser und Renntiermooslager reichliche Äsung darbieten. Sie lassen sich, da ihnen wenig nachgestellt wird, vom Jäger ziemlich leicht beschleichen. Auch Bären trifft man in den höheren Teilen der größeren Inseln an. Zahlreich sind ferner die Polarfüchse, die vorsichtig am Strand oder zwischen den Schutthalden herumstreichen, um eine Lumme zu erbeuten oder die Nester der Krabbentaucher und Schneeammern zu plündern. So haben die Mitglieder der Wellmanschen Expedition vielfach



By permission of the Warwick Trading Co.

Das Schlafzimmer.

Gelegenheit, ihre Treffsicherheit zu erproben und zugleich frisches Fleisch für den Tisch zu beschaffen. Auch die Jäger unter den Touristen, die Spitzbergen besuchen, üben fleißig die Jagd auf das Geflügel und das übrige

Wild aus. Einen schätzenswerten Beitrag für die Küche der Expedition liefern endlich die schmackhaften Eier der Eidergänse und Eiderenten.

Wellman hat sein Lager dicht neben der Stelle aufgeschlagen, wo Andrée mit seinen Gefährten Strindberg und Fränkel am 11. Juli 1897 den Aufstieg vornahm. An Andrée erinnern noch heute die Reste des Gasapparates, mit dem er den zur Füllung seines Ballons nötigen Wasserstoff erzeugte. Das Gebäude für die Expeditionsmitglieder ist aus Holzbalken zusammengefügt. Obgleich auf Spitzbergen in dem Treibholz, das hauptsächlich aus entästeten und entrindeten Lärchenstämmen von 30 bis 50 Fuß Länge und Birkenstämmen besteht, ein ansehnlicher Holzvorrat vorhanden ist, so hat man der leichteren Bearbeitung wegen das Wohnhaus für die Expedition doch in Amerika hergestellt, die einzelnen Teile zu Schiff nach Spitzbergen transportiert und sie dort wieder zusammengestellt. Ebenso sind die wesentlichen Teile für das große Ballonhaus, in dem der Ballon montiert werden soll, bereits in Amerika angefertigt, und nur für nebensächlichere Stücke wird Treibholz benutzt.

Obgleich das Gebäude äußerlich einem amerikanischen Blockhaus gleicht, ist es im Innern doch ganz behaglich eingerichtet. Nicht der Herstellungskosten wegen, sondern nur deswegen, um den heftigen, plötzlich einfallenden Stürmen eine möglichst geringe Angriffsfläche zu bieten, ist es so klein angelegt worden. Dadurch wurde dann wieder die knappste Raumeinteilung bedingt. Den meisten Platz beansprucht das Speisezimmer, das, wenn der lange Holztisch gedeckt und mit Speisen besetzt ist, ganz einladend und traulich aussieht. Wenn die Essenszeiten vorüber sind, dient es auch als Plauderstübchen und, wie die Karten vom

Polargebiet an den Wänden zeigen, als Beratungszimmer, in dem die Aussichten der Expedition und die verschiedenen Möglichkeiten ihres Verlaufs immer wieder erörtert und erwogen werden.

Reich versehen mit Geschirren aller Art ist die kleine Küche. Hier schmort und brodelt es den ganzen Tag hindurch, da die kalte Luft den Appetit außerordentlich



By permission of the Warwick Trading Co.

Wellman (X) und seine Gefährten.

anregt. Frische Gemüse stehen ihr natürlich nicht zur Verfügung, wohl aber vortreffliche Konserven, die im Verein mit Mehlspeisen und den Braten, die die Jagd liefert, eine ganz annehmbare Abwechslung des Speisezettels ermöglichen. In der Schlafstube sind die Bettkästen übereinander angeordnet. Dicke Stoffvorhänge, die vorgezogen werden können, halten die rauhe Luft von den Schlafenden ab.

Walter Wellman, von Beruf Journalist, wie es von Hause aus ja auch der berühmte Afrikareisende Stanley war, ist im Polargebiet kein Neuling. Er hat schon zweimal in den Polargegenden geweilt und dabei ausgedehnte Fahrten mit Hundeschlitten unternommen. Durch die eine dieser Expeditionen hat er die geographischen Kenntnisse von dem Franz Josephs-Land in vielen Stücken erweitert. Seine Erfahrungen über die Natur des Polargebietes, namentlich über die Gestaltung der Eisfelder mit ihren Sprüngen und Klüftungen, ihren Eispackungen und Eiswällen und sonstigen Unwegsamkeiten, kommen ihm bei der jetzt geplanten Unternehmung bestens zu gute.

Den Sommer (1906) verbrachte er mit seinen Gefährten, zwei Luftschiffern und zwei Ingenieuren, auf Spitzbergen. Denn vorausgesetzt, daß die Bauten für die Montierung des Ballons und der Hilfsapparate, mit denen dieser versehen sein wird, früh genug fertiggestellt worden wären, war der Aufstieg schon für den vergangenen Sommer festgesetzt. Die Errichtung der Ballonhalle erforderte indessen so viel Arbeit und Zeit, daß die Auffahrt auf den kommenden Sommer (1907) verschoben werden mußte. Aber diese Vorarbeiten sind nicht umsonst getan. Denn sie werden im nächsten Sommer eine desto schnellere Vollendung alles noch Erforderlichen gestatten.

Wellman wird mit seinem Ballon unter wesentlich günstigeren Bedingungen aufsteigen, als es bei Andrée der Fall war. Andrées Ballon konnte nicht gelenkt werden. Eine Art Lenkung hatte sich Andrée so vorgestellt, daß von der Gondel seines Ballons Taue herabhängen sollten, die über das Eis nachschleiften. Durch das Heraufziehen der Taue auf der einen oder anderen Seite, so daß sie dann immer nur rechts oder links

nachschleiften und durch die Reibung auf dem Eis einigen Widerstand darboten, glaubte Andrée, unter Benutzung des Winddrucks auf den Ballon, diesen in der Richtung auf den Nordpol hin in gewissem Grade lenken zu können. Aber gleich beim Aufstieg des Ballons ergab es sich, daß die Tragkraft desselben für das Gewicht der herabhängenden Taue nicht groß genug war,



By permission of the Warwick Trading Co

Aufstiegplatz für den Ballon.

so daß sie gekappt werden mußten. Hierdurch war Andrée völlig zum Spielball der Luftströmungen geworden. In Andrées Berechnung lag es ferner, über den Nordpol hinwegzufliegen und im Polargebiet Nordamerikas zu landen, um dann von dort aus die Fußwanderung nach den bewohnten Gegenden anzutreten. Für eine solche monatelange Wanderung in Eis und Schnee war er aber gänzlich unzulänglich ausgerüstet.

Es wurden deshalb auch schon vor seinem Aufstieg Stimmen laut, die auf die Mängel der ganzen Veranstaltung nachdrücklich hinwiesen.

Diese dem Unternehmen Andrées anhaftenden Fehler wollen Wellman und seine Genossen dadurch vermeiden, daß sie sich eines lenkbaren und von Motoren getriebenen Ballons bedienen. Der Ballon ist aus dem besten Material in Paris hergestellt. Santos Dumont und die Brüder Lebaudy haben Wellman bei der Konstruktion des maschinellen Apparates, der die Lenkbarkeit bedingt, mit ihren Ratschlägen zur Seite gestanden, so daß alle Neuerungen dabei verwertet sind. Gefüllt wird der Ballon, der zigarrenförmig ist, mit Wasserstoffgas. Die Motoren, die den Trieb- und Lenkmechanismus bewegen, werden mit Gasolin oder Gasäther, einem Bestandteil des Petroleums, geheizt. Das Gasolin wird in eisernen Röhren nach Spitzbergen transportiert. Nach der Veranschlagung sollen die Gasolinmotoren den Ballon in der Stunde 20 bis 24 Kilometer fortbewegen. Da Spitzbergen zwischen dem 76. und 80. Grad nördlicher Breite liegt, so würden bei einer derartigen Schnelligkeit zur Fahrt nach dem Nordpol und zur Rückkehr nach Spitzbergen etwa 100 Stunden erforderlich sein.

Die Gondel hat die Form eines großen Bootes, damit, wenn der Ballon etwa in offenem Wasser niedergeht, die Insassen vor der Gefahr des Ertrinkens geschützt sind. Die Leitung des Ballons übernehmen zwei berufsmäßige Luftschiffer. Außerdem beteiligen sich an der Fahrt noch, wie schon erwähnt, zwei Ingenieure. Sie haben zunächst die Aufgabe, etwaige Reparaturen, die sich während der Fahrt an dem Flug- und Lenkmechanismus nötig machen, auszuführen.

Aber noch eine zweite Aufgabe haben sie möglicher-

weise zu erfüllen. Für den Fall nämlich, daß sich der Ballon vorzeitig niedersenkt, und die Rückfahrt nach Spitzbergen nicht durch die Luft zurückgelegt werden kann, ist die Gondel in einen Motorschlitten zu verwandeln. Zu dieser Umwandlung müssen selbstverständlich Ingenieure zur Stelle sein. Auch der Motor



By permission of the Warwick Trading Co.

Die Gasolinbehälter für die Motoren.

des Schlittens wird mit Gasolin geheizt. Der hierfür erforderliche Gasolinvorrat wird in einer Anzahl von Eisenröhren im Ballon mitgenommen.

Da der Ballon außerdem durch Proviant, Filzzelte, Kleidungsstücke und wissenschaftliche Apparate belastet wird, so muß ein jedes Pfund, das er mit sich zu führen hat, sorgfältig berechnet werden, um seine Tragkraft nicht über Gebühr herabzusetzen. Aus diesem Grunde werden auch alle größeren Ausrüstungsgegenstände, wie

das Eisengerüst der Gondel, abgewogen. Damit die Expeditionsmitglieder endlich Nachrichten über den Verlauf der Fahrt geben können, wird auf Westspitzbergen eine Station für drahtlose Telegraphie errichtet. Ein Aufgabeapparat zur Absendung von drahtlosen Telegrammen befindet sich auf der Ballongondel. Der



By permission of the Warwick Trading Co.

Abwiegen des Gondelgerüstes.

Ballon wird nicht auf dem Nordpol niedergelassen werden. Denn dabei müßte das Gas entleert werden. Zu einer Wiederfüllung des Ballons ist aber kein Wasserstoffgas vorhanden. Indessen wird man es mit Hilfe der Meßinstrumente genau bestimmen können, wann und ob man wirklich den Nordpol erreicht hat.

Wellman ist der festen Überzeugung, daß sein Unternehmen gelingt. Die Hauptfrage ist die, ob der Ballon wirklich genügend lenkbar ist, so daß er sich auch

gegen widrige Luftströmungen in der gewünschten Richtung behaupten kann, und ob er lange genug in der Luft auszudauern vermag. Denn bis jetzt haben sich die lenkbaren Ballons immer nur einige Stunden in der Luft gehalten. In deutschen Luftschifferkreisen hegt man daher auch in Bezug auf den Erfolg von Wellmans Fahrt mannigfache Bedenken.

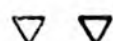
Hoffen wir aber trotzdem, daß dem kühnen Amerikaner und seinen mutigen Begleitern seine außergewöhnliche Fahrt, die von ernsten Gefahren bedroht werden kann, in allen Teilen gelingen möge!





Vermißt.

Novelle von Ch. v. Fabrice.

 (Nachdruck verboten.)

1.

Nach fast viermonatlicher, um das Kap der Guten Hoffnung und über St. Helena zurückgelegter glücklicher Fahrt langte, von Kalkutta kommend, der stattliche Ostindienfahrer „Lahore“, ein Transportschiff der englischen Marine, am 12. Februar 1857 in Southampton an. Unter seinen zahlreichen Passagieren erwartete wohl keiner mit verzehrenderer Ungeduld den Augenblick, endlich den Boden Englands wieder zu betreten, als der Telegrapheninspektor Richard Harding, ein großer, schlanker, noch jugendlicher Mann, mit von der Sonne Indiens dunkelgebräunter Haut, mit schwarzen Haaren und lebhaften, fröhlich in die Welt blickenden Augen. Und allen an Bord schien diese freudige Ungeduld wohlberechtigt. Wußte man doch, daß Harding einen durch mehrjährigen Aufenthalt auf einsamen Stationen im Innern Bengalens wohlverdienten längeren Erholungsurlaub in der Heimat zu verbringen gedachte, wo eine liebende Braut, Lucy Morgan, seiner harrte. Durch seine kürzlich erlangte dienstliche Stellung in die Lage gesetzt, einen eigenen Hausstand zu gründen, hoffte er nun in wenigen Wochen die Hochzeit feiern zu können. Sein Herz klopfte freudig bei dem Gedanken, daß ihn, wenn er wieder-

um in die Ferne zöge, seine junge Frau begleiten würde.

Nachdem er sich vom Kapitän kurz verabschiedet hatte, eilte er zur Eisenbahnstation. Es wurde später nachgewiesen, daß er hier auch eine Fahrkarte gelöst und sein gesamtes Gepäck abgegeben hatte. Bis zum Abgang des abendlichen Schnellzugs blieben noch gegen vier Stunden. Da hatte er sich beim Bahnhofportier nach einem guten Speisehaus erkundigt und dabei bemerkt, daß er zunächst noch einen kleinen Spaziergang durch die ihm unbekannte Hafenstadt zu machen gedenke.

Dies war das letzte, was man über seinen Verbleib seit dem Verlassen des Schiffes in Erfahrung bringen konnte. Ohne Unfall hatte er so viele Tausende von Meilen zurückgelegt, diese letzte kurze Wegstrecke aber, an deren Ende eine zärtliche Braut voll Ungeduld die Minuten bis zu seiner Ankunft zählte, sollte ihm verhängnisvoll werden. Er erreichte die Heimat nicht und verschwand, ohne irgend ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Lucy Morgan hatte seinen Namen unter den mit der „Lahore" angelangten Passagieren in der Zeitung gelesen und erwartete ihn natürlich in einer von Stunde zu Stunde steigenden Aufregung. Mit immer neuen, liebevoll vertrauenden Entschuldigungen suchte sie ihren Eltern gegenüber wie vor sich selbst das so unbegreiflich lange Ausbleiben des Geliebten zu erklären und zu rechtfertigen.

Endlich aber konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß ein unaufgeklärter Unfall Harding betroffen haben mußte.

Was aber war geschehen? Qualvoller war für die unglückliche Braut diese Ungewißheit, als wenn sie bestimmt erfahren hätte, daß der Geliebte von der

glühenden Sonne Bengalens getroffen, im Sturm auf See ertrunken oder sonst einer der vielen Gefahren seines Berufes in fernen Landen erlegen sei. Denn schlimmer als der Tod eines lieben Angehörigen ist dessen spurloses, niemals zu erklärendes Verschwinden.

Und doch hat fast jedermann schon von ähnlichen Vorgängen gehört, aus in den Zeitungen veröffentlichten Listen und Aufrufen wenigstens erfahren, wie zahlreich derartige Fälle des nie aufgeklärten, geheimnisvollen Verlorengehens einzelner Personen selbst inmitten der polizeilich so wohl geregelten europäischen Kulturstaaten sind. Im Laufe des Jahres verschwinden viele Schiffe spurlos auf hoher See, fern von menschlicher Hilfe, und die Angehörigen der Mannschaften warten in der Heimat vergebens auf Kunde von ihnen, vergebens ihr ganzes Leben lang. Deshalb wird die Meldung eines Schiffes als „auf See verschollen" stets mehr die Gemüter erregen, als selbst der furchtbarste Schiffbruch, da dieser wenigstens durch ein Wrack oder ans Land geschwemmte Trümmer das Schicksal der Schiffsmannschaft erkennen läßt. Ebenso ist es, wenn es sich um das Verschwinden einzelner Personen handelt, die Angehörigen jahrelang, oft auch für immer über deren Leben oder Tod im ungewissen bleiben, wobei dann die Einbildung noch die unbekannten Übel vergrößert und schreckensvoll ausmalt, so daß endlich selbst die Aufdeckung eines tatsächlich an dem Vermißten begangenen Verbrechens als beruhigende Gewißheit empfunden wird.

Lucy Morgan war die einzige Tochter eines wohlhabenden Geschäftsmannes, der sich in Croßport,*)

*) Der Ort, jetzt ein beliebtes Modeseebad, heißt in Wirklichkeit anders, wie auch die Namen der Personen, die in dieser auf Tatsachen beruhenden Geschichte eine Rolle spielen, aus leicht begreiflichen Gründen verändert wurden. D. V.

einem kleinen, anmutig an der malerischen Südostküste Englands gelegenen Fischerdorfe, für seine alten Tage einen Ruhesitz begründet hatte. Mitten im üppigen Grün eines sorgsam gepflegten Gartens lag das nicht sehr große, aber massiv und wohnlich gebaute Haus etwas abseits des Dorfes an einer längs des Seestrandes hinführenden Landstraße. Mit hohen Giebeln und Schornsteinen im holländischen Geschmack, war seine Frontseite ziemlich reich mit Steinhauerarbeit eigenartig verziert. Neben der schweren eichenen Tür standen ein Paar in Löwenköpfe auslaufende Säulen, und rechts und links von dem Eingange waren zwei halbrunde Steinsitze angebracht, die ebenfalls auf Löwentatzen ruhten. Das Ganze machte einen sehr anziehenden Eindruck, konnte wohl auch als das schönste herrschaftliche Wohnhaus des kleinen Ortes gelten, in dessen Nachbarschaft gerade zu jener Zeit einige Bauunternehmer anfingen, die ersten Villen und Logierhäuser für Seebadegäste und Großstadtmüde zu errichten.

Früher der Schauplatz eines heiteren, glücklichen Familienlebens, ganz erfüllt von Lucys sorglosem, jugendlichem Frohsinn, war jetzt tiefe Trauer in dies anmutige Heim der Familie Morgan eingezogen.

Wo blieb Harding? Was war aus ihm geworden?

Die geschicktesten Detektive der Hauptstadt wurden aufgeboten, keine Kosten gescheut, aber auch nicht die kleinste Spur von dem Verschwundenen war aufgefunden worden. Von der Eisenbahndirektion kam die Nachricht, daß sein Gepäck von niemand abgeholt worden sei. Trotz alledem bewahrte Lucy die Hoffnung, daß noch einmal eine frohe Botschaft eintreffen, noch einmal ein Strahl der Sonne des Glücks ihr plötzlich so öde und leer gewordenes Dasein erhellen werde.

In Anbetracht aller Erwägungen, die dieser Fall bot, stand es dagegen bei ihren Bekannten allgemein fest, daß der unglückliche Beamte schon längst nicht mehr unter den Lebenden weile, jedenfalls das Opfer eines Raubanfalls geworden war, wenn auch einige besonders wohlwollende Seelen nicht umhin konnten, gelegentlich die Möglichkeit eines freiwilligen Verschwindens aus unbekannten, verdächtigen Gründen zu erörtern.

Für Lucy verging die Zeit in unaufhörlichem, quälendem Nachsinnen über ein Geheimnis, das für alle anderen längst aufgehört hatte, ein solches zu sein. Mit fieberhafter Ungeduld schaute sie täglich nach dem Briefträger aus, so daß der gutherzige Beamte oft lieber einen Umweg machte, um nicht an der Villa vorüberzukommen, hinter deren blanken Fensterscheiben ein schmales, blasses Gesicht ihm entgegenstarrte und erst verzweifelt zurücksank, wenn er grüßend vorüberschritt.

Herr und Frau Morgan, obschon selbst im Innersten getroffen, boten angesichts der dumpfen Verzweiflung der geliebten Tochter mit rührender Zärtlichkeit alles auf, diese zu trösten. Es gelang ihnen aber nur schwer, sie wenigstens zeitweilig aus ihrem Schmerz aufzurütteln, der ja auch in ihnen selbst wühlte und sich nicht unterdrücken ließ.

Sehr wohltuend empfand Lucy in diesen schweren Tagen ihres ersten maßlosen Schmerzes namentlich die vielen Beweise aufrichtiger Anteilnahme und liebevoller Fürsorge, mit denen ihr Vetter Paul Parker ihr eigentlich ganz unerwartet entgegenkam. Dieser war früh verwaist und mit ihr zusammen im Hause ihrer Eltern aufgewachsen, hatte sich dann der Landwirtschaft gewidmet und zunächst ein kleines benachbartes Gut in

Pacht genommen. Kaum fünfundzwanzig Jahre alt und nicht besonders hübsch, hielt er doch außerordentlich auf sich und ging immer peinlich nach der Mode und selbst elegant gekleidet einher. Blond, mit einem auffallend bleichen Teint, war er trotz seines äußerlich meist ruhigen, gleichgültigen Wesens doch höchst leidenschaftlicher Natur, hatte auch in seiner Jugend seine Umgebung oft durch herzlose Gefühllosigkeit erschreckt. Trotz der gemeinschaftlich verlebten Kindheit war daher das Verhältnis zwischen Lucy und ihrem Vetter niemals ein besonders herzliches gewesen. Um so mehr war sie ihm nun dankbar für seine ihr bei diesem Anlaß bezeigte zartsinnige und herzliche Teilnahme.

Nie aber war ihr bisher auch nur der flüchtigste Gedanke gekommen, Vetter Paul könne seit dem Verschwinden ihres Bräutigams für sie andere, wärmere Gefühle hegen als die durch ihre nahe Verwandtschaft und Jugendkameradschaft bedingten. Bald aber mußte sie erkennen, daß er immer offener um ihre Hand warb.

Anfangs wies sie ihn kurz und schroff zurück, weigerte sich sogar, nur ein Wort über eine mögliche Heirat anzuhören, da sie sich noch immer als Braut eines anderen betrachtet wissen wollte. Jedoch ihre Mutter begünstigte Pauls Werbung, und dieser ließ sich durch ihr Widerstreben keineswegs von seinen Plänen abschrecken. Zuletzt erfaßte eine dumpfe Gleichgültigkeit für alle Vorgänge in ihrer Umgebung das immer mehr in selbstquälerische Melancholie versinkende Mädchen, so daß sie sich endlich nicht einmal mehr die Mühe gab, den beharrlichen Freier auch weiterhin bestimmt abzuweisen, wie sie bei voller Geistesfrische es in ihrer früheren energischen Sinnesart sicherlich nicht unterlassen hätte zu tun. Schweigend und anscheinend ganz teilnahmlos hörte sie seine glühenden Liebesbeteurungen an.

Endlich ließ sie sich von der Mutter sogar überreden, seinen Verlobungsring anzunehmen oder wenigstens zu gestatten, daß er ihn an ihren Finger steckte.

Dieser Ring war ein seltsam geformtes, kostbares Kleinod indischer Arbeit und stellte zwei Schlangen dar, die Köpfe mit Krönchen verziert, über denen zwei prächtige Rubinen funkelten. Ein Andenken an seine verstorbene Mutter und einen Glückstalisman hatte Paul den Ring genannt, als er ihn ihr an den Finger steckte.

Sie hatte alles geschehen lassen und ging wie in einem Traum umher, wußte aber lange Zeit hindurch stets jede entscheidende Aussprache zu verhindern. Hatte sie früher öfters in Gesellschaft ihres Vetters verweilt, schien es wunderbarerweise nun, wo er vor der Welt bereits bestimmt als ihr Bräutigam auftrat, als ob ein instinktives geheimes Grausen in seiner Gegenwart sie erfasse und vor ihm zurückschrecken ließ. Sobald er von der Zukunft sprach, verstummte sie gänzlich, und wollte er einmal die Rechte eines Bräutigams in Anspruch nehmen, vermochte sie ihre unbewußte Abneigung gegen ihn so wenig zu verbergen, daß ihre Mutter ihr darüber Vorwürfe machte.

Sie selbst mußte diese in solchen Augenblicken als wohlberechtigt anerkennen, ohne daß sie sich doch über ihre Gefühle wirklich klar geworden wäre, in denen sich der Wunsch, ihren alternden Eltern Freude zu machen, der altgewohnte Verkehr mit dem Jugendfreund, wie Dankbarkeit für sein geduldiges Werben um ihre Hand mit einem ihr selbst unerklärlichen Widerwillen gegen ihn wunderlich vermengten.

— — — — — — — — — — — — —

Seit Hardings Verschwinden waren gegen sieben Jahre vergangen, als eines Tages mit der Morgenpost Herr Morgan ein Schreiben von einem Londoner Bank-

hause erhielt, das anfragte, ob er geneigt sei, eine anscheinend im Dezember 1857 von Richard Harding an Bord des amerikanischen Walfischfangschiffes „Tscherokese" ausgestellte Anweisung von vierzig Pfund einzulösen, die aus Sydney in Australien von einem früheren Seemann zur Einkassierung eingesandt worden war. Dieser hatte geschrieben, die Anweisung komme ihm von einem ehemaligen Schiffskameraden, der, gleich ihm Matrose an Bord des „Tscherokese", als John Wells bekannt war, dessen eigentlicher Name jedoch Richard Harding gewesen sei. Der Betrag wäre ihm für einen jenem geleisteten Dienst versprochen worden. Mit schlechter Tinte auf grobes Papier geschrieben, war die Anweisung so vergilbt, wohl auch von Seewasser verdorben worden, daß sie eigentlich kaum den an einen Bankscheck gestellten Anforderungen mehr entsprach. Die Unterschrift „John Wells" und darunter in Klammern „eigentlich Richard Harding" schien aber tatsächlich von der Hand des Totgeglaubten herzurühren. Auch die Adresse war richtig in allen Einzelheiten.

Die Stimme des alten Morgan bebte vor Aufregung, als er den gerade mit ihm beim Frühstück sitzenden Familienangehörigen die wunderbare Nachricht mitteilte. Mutter und Tochter sanken sich weinend in die Arme, und so unerwartet und unbegreiflich erschien diese Angelegenheit, daß niemand recht wußte, ob man sich über sie grämen oder freuen sollte.

Ganz fassungslos aber gebärdete sich Paul Parker. Beim ersten Anblick des ihm vorgelegten Schecks war er leichenblaß geworden, seine Zähne schlugen hörbar gegeneinander, sein Gesicht nahm einen entsetzlichen Ausdruck wilder Verzweiflung an. Kaum, daß seine

zitternde Hand das Papier halten konnte, auf das er wie entgeistert starrte.

Es dauerte längere Zeit, ehe er sich von seiner Bestürzung erholte und seine Fassung wiederfand. Dann aber zeigte er die größte Kaltblütigkeit und bestand auf schnellster, energischer Untersuchung und völliger Klarstellung des Sachverhalts. Am liebsten wäre er selbst sofort nach Sydney gereist, und es bedurfte vieler Vorstellungen, um ihn von diesem Plane abzubringen.

Jedoch schien auch seine Anwesenheit dort völlig zwecklos und unnötig zu sein. Das unaufgeklärte Verschwinden des hochverdienten Beamten war noch unvergessen. Der unerwartete Zwischenfall, der diese Angelegenheit noch geheimnisvoller machte, erregte deshalb allgemeine Sensation und wurde in allen Zeitungen lebhaft erörtert. Die Behörden setzten alle Mittel in Bewegung, den Sachverhalt aufzuklären.

Es gab damals noch keine unterseeischen, die Kontinente verbindenden Telegraphenkabel. Viele Monate mußten daher vergehen, ehe das Ergebnis der in Australien eingeleiteten gerichtlichen Erhebungen nach England gelangte. Der Einsender der Anweisung hatte demnach an Gerichtsstelle unter seinem Eid folgendes zu Protokoll gegeben.

Vor etwa sieben Jahren sei jener John Wells mit ihm, William Dudley, zusammen an Bord des nordamerikanischen Walfängers „Tscherokese" gewesen, ein schweigsamer, finsterer Mann, der sich von allen Kameraden abgesondert gehalten habe. Wie und wo er an Bord gekommen sei, wisse er nicht zu sagen. Ebenso sei er, der Zeuge, außer stande, nach so langer Zeit das Äußere und die ganze Persönlichkeit dieses Wells näher zu beschreiben. Jedenfalls sei er kein Seemann

gewesen, hatte sich aber in die ihm anfangs ganz fremden Verhältnisse und die besonderen Arbeiten auf einem Fangschiffe schnell hineingefunden und still und energisch seinen Dienst erfüllt. Während eines Sturmes auf der Höhe der Falklandsinseln im südlichen atlantischen Ozean war Zeuge in die Vormarsrahe hinaufgeschickt worden, um dort irgend etwas Notwendiges auszubessern, dabei durch ein Überholen des Schiffes aus dem Gleichgewicht gekommen und gefallen. Der Mann am Steuer hatte ihn stürzen sehen und augenblicklich den Alarm gegeben. Da bei der schweren See das Aussetzen eines Bootes unmöglich erschien, wäre er trotzdem verloren gewesen, wenn Wells ihm nicht mit ebensoviel Geschick als Geistesgegenwart ein Tau zugeworfen hätte, als er in der Sprühflut einer hohen Woge längs des Schiffes hingerissen wurde, und ihn so unter eigener Lebensgefahr mit Aufbietung aller Kraft vor dem sicheren Untergang im letzten Augenblick noch bewahrt hätte. Seitdem seien sie miteinander in ein näheres, freundschaftliches Verhältnis gekommen. Da sie auch zur gleichen Wache gehörten, hätten sie manche stille Wachtstunde zusammen verplaudert. Dabei habe ihm Wells gesagt, daß er aus ganz anderen Verhältnissen stamme, nur durch einen Schurkenstreich, dessen Opfer er kürzlich geworden, an Bord gekommen sei, und voll Ungeduld die Minuten bis zu seiner Befreiung zähle oder bis dahin, daß es ihm wenigstens möglich würde, von einem Hafen aus den Seinigen und den englischen Behörden Nachrichten von sich zu geben. Da das Schiff für eine mindestens dreijährige Fahrt in der Südsee ausgerüstet war, in den wenigen von ihnen auf der Ausreise besuchten Häfen der Kapitän bisher jeden Landurlaub verweigert hatte, war ihm freilich nur geringe Hoffnung auf eine baldige Befreiung geblieben. Deshalb erklärte er sich

für fest entschlossen, die erste sich bietende Gelegenheit zu benützen, um zu desertieren. Diese bot sich, als sie nach neun im südatlantischen Ozean zugebrachten Monaten auf der Reede von Montevideo anliefen, um hier vor der Fahrt in die Südsee einige Schiffsvorräte zu ergänzen. Bestimmt durch ein Gefühl der Dankbarkeit, habe er hier Wells' Bitten nachgegeben. An einem dunklen Abend, als der Kapitän an Land war, sei er ihm behilflich gewesen, unbemerkt eines der kleineren Schiffsboote zu Wasser zu lassen und damit zu flüchten. Beim Abschied gab ihm dann Wells die Anweisung auf vierzig Pfund. Der Kapitän habe furchtbar gewettert und getobt, von dem Flüchtling aber habe man an Bord nie wieder etwas gehört. Zeuge wurde selbst ein halbes Jahr später durch einen Unfall dienstuntauglich und als Invalide auf den Sandwichinseln ausgezahlt und entlassen. Dies sollte seine Rettung werden, denn der „Tscherokese" wurde nach seiner Abfahrt aus dem Hafen von Honolulu, der Hauptstadt der Sandwichinseln, von keiner Seite mehr gemeldet und ist wahrscheinlich mit Mann und Maus im stillen Ozean gesunken. Nachdem sich der Zeuge dann mehrere Jahre auf verschiedenen Südseeinseln aufgehalten hatte, war es ihm möglich geworden, in Sydney eine kleine Schankwirtschaft zu kaufen. Erst da fand er die alte, halbvergessene Anweisung wieder und entschloß sich, sie einer Bank in London einzusenden.

Zusammen mit hinterlassenen Briefen Richard Hardings wurde die Anweisung verschiedenen Schriftkundigen vorgelegt und von diesen nach eingehendster Prüfung als echt erklärt. Auch war es richtig, daß der „Tscherokese", ein nordamerikanischer Walfischfänger, der aber damals für Rechnung englischer Reeder fuhr, zwecks Ergänzung seiner Ausrüstung etwa zur

Zeit des Verschwindens des unglücklichen Beamten Southampton zu kurzem Aufenthalt angelaufen und hier auch einige Matrosen, unter ihnen einen John Wells, durch Vermittlung eines bekannten, seitdem verstorbenen Heuerbaas an Bord genommen hatte. Dagegen ergaben die sofort in Montevideo von einem der gewandtesten Agenten der Londoner Polizei, der eigens zu diesem Zwecke nach Südamerika gesandt worden war, angestellten sorgfältigen Nachforschungen keinerlei Spur von dem Verschwundenen.

Auf den Bericht des Detektivs hin waren die englischen Behörden deshalb nun fest überzeugt, daß jener ehemalige Matrose in Sydney, nachdem er in irgend einer Weise nähere Kenntnis über den seinerzeit so großes Aufsehen erregenden traurigen Vorfall, sowie über die Familienverhältnisse des Vermißten erlangt hatte, nur auf ein geschickt angelegtes Schwindelmanöver bedacht gewesen sei, ein in der britischen Kriminalistik keineswegs seltener Vorgang. Gerade von Australien aus waren bereits wiederholt ähnliche Versuche zur finanziellen Ausbeutung solcher tragischen Familienvorkommnisse oder Familiengeheimnisse im alten Mutterlande unternommen worden. Hätte Herr Morgan die Anweisung, ohne ausgedehnte Nachforschungen anzustellen, eingelöst, würde der australische Schankwirt sicherlich bald mit neuen Geldforderungen und erdichteten Angaben sich abermals an ihn gewendet haben.

Wie sollte auch der in Southampton verunglückte königliche Beamte, der vollendete Gentleman, plötzlich als gewöhnlicher Matrose wiedergefunden werden, noch dazu an Bord eines amerikanischen Walfischfängers, auf denen sich bekanntlich nur der Abschaum aller Seefahrer, das niedrigste Matrosengesindel, zusammenfindet!

Trotz der entgegengesetzten Meinung der Behörden

bestand Miß Lucy dennoch darauf, den Scheck einzulösen, und bewahrte ihn unter ihren teuersten Andenken.

— — — — — — — — — — — — —

Mehr als zwei Jahre hatten diese Nachforschungen in Anspruch genommen, während deren sich Lucy immer gleich zurückhaltend und abweisend gegen ihren Vetter gezeigt hatte. Dennoch hatte dieser auf seine Hoffnungen niemals verzichten wollen. Nur auf dringende Bitten des ihr so wenig sympathischen Freiers hatte aber Lucy eingewilligt, weiter den von ihm geschenkten indischen Ring zu tragen. Fast schien es, als ob Paul Parker aus einer Art Aberglauben auf dieses Kleinod so großes Gewicht legte, es als Talisman betrachtete, dessen geheime Kräfte ihm endlich ein Anrecht auf die so geschmückte Hand erwerben müßten.

Bald darauf aber sollte die Meinung der polizeilichen, Sachverständigen eine eklatante Bestätigung erhalten, und unerwartet Licht in das Hardings Verschwinden umhüllende, bis dahin so undurchdringliche Dunkel fallen.

Herr Morgan hatte erfahren, daß einer der intimsten Freunde und Kollegen Hardings, der Regierungsingenieur Brooks, sich auf Urlaub in England aufhielt, und sofort den ihm von früher her wohlbekannten Herrn zu einem längeren Besuche nach seinem Landhause eingeladen. Zwar betrübte ihn der Eifer, mit dem seine Tochter noch immer jede Gelegenheit benützte, von ihrem ehemaligen Verlobten zu hören, doch wollte er ihr diese traurige Freude nicht verwehren, wohl auch in der Erwartung, daß sie nach Schwinden jeglicher Hoffnung sich endlich leichter in ihr Schicksal finden und Parker die Hand reichen würde.

Letzterem war dieser Besuch im höchsten Grade unerwünscht gewesen. Er begegnete denn auch gleich

anfangs dem Ingenieur mit kaum verhehlter Unfreundlichkeit. Noch mehr steigerte sich sein Mißfallen, als er sah, wie Lucy sich ganz den Erinnerungen an die Vergangenheit hingab und nicht müde wurde, mit dem Freunde Hardings alle Einzelheiten seines Lebens in Indien zu besprechen. Geblendet von wilder Eifersucht glaubte er in dem Ingenieur auch einen Nebenbuhler fürchten zu müssen, der gefährlcher für die von ihm so lange mit geduldiger Ausdauer genährten Hoffnungen zu werden drohte, als der ihm im Grunde gleichgültige, weil jetzt doch ungefährlich gewordene Kultus, den Lucy in ihrem Herzen mit dem Andenken des Jugendgeliebten trieb.

Ungeachtet des höflichen, zurückhaltenden Benehmens des Gastes führte Parkers maßlose Heftigkeit bald zu offenen Streitigkeiten. Als alle im Hause sein Verhalten mißbilligten, er auch erfahren mußte, wie seine gehässigen Bemerkungen über den vermeintlichen Nebenbuhler keinerlei Eindruck auf Lucy machten, erklärte er endlich wütend, daß er während der ganzen Dauer des Besuches des Ingenieurs die Villa nicht mehr betreten würde.

Lucy schien Parkers Ausbleiben kaum zu bemerken, nur einzig noch Sinn dafür zu haben, mit Brooks von dem verschwundenen Freunde zu sprechen und alle Möglichkeiten zu erörtern.

Eines Tages, als sie gerade nochmals das so befremdliche Fehlen jeder Art von Spuren besprochen hatten, bemerkte Brooks: „Eines scheint mir fast so wunderbar wie das Verschwinden meines armen Freundes selbst. Sie erzählten mir, sein gesamtes Gepäck sei vollständig auf dem Bahnhof in London eingetroffen?“

„Gewiß,“ sagte Lucy, „und es gereicht mir zu

einigem Trost, daß wir so viele Andenken an den lieben Entschwundenen besitzen."

„Es bleibt immerhin recht sonderbar, daß er sich gerade von einem Gegenstande trennte, den er stets bei sich zu behalten erklärt hatte," bemerkte nachdenklich der Ingenieur, „und das ist der mir so wohlbekannte Ring, den ich an Ihrem Finger gleich bei meiner Ankunft entdeckte. Ich war mit Harding im Basar von Kalkutta, als er ihn bei einem birmanischen Goldschmied kaufte, ihn an den kleinen Finger steckte und fröhlich lachend erklärte, daß er ihn als Zeichen seiner treuen Liebe zu Ihnen stets tragen wolle, bis er bei seiner Rückkehr im alten englischen Heim den schönen, absonderlichen Ring selbst an den Finger seiner Braut stecken könne. Er war ein Mann von Wort, auch weiß ich, daß er dieses sein Versprechen sehr ernst nahm und sich nie von diesem Kleinod trennte."

„Herr Brooks, Sie irren! Diesen Ring hier — Mein Gott, diesen Ring!" stammelte das unglückliche Mädchen, während Totenblässe auf ihrem Antlitz lagerte. Sie vermochte kein Wort mehr hinzuzufügen und stürzte mit einem gellenden Schrei ohnmächtig zu Boden.

Ihre Mutter eilte erschrocken aus einem Nebenzimmer herbei. Brooks aber konnte ihr nur einige verwirrte Erklärungen über den plötzlichen Unfall geben.

Noch während sie um die Ohnmächtige mit den gebräuchlichen Hausmitteln bemüht waren, fragte er so vorsichtig als möglich, wer denn ihrer Tochter dieses seltsame indische Kleinod gegeben habe.

„Ihr Vetter Paul," antwortete gleichgültig die Mutter. „Das ist das einzige Geschenk, das sie bisher von dem Armen hat annehmen wollen, so viel er sich auch sonst um sie bemüht."

Brooks eilte sofort nach der Parkerschen Besitzung,

wurde jedoch bei dem Hausherrn nicht vorgelassen. Er schrieb ihm daher folgenden Brief:

„Herr Parker! Soeben habe ich einen Ring an der Hand der einstigen Braut meines ermordeten Kameraden Richard Harding bemerkt. Er kaufte ihn in meiner Gegenwart. Sie aber haben ihn der Dame geschenkt! Ich weiß, daß er ihn stets am kleinen Finger trug und sich unter keinen Umständen freiwillig von diesem Kleinod getrennt haben würde. Ich verlange daher von Ihnen genaue Auskunft darüber, auf welche Weise und wo dieser Ring in Ihren Besitz gekommen ist. Heute nachmittag fünf Uhr werde ich Sie noch einmal besuchen und keinerlei Abweisung annehmen.

Brooks, Regierungsingenieur."

— — — — — — — — — — — — —

Als am Nachmittage zur bestimmten Stunde der Ingenieur an der Haustür Paul Parkers klingelte, fand er dessen Dienerschaft in größter Bestürzung. Soeben hatte man den Hausherrn in seinem Arbeitszimmer tot aufgefunden.

Wie die gerichtliche Untersuchung ergab, hatte er sich bereits vor mehreren Stunden, wahrscheinlich sofort nach Empfang des Briefes, vergiftet. Er mußte also schon lange auf eine plötzliche Entdeckung seines Verbrechens vorbereitet gewesen sein, denn durch seinen Selbstmord hatte er ja seine Schuld bekannt, sich freilich auch zugleich dem irdischen Richter entzogen. Da er aber keinerlei Aufzeichnungen hinterließ, schien mit seinem Tode auch die letzte Möglichkeit verloren zu sein, jemals Näheres über das an Harding begangene Verbrechen zu erfahren.

Jedenfalls ließ sich nichts mehr hoffen. Immerhin brauchte Parker nicht selbst der Mörder gewesen zu sein. Als cynische Frechheit hätte man es sonst be-

zeichnen müssen, daß er gerade der einstigen Braut des Ermordeten einen diesem abgenommenen Ring als Zeichen der Verlobung schenkte, und überdies ein Kleinod von so auffallend fremdartiger Form, das so leicht wiedererkannt werden mußte.

Oder lag hier nur eine jener unbegreiflichen Nachlässigkeiten vor, durch die sich oft die schlauesten Verbrecher in wahrhaft kindlich einfältiger Weise selbst verraten, nachdem sie bei der verbrecherischen Handlung selbst mit der weitgehendsten Vorsicht vorgingen und mit dem größten Raffinement in allen Einzelheiten jede direkte Spur geschickt zu verwischen verstanden?

Die Meinungen über den Schuldanteil des Selbstmörders waren geteilt, niemand aber zweifelte mehr daran, daß Harding gleich nach seiner Landung in Southampton ermordet worden war, der australische Schankwirt also ein Schwindler und Erpresser gewesen sein mußte.

Hiermit war für weitere Kreise die Angelegenheit erledigt.

Lucy Morgan allein suchte nicht Vergessenheit, gab sich vielmehr immer leidenschaftlicher dem Gedenken an den Verlorenen hin. Nur die finstere Melancholie, von der sie sich früher so ganz hatte beherrschen lassen, war seit Parkers tragischem Ende von ihr gewichen. Wie von einem unheimlichen Bann befreit, schien sie neu aufzuatmen. Sie fühlte, daß sie Hardings Andenken ehrte, indem sie der Verzweiflung entsagte, in die sie sich nach des Geliebten Verschwinden hineingewühlt hatte. Jede Erinnerung, jeden Vorgang aus der Vergangenheit aber bewahrte sie sorgfältig im Schrein ihres Herzens.

Tragische Schicksale, in großer Jugend erfahren, geben meist dem ganzen künftigen Leben die bestimmte

Richtung. So wurde für Lucy die Hoffnung auf endliche Wiedervereinigung mit dem Geliebten zur fixen, sie gänzlich und ausschließlich erfüllenden Idee. Liebevoll, aber bestimmt wies sie alle Vorstellungen ihrer Eltern zurück und erwartete in heldenhafter Ruhe, mit hoffnungsfroher Sicherheit und unerschütterlicher Geduld die Stunde der Erhörung ihrer Gebete. Keine noch so wohlbegründeten Einwände vermochten sie von der Torheit aller solcher Hoffnungen und Bitten um Unmögliches zu überzeugen. Alle Anträge neuer Bewerber wies sie ab, da sie sich weiter durch ihr Gelöbnis gebunden betrachtete, solange man ihr nicht wirkliche Beweise für den Tod ihres Bräutigams geben könne.

Nach dem Tode ihrer Eltern, die sie mit rührender Treue und Sorgfalt gepflegt hatte, blieb Lucy allein in dem Hause an dem Meeresstrande zurück. Die Jahre vergingen, die Jugend schwand dahin, der Herbst des Lebens nahte — sie lebte still weiter in den altgewohnten Verhältnissen, eine Wohltäterin der Armen, nur bedacht auf Werke der Barmherzigkeit. Längst hatte sie in christlicher Ergebung sich unter den Willen der Vorsehung gebeugt, hoffte aber dennoch mutig gegen alle Wahrscheinlichkeit. Unter dem Einfluß ihrer tief religiösen Gesinnung sah sie mit ruhiger Zuversicht der Wiederbegegnung mit dem ihr so geheimnisvoll entrissenen Geliebten entgegen, wenn nicht in dieser, so doch in einer anderen Welt, in der alle irdischen Leiden und Mißklänge einst ihren harmonischen Ausgleich finden werden.

2.

Nachdem Richard Harding den Bahnhof von Southampton verlassen hatte, um die bis zum Abgang des Schnellzuges verbleibenden Stunden in der Stadt zu

verbringen, war er schon an der nächsten Straßenecke durch ein ihm ganz unerwartetes Zusammentreffen mit Paul Parker freudig überrascht worden. Bei ihren früheren Begegnungen im gastfreundlichen Hause Morgan hatte sich dieser ihm gegenüber freilich immer ziemlich zurückhaltend und verschlossen gezeigt, und auch Harding selbst, ohne daß er darüber jemals besonders nachgedacht hätte, hatte sich von Parkers ganzem Wesen eigentlich eher abgestoßen gefühlt; dennoch begrüßte er ihn jetzt mit größter Herzlichkeit und aufrichtiger Freude. Brachte der Vetter ihm ja die ersten Nachrichten wieder von der geliebten, heißersehnten Braut. Mit ihm konnte er endlich rückhaltlos plaudern von seinen Hoffnungen und Plänen und allem, was sein Herz erfüllte.

Gern schloß er sich daher an, als Parker ihn aufforderte, eine Gastwirtschaft aufzusuchen, wo sie ungestört und in gemütlicher Unterhaltung bei einer Flasche Wein den Abgang des Abendzuges abwarten könnten, da auch er nach Erledigung einiger Geschäfte am Orte mit diesem heimzufahren gedenke. Harding ahnte ja so wenig wie die anderen Mitglieder des Morganschen Familienkreises die tief verborgene, glühende, alle Bedenken überwältigende Leidenschaft, die den jungen Mann seit langer Zeit erfüllte, und daß er in seinem wilden Liebeswahnsinn längst entschlossen war, um jeden Preis und mit allen Mitteln Lucy dem verhaßten Rivalen noch in letzter Stunde zu entreißen.

Er liebte seine schöne Base von Jugend an. Durch den beständigen Umgang mit ihr im Hause seines Onkels und Erziehers hatte er sich aber ihres späteren Besitzes so sicher geglaubt, daß er keinen Anlaß sah, mit einer Werbung vorzeitig hervorzutreten, das heißt bis er sich in seinem Berufe ein eigenes, selbständiges Heim gegründet haben würde. Um so fürchterlicher und maß-

loser war daher seine Wut gewesen, als sich Lucy gleich im ersten Winter ihrer Einführung in die Gesellschaft, während er selbst noch eine landwirtschaftliche Hochschule in Deutschland besuchte, mit Richard Harding verlobt hatte. Als dieser dann nach Indien ging, hatte Parker, eingedenk des alten Wortes „Aus den Augen, aus dem Sinn", sich neuen Hoffnungen hingegeben, die nun durch die Nachricht von der Heimkehr des Bräutigams und der nahe bevorstehenden Feier der Hochzeit abermals vernichtet wurden.

Tagelang hatte Parker, eine Erkältung vorschützend, seine Wohnung nicht verlassen, sich in seinem Arbeitszimmer eingeschlossen und stundenlang dumpf und finster vor sich hin gebrütet. Endlich stand sein Entschluß unwiderruflich fest: Harding durfte niemals zurückkehren und sollte er, um dessen Heimkehr zu verhindern, darüber Ehre, Leib und Seele aufs Spiel setzen müssen!

So war das Zusammentreffen an der Straßenecke in Southampton kein zufälliges. In größter Heimlichkeit war Parker nach der Hafenstadt gereist, und sobald die Ankunft der „Lahore" von der Reede signalisiert worden war, hatte er sich in der Nähe des Hafens herumgetrieben und hier schon seit Stunden auf den Heimkehrenden gelauert.

Im eifrigsten Gespräch schritten jetzt beide Herren durch die Straßen. Harding, ganz glücklich, von der Heimat und seiner Braut zu hören, beachtete es kaum, daß sie in ein recht armseliges Viertel der Stadt gelangten, das eigentlich nur aus Matrosenkneipen und Vergnügungslokalen niedrigster Art bestand. Überrascht blickte er freilich auf, als Parker, der sich von dem langen Spaziergang ermüdet erklärte, ihn aufforderte, in eine dieser Kneipen einzutreten, obgleich deren schmutzige, vernachlässigte Außenseite nichts weniger als

einladend erschien. Jener aber lachte über die Zimperlichkeit, wie er es nannte, eines so weitgereisten Mannes. Der Besitzer der Kneipe, ein alter Matrose, habe früher lange Jahre unter seinem Vater, der, wie er ja wisse, Kapitän in der Handelsmarine gewesen sei, gedient und werde sich daher ihren Besuch zur hohen Ehre schätzen, ihnen auch im oberen Stockwerk eine gemütliche Plauderecke anweisen und einen sehr trinkbaren alten Portwein vorsetzen können.

So betraten sie den mit übelriechendem Tabaksqualm und Branntweindunst erfüllten niederen Schenkraum, in dem eine Anzahl mehr oder weniger angeheiterter Seeleute ihr lautes, lärmendes Wesen trieben. Die zwei vornehmen Herren, hier gewiß ungewöhnliche Gäste, erregten Aufsehen. Sofort war aber auch der dicke, gemütlich aussehende Wirt hinter dem Schanktisch hervor ihnen entgegengeeilt. Unter lebhaften Äußerungen der Freude und des Dankes über den unverhofften Besuch des Sohnes seines alten Kapitäns geleitete er die Herren eine enge Stiege hinauf in ein ruhiges, ziemlich gut ausgestattetes, anheimelndes Hinterzimmer, in dem sich zur Zeit nur zwei Gäste aufhielten. Beide waren Seeleute, saßen in einem etwas dunklen Winkel nächst dem Kamin und schienen dem Eintritt der beiden Herren keinerlei Beachtung zu schenken.

Parker hatte recht gehabt, den Portwein des Wirtes zu loben, und auch die auf dem Rost gebratenen „Steaks" ließen nichts zu wünschen übrig. So entging es Harding völlig, daß einer der Fremden aufgestanden war, sich dem Fenster näherte und dabei dicht hinter seinem Stuhle vorüberging.

Ein schwerer, dumpfer Schlag auf den Kopf war das letzte, dessen er sich später erinnerte.

Als er aus tiefer Betäubung erwachte, befand er sich an Händen und Füßen gebunden in einem dunklen Raum. Der Kopf schmerzte ihn sehr, wie feurige Funken flimmerte es ihm vor den Augen. Nachdem er sich etwas an die Finsternis gewöhnt hatte, erkannte er, daß er in einem Kohlenkeller zwischen Haufen von Steinkohlen versteckt lag. Wie lange er schon hier war, konnte er nicht erraten.

Nach einer Weile ließen sich in dem nur durch eine leichte Bretterwand abgeteilten Vorraum des Kellers die rauhen Stimmen zweier Männer hören. Soviel er von dem eifrigen, aber leise geführten Gespräch verstehen konnte, sprachen sie von ihm und waren verschiedener Meinung über das, was nun zu tun sei. Deutlich hörte er den einen der Männer sagen: „Daß Blut fließen sollte, hat er mir nicht gesagt. Mag er selber den Galgen riskieren, wenn er einen Mord braucht. Wie blaß das Bürschlein wurde, und wie er an allen Gliedern schlotternd hinausstürmte, als du dem Fremden so fein hinter die Ohren schlugst! Jetzt möchte er, daß wir ihn vollends abfertigen! Ich mache da nicht mit und rate dir, laß die Hand davon. Es ist ein ganz Feiner, die Geschichte wird Lärm machen, und es kann uns noch an den Kragen gehen."

„Aber ohne Beweise für die Ausführung seines Auftrags zahlt er uns nichts. Die müßten wir ihm jedenfalls liefern. Ich bin für eine glatte Erledigung der Sache. Nur die Toten plaudern nicht mehr," brummte der andere.

Dann flüsterten sie so leise, daß der arme Harding nichts mehr verstehen konnte.

Als sich bald darauf Fußtritte näherten, und der Schein einer Laterne in den dunklen Raum fiel, glaubte Harding seine letzte Stunde gekommen. Die Fesseln

an Händen und Füßen machten jede Verteidigung unmöglich. Es hätte keinen Zweck gehabt, um Hilfe zu rufen. Die Stimme konnte kaum aus dem Keller dringen, auch mußte man in dieser Spelunke an Gebrüll gewöhnt sein, und deren stets halbbetrunkene rohe Gäste würden sich gewiß darum nicht viel kümmern.

So war er also von aller Hilfe abgeschnitten. Wenigstens wollte er als Mann sterben.

Ruhig sah er die beiden Schurken herantreten, die zunächst, ohne ein Wort zu sagen, seine Fesseln sorgfältig untersuchten. Auch auf seine Frage, warum man ihn überfallen und hierher geschleppt habe, sowie auf sein Anerbieten, für den Fall seiner sofortigen Freilassung keine Anzeige erstatten und ein hohes Lösegeld zahlen zu wollen, erhielt er keinerlei Antwort. Dagegen bot ihm der eine der Männer aus einer Flasche zu trinken an und hielt ihm einen Becher an die Lippen voll einer Flüssigkeit, die im ungewissen Schein der Laterne wie leichter Rotwein aussah und angenehm schmeckte. Die Absicht, ihn zu töten, schienen sie also zunächst aufgegeben zu haben.

Erleichtert atmete Harding auf und verspürte jetzt auch einen so brennenden Durst, daß er den Becher auf einen Zug leerte und mehr zu trinken verlangte, was aber keine Beachtung fand. Schweigend verließen ihn die Männer, stiegen die Kellertreppe empor und überließen ihn wieder seinem Schicksal. Er hörte kaum noch, wie sie sich entfernten.

Wahrscheinlich war ihm ein Schlaftrunk gereicht worden, denn er verlor bald und auf lange Zeit jede Besinnung. Nur daß etwas Schreckliches mit ihm geschehen sei, fühlte er instinktiv, noch ehe er nach einem, wie es schien, unendlich langen Zeitraum völlig aus diesem halben Starrkrampf erwacht war.

Mit einer gewaltsamen Kraftanstrengung schüttelte er endlich das noch auf ihm lastende lähmende Gefühl von sich, richtete sich auf und musterte verwundert seine neue Umgebung. Anfangs hatte er Mühe, sich über seinen Aufenthalt klar zu werden. Aber es konnte kein Zweifel darüber herrschen: er befand sich im Roof, dem dunklen, dunstigen Mannschaftslogis eines Seeschiffes, in einer Koje liegend, nur bekleidet mit einem zerrissenen, ganz abgetragenen, rot und schwarz gewürfelten Wollhemd und einer teerbefleckten Drillichhose. Längs der Wände sah er noch zahlreiche andere Schlafkojen angebracht, doch war er zur Zeit allein hier unten. Eine blakende Öllampe, die keinen Zylinder besaß, hing an der niederen Decke über einem langen Tisch, welcher in der Längsachse des Roofs aufgestellt war, und erhellte nur spärlich mit ihrem trüben Geflimmer den düsteren, übelriechenden Raum. Als Sitze dienten die grünen und grauen Seekisten, in denen die Matrosen ihre wenigen Habseligkeiten aufbewahren.

Harding glaubte sich immer noch von einem bösen Traum befangen. Auch fühlte er sich noch sehr schwach. Erst langsam und ganz allmählich wurde die Erinnerung in ihm wach an das Unglück, das in dem Augenblicke an ihn herangetreten war, da er schon mit den Händen nach seinem Glück zu greifen vermeint hatte. Bei den regelmäßigen, langsamen Schwingungen der Lampe begriff er erst ganz, daß er sich auf einem Schiff unter Segel und wohl schon auf hoher See befand.

Erschrocken sprang er von seinem Lager auf und kletterte mühsam die Leiter hinauf an Deck. Kaum war er vor die Tür des Roofs getreten, die sich nach hinten dem großen Mast gegenüber und nur durch die Hauptluke von diesem getrennt öffnete, als plötzlich eine wahre Sturmflut derbster seemännischer Kraftausdrücke über

den Unglücklichen, der noch ganz verwirrt um sich blickte, hereinbrauste. Eine rauhe Faust packte ihn am Kragen und schüttelte ihn so unsanft, daß dem noch Halbbetäubten abermals das Bewußtsein zu schwinden drohte.

Endlich gelang es ihm, sich loszureißen. Als er sich zornig umdrehte, sah er, daß es der Steuermann war, der ihm diesen Empfang bereitet hatte, und ihn nun anbrüllte: „Solch ein viehischer Rausch! Drei Tage brauchst du Lump, bis du nur ein Glied rühren kannst, den Kameraden an der Arbeit zu helfen! Na warte, Kerl, jetzt sollst du mir aber ordentlich dran und das Versäumte doppelt nachholen!“

Als Harding, der zunächst nicht wußte, ob er lachen oder den Grobian sofort gebührend züchtigen sollte, dem Befehl, einen Schrubber zu nehmen und bei der Reinigung des Decks zu helfen, nicht sofort nachkam, sah er sich aber von seiten des ihm an Körperkraft weit überlegenen wütenden Seemannes solchen Mißhandlungen ausgesetzt, daß ihm nichts übrig blieb, als sich vorläufig zu fügen, besonders da die übrigen Mannschaften nur über ihn und seine entrüsteten Proteste lachten, sie offenbar für Nachwehen des Kapitalrausches hielten, den ihr neuer Arbeitsgenosse sich vor dem Abschied vom Lande angetrunken hatte.

Der Steuermann aber war durchaus nicht geneigt, ihn anzuhören, auch dann nicht, als er nach Beendigung der aufgetragenen Arbeit sich nochmals an ihn wendete und vor den Kapitän geführt zu werden verlangte.

Kapitän Joe Stevens war gerade aus dem Kartenhaus getreten und beobachtete von dem erhöhten Verdeck aus eine Weile ruhig, die Hände in den Taschen, die lange schwarze Zigarre schief im Munde, die ziemlich langen Auseinandersetzungen zwischen seinem ersten Offizier und dem neu angenommenen Matrosen. Sich

kurz abwendend, rief er endlich: „Machen Sie ein Ende mit dem Kerl, Steuermann! In die Eisen mit dem meuterischen Hund!“*)

Ungeachtet seines verzweifelten Widerstandes sah sich Harding bald an Händen und Füßen gefesselt in einem engen, dunklen und stickigen Behälter im Kielraum des Schiffes eingesperrt.

Zwei ewig lange Tage ließ man ihn hier. Als Nahrung wurde ihm nur durch eine Luke von oben etwas steinharter, madenwimmelnder Schiffszwieback und eine knappe Ration Wasser gereicht. Erst am dritten Tage befreite ihn der Steuermann von den Eisen und meinte mit höhnischem, haßerfülltem Grinsen, jetzt werde, dem dringenden Wunsche des gnädigen Herrn entsprechend, dieser sogleich die Bekanntschaft des Kapitäns Joe Stevens machen können.

Der Kapitän war am Lande kein übler Mann, befleißigte sich hier immer guter Manieren und erwies sich besonders Damen gegenüber sogar von ausgesuchter liebenswürdiger Zuvorkommenheit. Auf See aber setzte er seinen Stolz darein, den letzten Funken Arbeitskraft aus seinen Mannschaften herauszupressen und als unbarmherziger „Sklaventreiber“ von ihnen gehaßt und gefürchtet zu werden. Ein tüchtiger Boxer, sicher treffender Revolverschütze und gewandt im Gebrauch der Handspeiche, hatte er sich mehr als einmal gegen eine ganze durch seine Unbarmherzigkeit zur Verzweiflung getriebene meuterische Schiffsbesatzung mit Ge-

---

*) Vor fünfzig Jahren gab es noch keinerlei Schutzgesetzgebung für die Seeleute, die gänzlich der Willkür der Kapitäne ausgeliefert waren. Besonders die Kapitäne aus den Neuenglandstaaten von Nordamerika waren wegen ihrer grausamen Handhabung der Schiffsdisziplin berüchtigt. D. V.

schick und vollem Erfolg verteidigt, betrachtete sogar derartige Kämpfe mit den rohen Kerlen, die sich auf solchen amerikanischen Walfischfängern anwerben lassen, um so mehr als einen angenehmen Zeitvertreib, als sie immer damit geendet hatten, daß er dank seiner körperlichen Gewandtheit und eisernen Energie die ganze Bande zusammengedroschen und mit blutigen Köpfen, aber gebändigt und zahm gemacht, wieder nach vorn in den der Mannschaft zustehenden Teil des Schiffes geschickt hatte. Dabei fehlte es aber Kapitän Stevens keineswegs an Menschenkenntnis, und so hörte er, zum größten Erstaunen seines Steuermannes, die lange Erklärung Hardings mit voller Ruhe an, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen. Schon faßte der tiefgebeugte Mann neue Hoffnung, mußte aber sofort einsehen, daß alles vergeblich sei.

„Aus der Art, wie Ihr Euer Garn zu spinnen versteht, Mann, sehe ich wohl, daß Ihr so etwas wie Schulbildung genossen habt. Es geht ja so mancher zur See und besonders auf einen Südseewalfischfänger, der früher den Dandy und Gentleman gespielt hat. Ihr seid auch nicht der erste, den der Suff so weit gebracht hat, und wie Ihr es treibt, haben wir ja gesehen, als sie Euch an Bord beförderten. Aber nun laßt alle Flausen, das rate ich Euch im guten! Ihr, John Wells, habt Euch an Land für dieses Schiff heuern lassen, die amtlich gestempelten, völlig gesetzlichen Papiere darüber befinden sich in meinem Verwahr. Ihr behauptet, irgend ein anderer zu sein, gebt aber keinerlei Beweis dafür. Seid Ihr während Eurer sinnlosen Betrunkenheit betrogen worden, so macht's bei Eurer Rückkehr mit dem Lumpen von Heuerbaas aus, mich soll's nicht kümmern. Aber erfrecht Euch nicht nochmals, mir solche unsinnigen Märchen aufzutischen, es

geschieht doch nur, weil Ihr lieber im Hafen weiterlumpen möchtet! Schaut Euch dort im Spiegel an und sagt selbst, ob Ihr das Äußere eines Beamten Ihrer Majestät der Königin von England habt!"

Erst bei diesen ihn niederschmetternden Worten wurde sich der Unglückliche bewußt, welche groteske, jämmerliche Erscheinung er bot: in dürftigster, schmutziger Kleidung, Haar und Bart verwildert, das Gesicht von Faustschlägen und den ausgestandenen Leiden verzerrt, gedunsen und verschwollen! Verzweifelt taumelte er zurück. Er begriff, daß er zunächst jede Hoffnung aufgeben müsse, diese Leute von seiner Identität zu überzeugen.

Nur der Respekt vor dem Kapitän verhinderte den Steuermann laut aufzulachen über diesen „königlichen Beamten".

Der Kapitän aber meinte lächelnd: „Nun, mein Bursche, denkt Ihr, daß ein Kapitän Euch als Gentleman aufnehmen würde, wenn ich, Eurem Verlangen entsprechend, Euch einem heimkehrenden Schiffe übergeben wollte?" Hatte Kapitän Stevens bisher ruhig und fast freundlich mit dem in tiefster Verzweiflung vor ihm stehenden Matrosen gesprochen, so fügte er jetzt in einem Tone unerbittlicher Energie kalt und drohend hinzu: „Ihr habt Euch für eine Kampagne von drei Jahren auf dem ‚Tscherokese' anwerben lassen. Es ist schwere Arbeit, ich weiß aber ganz genau, wie sie aus Euch Burschen herauszuschinden ist, und wenn Ihr sie nicht gut und willig tut, soll Euch das Schiff zur Hölle werden! Dabei wißt Ihr auch ganz genau, daß für einen fixen Burschen auf solch einem Fahrzeug ein hübsches Stück Geld zu verdienen ist mit Eurer Heuer von zwei Dollars die Woche und einem vollen Matrosenanteil am Fangertrag zum Ende der Kampagne.

Nun also vorwärts! Der Steuermann soll Euch eine vollständige Seeausrüstung, wie Ihr sie in den stürmischen Südmeeren braucht, aus den Schiffsvorräten auf Vorschuß geben, und dann sorgt dafür, Mann, daß ich nicht wieder über Euch klagen höre."

So lange hatte Kapitän Stevens wohl noch mit keinem aufsässigen Matrosen gesprochen, und gewöhnlich gebrauchte er bei derartigen Gelegenheiten ganz andere Argumente.

Der Steuermann war daher nicht recht zufrieden mit diesem Ausgang der Unterredung. So verwahrlost jedoch auch das Äußere des neuen Matrosen war, etwas in seinem ganzen Auftreten verriet doch, daß er vordem eine andere gesellschaftliche Stellung eingenommen hatte.

„Schade um den Mann," meinte später der Kapitän zum Steuermann, „aber er ist leider keineswegs der einzige, den Trunksucht und Ausschweifungen aller Art ruiniert und bis zum gemeinen Matrosen heruntergebracht haben."

Diesem unwillkürlichen Bedauern verdankte es Harding oder, wie er nun auf dem Schiff genannt wurde, John Wells, daß der Kapitän ihn trotz seiner ersten meuterischen Haltung für dieses Mal so glimpflich durchschlüpfen ließ. Sich aber irgendwie weiter um die Angaben des Matrosen zu kümmern, dazu lag für Kapitän Stevens kein Grund vor.

Als Wells nach dem Volkslogis kam und ihm in dem ekelerregenden dumpfen Raum seine Schlafkoje angewiesen worden war, sah er selbst nur zu klar ein, daß ihm nichts übrig blieb, als sich zunächst ruhig in sein Schicksal zu ergeben. Über kurz oder lang mußte man doch einen Hafen anlaufen, wo er Gelegenheit finden würde, sein Recht zu suchen und

die ihm zukommende gesellschaftliche Stellung wieder einzunehmen.

Der Aufenthalt auf einem Südseewalfischfänger, der stets von Öl und Fett trieft und duftet, ist nichts weniger als angenehm. Wie die meisten seiner Landsleute aber liebte Harding die See und den Sport, so daß er in den neun Monaten, während deren der „Tscherokese" im Südatlantischen Ozean dem Walfang und Robbenschlag nachging, trotz aller Mühen und Gefahren das Ganze als ein zwar unwillkommenes, aber nicht uninteressantes Abenteuer betrachtet haben würde, hätte ihn nicht der Gedanke an die Angst seiner Braut über sein unerklärliches Verschwinden immer von neuem fast zur Verzweiflung getrieben.

Und keinerlei Möglichkeit war vorhanden, der Geliebten auch nur das geringste Lebenszeichen zukommen zu lassen!

Noch konnte er sich keine rechte Vorstellung von den Beweggründen machen, die Parker zu solch einem abscheulichen Verbrechen gegen ihn verleitet hatten; aber büßen sollte der Schurke nicht nur für alles, was er selbst hier an Bord erdulden mußte, sondern mehr noch und vor allem für jede Träne und jede sorgende Minute, die er Lucy bereitet hatte!

Als der „Tscherokese" vor der Weiterreise nach der Südsee Montevideo anlief, bot sich Harding endlich die so sehnlichst erwartete Gelegenheit zur Flucht, die er ganz in der von seinem Mithelfer und Schiffskameraden später wahrheitsgemäß geschilderten Weise glücklich ausführte.

— — — — — — — — — — — — —

Der größte Teil der Stadt Montevideo liegt auf einer schmalen, nach Westen gerichteten Landzunge, welche sich wie ein Horn um eine geräumige runde

Bucht krümmt und von der See an drei Seiten umschlossen wird. Die breiten, geraden Straßen senken sich nach beiden Seiten an die Ufer hinab, hier nach der Bucht, dort nach dem Meer. So fand es Harding nicht schwer, geschützt von der sehr dunklen Nacht, unbeachtet von den Hafenbehörden, mit seinem Boot ans Land zu kommen.

Sein erster Gedanke war, sich sofort auf das englische Konsulat zu begeben. Wie aber, wenn man auch dort den Angaben des desertierten Matrosen zunächst keinen Glauben schenkte und Beweise seiner Identität verlangte, ehe man zu seinen Gunsten gegen den Kapitän einschritt? Monate würden darüber vergehen. Selbst wenn man ihn nicht einfach auf das Schiff zurückbrachte, mußte er sich darauf gefaßt machen, die für die Nachforschungen nötige Zeit im Gefängnis zuzubringen, um so mehr als der Kapitän ihn des Diebstahls des Bootes anklagen würde. Zwar war dessen Wert durch die von ihm bisher verdiente und nun zurückgelassene Heuer, sowie seinen Fanganteil reichlich gedeckt; jedenfalls mußte er aber Unannehmlichkeiten aller Art ausgesetzt sein, falls man ihn in Montevideo auffand, solange der „Tscherokese" noch im Hafen lag.

Als er daher bei seiner Wanderung längs der Kais einen schmucken nordamerikanischen Dampfer, den „Mississippi", sich in den ersten Frühstunden zur Fahrt nach Buenos Aires rüsten sah, beschloß er sofort, sich dahin einzuschiffen, wo er in größerer Sicherheit die Hilfe der englischen Behörden, sowie sonstige Nachrichten aus der Heimat erwarten konnte.

Ein italienischer Händler — Montevideo birgt eine große italienische Kolonie, und auf den Straßen hört man mehr Italienisch als Kastilianisch reden — kaufte dem fremden Matrosen, ohne viele unbequeme Fragen

zu stellen, für ein Geringes das Boot, sowie einige Ausrüstungsgegenstände, die er vom Schiff mitgebracht hatte, ab. Es waren wenige Dollars, die Harding so erhielt, aber genug, um die zehnstündige Überfahrt nach der Hauptstadt Argentiniens zu bezahlen.

Zwar war Buenos Aires bereits damals nicht mehr wie unter der schrecklichen Tyrannenherrschaft des Diktators Rosas, als die Landbevölkerung, die halbwilden Gauchos, die Führung der Großstadt nicht dulden wollten, nur eine „Vorstadt der Pampas" mit armseligen Hütten an schmutzigen Lehmstraßen, durch die sich die hochrädrigen Karren aus den fernen Stationen der Steppen ihren Weg wühlen mußten; jedoch war die Stadt immerhin noch recht weit entfernt von dem geschäftlichen und kulturellen Aufschwung, durch den sie sich bald darauf mit überraschender Schnelligkeit — hauptsächlich durch die Arbeit der fremden Einwanderer, Italiener, Franzosen und auch ziemlich zahlreicher Deutschen — zu einer prächtigen modernen Metropole von durchaus europäischem Aussehen und Einrichtungen umwandeln sollte. Lange Jahre nach dem Sturze Rosas' lagerte Furcht und Schrecken noch immer in den Herzen der so oft aufgestörten, grausam mißhandelten Bewohner, wirkte überall hemmend auf den Unternehmungsgeist und schien nur zu gerechtfertigt angesichts der ständig sich erneuernden Rivalität der Generäle und Gouverneure, deren beinahe diktatorische Amtsgewalt immer wieder alle Gesetze illusorisch machte. Auch hatten bei diesen Kämpfen um die höchsten Würden in der Republik die friedlichen Bürger stets viel unter dem frechen und rohen Benehmen der Soldaten — noch dazu meist Neger — zu leiden. Selten nur genossen Stadt und Land die vollen Segnungen des ungestörten Friedens.

Bei seiner Landung fand Harding die Stadt wieder einmal verbarrikiert, und die einheimischen jungen kriegstüchtigen Leute wurden gewaltsam ausgehoben, um gegen einen General ins Feld geschickt zu werden, der in irgend einer entfernten Provinz abermals die Fahne der Empörung erhoben hatte. Nur den Fremden war es gestattet, neutral zu bleiben, ihnen aber vorgeschrieben, von ihren verschiedenen Konsulaten ausgestellte Ausweispapiere stets bei sich zu führen und auf Verlangen jederzeit vorzuzeigen.

Kaum am Land, fühlte sich Harding von den überstandenen Strapazen und Aufregungen so erschöpft, daß er vor allem sich nach Ruhe sehnte. Seine geringen Mittel gestatteten ihm nicht, in einem der besseren Hotels einzukehren. Jedoch fand er bald ein billiges, freilich recht dürftiges Zimmer in einer kleinen Vorstadtschenke. Das Haus und die Bewohner mißfielen ihm sehr, erregten sogar sein Mißtrauen, es war aber zu spät, um noch am gleichen Abend das englische Konsulat aufzusuchen und an Amtsstelle seine absonderlichen Erlebnisse zu Protokoll zu geben. Nun war ja auch alle Not vorüber, morgen schon würde er die ihm zukommende soziale Stellung wiederfinden und in wenigen Monaten in die Heimat zurückkehren.

Nach Beendigung seines einfachen Abendessens forderte er zum großen Erstaunen seiner an derartige Wünsche ihrer Gäste nicht gewöhnten Wirtsleute Tinte und Schreibmaterial und begab sich in das ihm angewiesene Zimmer, um noch vor Schlafengehen einen Brief an seine Braut zu schreiben.

Dieser Brief sollte nie beendigt werden, niemals in die Hände der Adressatin gelangen.

Das Haus in das ein amerikanischer Matrose den Unglücklichen gewiesen hatte, konnte als eine der schlimm-

sten der an gefährlichen Spelunken nicht eben armen Stadt gelten. Obgleich sein Instinkt ihn ahnen ließ, daß hier nicht alles geheuer sei, glaubte Harding doch, müde und abgespannt wie er war, es sei unnötig, für diese einzige Nacht erst noch ein anderes Unterkommen zu suchen; ganz in sein Schreiben vertieft, beachtete er auch kaum das Getöse, das noch in später Stunde im Hause herrschte.

Plötzlich wurde laut und ungestüm an seine Tür geklopft. Ohne seine Aufforderung abzuwarten, stürzten einige in zerlumpten grauen Uniformen steckende Neger herein, mehr Räubern ähnliches Gesindel als Soldaten. Sie stellten trotzdem eine Patrouille der Regierungstruppen vor und befanden sich angeblich auf der Suche nach „Refraktären", nach Leuten, die sich der militärischen Dienstpflicht zu entziehen suchten. Als Harding keine Ausweispapiere vorlegen konnte, erklärten sie ihn für verhaftet, da er dann, ob Ausländer oder nicht, unter allen Umständen gegen den „Feind des Vaterlandes und der Republik" mit ins Feld ziehen müsse.

In Wahrheit hatten die von den sauberen Wirtsleuten herbeigerufenen und dazu angestifteten Soldaten es auf seine Ausplünderung oder wenigstens auf die Erpressung einer möglichst großen Anzahl von Dollars abgesehen, nachdem der Gastwirt aus Hardings wenigen Bemerkungen entnommen hatte, daß er ein Ausländer, ohne jede Verbindung und Freunde am Orte sei, so daß niemand nach ihm fragen würde, falls ihm ein „Unglück" zustieße.

Durch freiwillige Auslieferung der wenigen ihm verbleibenden Dollars und seiner geringen Habseligkeiten hätte Harding die Burschen wohl leicht befriedigen können, oder er hätte sich später auch ohne

Papiere von seinem Konsul reklamieren lassen können, wenn die Behörden es überhaupt wagten, ihn, einen Untertan Ihrer britischen Majestät, gewaltsam in die Armee einzureihen, und hätte sich so unter allen Umständen in wenigen Tagen, schlimmstenfalls in einigen Wochen wieder in Freiheit gesehen; aber dieser neue unerwartete Schicksalsschlag, der ihn nach so vielen Leidensmonaten in dem Augenblicke traf, da er bestimmt auf eine günstige Wendung seines Schicksals rechnete, beraubte ihn jeder Selbstbeherrschung und ruhigen Überlegung. Eines nur stand ihm fest: seine schwer wiedererlangte Freiheit um jeden Preis zu verteidigen.

Wie ein Rasender drang er auf die anfangs erschreckt vor ihm zurückweichenden Soldaten ein, packte den nächststehenden am Kragen und warf ihn in gewaltigem Schwung zur Tür hinaus. Einen zweiten, der seinem Kameraden helfen wollte, schlug er mit einem einzigen furchtbaren Boxerhieb nieder, dessen Wucht ihn aber selbst zu Fall brachte, so daß er über seinem Gegner zu liegen kam.

Bevor er sich aufzurichten vermochte, fielen die anderen Raubgesellen über ihn her. Es entspann sich ein wildes Handgemenge, bei dem Harding mehrfach verwundet wurde. Nochmals gelang es ihm, sich seinen wütenden Gegnern zu entreißen und halb aufzurichten, als ihn ein von rückwärts geführter Schlag eines Gewehrkolbens bewußtlos niederstreckte.

„Der traf fast zu schwer," meinte der Schenkwirt besorgt. „Ich hörte das Splittern des Knochens."

„Hätte ich nicht fest zugehauen," brummte der Schwarze, der den Schlag geführt hatte, „wäre er uns wahrscheinlich doch noch entwischt. Geschieht ihm schon recht, dem tollen Kerl, warum bot er uns nicht freiwillig ein kleines Trinkgeld."

„Es war eine Dummheit, ihn zu töten,“ sagte der Patrouillenführer ärgerlich. „Es ist einer von den verwünschten Yankees oder gar ein Engländer. Das gibt immer einen Mordsskandal. Zwar atmet er noch, aber sein Hinterschädel scheint ganz zersplittert zu sein. Lange kann er es nicht mehr machen. Was sollen wir nun anfangen?“

Der Entschluß des Wirtes war schnell gefaßt.

„Er wird sein volles Bewußtsein nicht wieder erlangen. Zuerst wollen wir uns seiner Sachen annehmen, dann fort mit ihm auf die Straße. Alles ist jetzt ruhig. Tragt ihn etwas weiter und laßt ihn in einem Winkel liegen. Mag er dort vollends krepieren. Wenn wir nur selber reinen Mund halten, kann uns niemand etwas nachweisen.“

3.

Erst am folgenden Morgen fand man den nur noch schwache Lebensspuren aufweisenden Verwundeten. Er wurde in das städtische Krankenhaus geschafft und flüchtig verbunden, da der diensthabende Arzt meinte, daß der so Schwerverletzte die nächsten Stunden doch nicht überleben würde.

Aber mehrere Tage vergingen, und der anscheinende Todeskandidat kämpfte noch immerfort um sein Leben. Als er sogar nach einer Woche noch atmete, regte sich bei den Ärzten das wissenschaftliche Interesse für diesen seltenen Fall einer so unbezwinglichen Lebenskraft. Jetzt wendeten sie ihm ihren ganzen Eifer und die größte Sorgfalt zu. Der Verband wurde kunstgerecht erneuert, der Kopf mit Eisbeuteln umgeben, die Pflege auf das genaueste geregelt.

Vierzehn Tage später war die Krankenschwester überrascht, eine schwache Stimme zu hören und den

Verwundeten aufrecht im Bett sitzen zu sehen, während er mit erstaunten Blicken die fremdartige Umgebung musterte. Die alsbald benachrichtigten Ärzte gratulierten sich zu der fast wunderbaren Wiederherstellung des schon als völlig hoffnungslos aufgegebenen Patienten, ein Erfolg, den man als eine Großtat moderner Chirurgie betrachten mußte.

„Sie sind am Rande des Grabes gewesen, lieber Mann," sagte der Oberarzt auf spanisch, indem er den Patienten sanft in die Kissen niederdrückte. „Aber wenn Sie sich jetzt ruhig verhalten, werden wir Sie in einigen Wochen völlig geheilt entlassen können. Wie heißen Sie?"

Nur ein verwunderter wirrer Blick war die Antwort.

Auch auf die folgende Frage: „Woher kommen Sie?" erfolgte keinerlei Erwiderung.

„Wahrscheinlich ein Ausländer," bemerkte einer der Assistenten. „Papiere hatte er bei der Einlieferung nicht, das schlechte, zerrissene Hemd, das seine einzige Bekleidung ausmachte, war nicht gezeichnet."

Auch die von den Ärzten nun in verschiedenen anderen Sprachen an ihn gerichteten Fragen riefen keinerlei Zeichen des Verständnisses bei dem Kranken hervor, so daß sie geneigt waren, ihn für geistig gestört zu erklären. Nach vielen Bemühungen mußten sie, ohne das geringste Resultat erzielt zu haben, den andauernd stummen und gegen alle Anregungen unempfindlichen Patienten gänzlich der Fürsorge der Krankenschwester überlassen.

Selten nur offenbarte sich in seinen geisterhaft blickenden Augen eine gewisse innere Unruhe. Stets sank er trotz sorgfältigster Pflege bald wieder in sein dumpfes Traumleben zurück.

Viele Monate blieb er so im Hospital, ohne daß es

möglich wurde, irgendwelchen Aufschluß über seine Person und Vergangenheit zu erhalten. Wohl hielt man ihn für einen Amerikaner oder Engländer, jedoch auch die Laute seiner mutmaßlichen Muttersprache schienen keinerlei Erinnerungen in ihm wachzurufen. Im Laufe der Zeit zeigte er durch sein ganzes Verhalten und die Leichtigkeit, mit der er wieder anfing, kleine Sätze in spanischer Sprache zu erlernen, etwa wie ein geschicktes Kind eine fremde Sprache durch bloßes Hören lernt, daß seine Verstandestätigkeit wieder durchaus klar und normal wurde. Allein für alles Vergangene versagte sie gänzlich. Später sprach er auch plötzlich Englisch und erwies sich überhaupt als ein gebildeter, kenntnisreicher Mann. Das Gedächtnis für seine Vergangenheit aber war und blieb völlig erloschen in ihm, und alles, was er vor dem verhängnisvollen Unglücksfall erlebt haben mußte, schien für immer ihm gänzlich entschwunden zu sein. Trotz aller Anstrengungen vermochte er sich weder seines Namens noch seiner Heimat, seines Berufes oder irgendwelcher sonstigen Umstände seines früheren Daseins zu erinnern.

Der interessante Fall erregte in den ärztlichen Kreisen der argentinischen Landeshauptstadt das größte Aufsehen. Die wissenschaftliche Erkenntnis der höheren Seelentätigkeit durch genaue physiologische Beobachtung und Experimente war zu jener Zeit noch recht wenig vorgeschritten, und im besonderen erschien vielfach die eigentümliche Naturerscheinung des Bewußtseins als ein durchaus unlösbares, transzendentes Problem. Führte doch erst die später in Deutschland namentlich von Professor Flechsig in Leipzig geförderte mikroskopische Gehirnanatomie endlich zur genaueren Kenntnis und Bestimmung der Denkorgane, den in der grauen Rindenzone des Gehirnmantels gelegenen vier „Sinnes-

herden“, zwischen denen als die realen Organe des Geisteslebens die vier großen „Denkherde“ oder Assoziationszentren liegen. Diese durch eigentümliche, höchst verwickelte Nervenstruktur ausgezeichneten Werkzeuge der Seelentätigkeit sind es, welche das Denken und das Bewußtsein vermitteln. Werden die betreffenden Teile der Großhirnrinde durch Krankheit oder äußere Verletzungen zerstört, erlischt ihre Funktion, verschwindet also der Teil des Denkens oder des Bewußtseins, der an die betreffende Stelle gebunden ist. Im besonderen können schwere Verletzungen oder Lähmungen der Empfindungs- und Denkzentren des Gehirns eine partielle oder totale Amnesie (Gedächtnisverlust) herbeiführen. Jedenfalls unterliegt das Bewußtsein beim Menschen durch innere Ursachen — Stoffwechsel, Blutkreislauf und so weiter —, häufiger aber noch durch äußere Ursachen — Verletzungen des Gehirns, Reize und so weiter — mancherlei Veränderungen. Hierauf begründen sich auch die so merkwürdigen Zustände des alternierenden oder doppelten Bewußtseins, die dahin führen können, eine einzelne Person zu einer Art Doppelwesen umzubilden, in einem Körper zwei Persönlichkeiten sich entwickeln zu lassen, die sich gegenseitig nicht kennen. „Derselbe Mensch,“ sagt Professor Häckel über derartige Krankheitsfälle des Bewußtseins, „zeigt an verschiedenen Tagen, unter verschiedenen Umständen ein ganz verschiedenes Bewußtsein; er weiß heute nicht mehr, was er gestern getan hat; gestern konnte er sagen: Ich bin ich; heute muß er sagen: Ich bin ein anderer. Solche Intermissionen des Bewußtseins können nicht bloß Tage, sondern Monate und Jahre dauern; sie können selbst bleibend werden.“

Diese Spaltungen oder Verdopplungen der Persönlichkeit können sogar so weit gehen, daß nicht nur die

Kenntnisse und Erinnerungen beider Hälften verschieden sind, sondern auch die Charaktereigentümlichkeiten, Stimmungen, Fähigkeiten und moralischen Anschauungen. Der Erinnerungsschatz beider kann vollständig getrennt sein oder aber bis zu einem gewissen Grade sich decken. Der Wechsel beider Persönlichkeiten kann so erfolgen, daß täglich für Minuten oder Stunden das „zweite Bewußtsein“ herrscht; in einzelnen wissenschaftlich beobachteten Fällen aber war es zum Beispiel so, daß dieses zu einer vollständigen Selbständigkeit sich auswuchs und jahrelang ausschließlich herrschte, dann plötzlich trat wieder die erste ursprüngliche Persönlichkeit in die Erscheinung, und für diese bestand eine ebensolange Erinnerungslücke.

Ein solcher Zustand hatte sich infolge der furchtbaren Schädel- und Gehirnverletzung, wohl auch der vorher ausgestandenen Beschwerden und Seelenleiden bei dem unglücklichen Kranken eingestellt, ohne daß bei dem damaligen Stand der Wissenschaft die Ärzte hiervon eine Ahnung haben konnten. Hypnose und ähnliche Zustände waren ihnen noch ein völlig unerforschtes Gebiet. Während man jetzt in solchen Fällen auf dem Wege der hypnotischen Suggestion eine wenigstens teilweise Wiedererweckung des Gedächtnisses versuchen und wohl auch trotz der schweren lokalen Verletzungen der innersten Gehirnorgane erreichen würde, versagte damals die ärztliche Kunst derartigen Kranken gegenüber noch völlig. Man stellte den interessanten Patienten der Akademie der Wissenschaften vor, die über zerstörte Nervenzellen und Gehirnfunktionen gelehrte Diskussionen eröffnete. Alle diese Gelehrsamkeit vermochte aber nichts an der Tatsache zu ändern, daß bei sonst normaler Verstandestätigkeit das Gedächtnis des bedauernswerten Mannes völlig verschwunden, nach wie

vor jede Erinnerung an sein vergangenes Leben für ihn ausgelöscht war. Bei seiner Entlassung aus dem Krankenhause sah er sich in der Fremde, berufs- und mittellos, völlig auf sich selbst angewiesen, ohne Familie, Freunde, Vaterland oder irgendwelche sonstige Beziehungen zur Menschheit, beraubt alles dessen, was für die meisten Menschen dem Dasein allein Wert, Reiz und Schmuck gewährt.

Unter dem Namen Pedro Valdes, den man ihm im Spital gegeben, suchte er Beschäftigung in der Landwirtschaft, da die Ärzte ihm ein ruhiges, zurückgezogenes Leben in freier Natur empfohlen hatten. Ein reicher Haciendero schickte ihn als Aufseher auf sein weit draußen in den Pampas einsam gelegenes Landgut, und jahrelang erfüllte er hier die Obliegenheiten seines Amtes zur völligen Zufriedenheit seines Arbeitgebers.

Endlich hatte er sich so viel erspart, um selbst eine Quinta, ein Landgut mittlerer Größe, und Vieh erwerben zu können. Langsam, aber unentwegt arbeitete sich Pedro Valdes in die Höhe. Als einer der ersten wendete er sich der rationell betriebenen Schafzucht zu und beteiligte sich später eifrig an den Bemühungen betriebsamer Haciendenbesitzer, die „wilde" oder argentinische Rasse von Schafen durch Einführung der Rambouilletrasse und der noch teuren echt sächsischen Zuchtschafe zu verbessern, um so, was die Güte der Wolle anbetrifft, die La Platastaaten mit Australien und Peru konkurrenzfähig zu machen.

Anfangs der Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts zählte er zu den reichsten Großgrundbesitzern und war außerdem Hauptinhaber einer der bedeutendsten Wollexportfirmen des Landes. Sein Fleiß und seine Ausdauer hatten Pedro Valdes, der nun ganz als Einheimischer galt, auch längst das argentinische Staats-

bürgerrecht erworben hatte, zu Reichtum und Ansehen emporgeführt. Jedoch auch auf der Höhe des Erfolges blieb er stets ein ernster, stiller und einsamer Mann, unermüdlich von früh bis spät bei der Arbeit, die seine einzige Freude auszumachen schien. Mildtätig und mit einem warmen Herzen für die Not seiner Mitmenschen, zeigte er sich doch zuzeiten fast menschenscheu, und jeder, der mit ihm näher verkehrte, konnte nicht umhin zu bemerken, daß die Seele dieses so edlen, liebenswürdigen Mannes ein schweres, schmerzliches Geheimnis belastete, das ihm jede wahre, volle Lebensfreude raubte.

Allen gesellschaftlichen Vergnügungen ging er aus dem Wege, und besonders der Umgang mit Damen schien ihn mit einer wahren Scheu zu erfüllen.

Seine merkwürdige Vergangenheit war im Laufe der Zeit wohl allgemein vergessen worden, nur von ihm selbst nicht. Dieses ihm stets gegenwärtige Geheimnis seiner ersten Lebenshälfte ließ ihn vor allem zurückschrecken vor Heiratsplänen, wie sie ihm, dem allgemein beliebten und reichen Mann, so vielfach nahegelegt wurden. Wenn er bei seinen Besuchen entfernter Außenstationen viele Tage hinter seinen von den Gauchos vorausgetriebenen Herden her auf flinkem Roß über die einsame Steppe sprengte, die bunte Cheripa um die Hüften geschlagen, den nationalen dunkelblauen Poncho im Winde flatternd, die Beine in Stiefeln aus abgezogener Pferdehaut steckend, den Lasso am Sattel befestigt, die schwere Reitpeitsche am Handgelenk, die riesigen eisernen Sporen an den Hacken, wenn dann die frische, würzige Luft der weiten Steppe das Herz ihm nach langer Kontorarbeit in der Stadt in fröhlicher Reiterlust schwellen ließ, überkam ihn oft ganz unerwartet ein dumpfes Gefühl der Nichtbefriedigung, ein trostloses, verzweifeltes Sehnen nach einem verlorenen

und unbekannten Glück, das, wie er sich bewußt wurde, einst sein gewesen war. Ganz vergeblich aber versuchte er immer von neuem, die Scheidewand zu durchdringen die ihn von seiner Vergangenheit trennte. Seine Erinnerungen verwirrten sich, sobald er bis zu dem verhängnisvollen Tage seiner Verwundung kam. Alles Vorhergehende war wie ausgelöscht aus seinem sonst so guten Gedächtnis, und trotz alles Grübelns vermochte er das Rätsel seiner jungen Jahre nicht zu lösen.

Zu geschäftlichen Zwecken hatte Valdes bereits mehrere Reisen nach Europa unternommen. Als ihm infolge eines Sturzes mit dem Pferde das Reiten beschwerlich wurde, beschloß er endlich, ein angehender Sechziger, sich von den Geschäften zurückzuziehen und nunmehr ganz nach den alten Kulturstaaten überzusiedeln, wo sein Vermögen ihm ein genußreiches, unabhängiges Dasein gestattete.

Don Pedro Valdes hatte nun ganz das Aussehen eines eingeborenen Südamerikaners mit seinem von Wind und Wetter tiefgebräunten Gesicht. Sein bereits während der schweren Erkrankung im Hospital ergrautes Haar war schneeweiß geworden. Aber seine Augen blickten noch feurig wie die eines Jünglings, er hielt sich gerade und fest auf den Füßen, abgehärtet und rüstig durch ein hartes, entbehrungsreiches Leben, und erschien so als ein noch immer stattlicher, lebenskräftiger Mann.

Wie so viele seiner südamerikanischen Landsleute wählte er zu seinem dauernden Wohnsitz das schöne, heitere Paris, besuchte aber von hier aus auf ausgedehnten Touristenfahrten fast alle europäischen Länder. Vor allem unterließ er es nie, jeden Sommer einige Wochen in England zuzubringen, das auf ihn eine eigene Anziehungskraft ausübte, wo ihm alles in

Sitten, Einrichtungen und Lebensgewohnheiten eigenartig anheimelnd, fast vertraut erschien.

— — — — — — — — — — — — —

Der Zufall eines Seebadeaufenthalts führte ihn im Sommer 1890 nach Crossport, das sich längst zu einem der elegantesten Modebäder, dem beliebten Sammelpunkt der „oberen Zehntausend" aufgeschwungen hatte. Die breite, längs des Meeres sich hinziehende Düne war zu einer großartigen Strandpromenade umgewandelt worden mit einer langen, imposanten Straßenfront und über stolzen Terrassen sich erhebenden Hotels. Nur im Bereich des alten Hafens hatte sich der Ort wenig verändert. Um die von Wind und Wetter geschwärzten, verwitterten, ärmlichen Häuschen dieser Altstadt konzentrierte sich noch ganz wie ehemals das Leben und Treiben der einheimischen Fischerbevölkerung.

Gleich sein erster Morgenspaziergang hatte Baldes in diesen sonst von den vornehmen Seebadegästen wenig besuchten Teil der Stadt geführt. Lange stand er am Kai des kleinen Hafens unter Matrosen, Frauen und Händlern, die das Einlaufen der mit der Flut heimkehrenden Fischerboote erwarteten. Mit Interesse schaute er dann dem Ausladen und der Aufbereitung des Segens des Meeres, des während der Nacht auf See erbeuteten reichen Fanges zu. Die Leute sprachen hier ein ziemlich schlechtes Englisch, einen schwer verständlichen, mit Provinzialismen durchsetzten breiten Dialekt. Trotz ihrer Fremdartigkeit aber trafen diese Laute das Ohr des alten Herrn mit einer seltsamen Vertrautheit und ließen seine Nerven eigenartig erzittern, als ob unzählige unbestimmte, ferne Erinnerungen in ihm lebendig würden beim Anblick dieses kleinen Hafens und dieser ihm doch völlig fremden Bevölkerung.

Endlich setzte er seinen Spaziergang fort und schritt langsam nach der eleganten Strandstraße hinüber, an der auch sein Absteigequartier lag. Dabei verfolgte er immer noch in Gedanken ein schattenhaftes Etwas, das seit seiner Ankunft in Crossport wie ein Alp auf ihm lastete, ohne daß er doch seine Ursache zu erkennen vermochte. Jedenfalls waren ihm diese ganz modernen, schöngehaltenen und asphaltierten Straßen mit ihren bunten Reklameschildern, prächtigen Verkaufsläden und ihrem modischen Straßenpublikum fremd und völlig gleichgültig. In dieser Umgebung verschwand auch jenes anheimelnde Gefühl wieder, das ihn so merkwürdig in den alten Straßen des Fischerviertels überkommen hatte, und über dessen Entstehung er sich vergeblich Rechenschaft zu geben suchte.

Immer weiter verfolgte er die Reihe der hohen Häuser, die sich mit der Aussicht auf die See in langer Front längs der Strandpromenade erhoben. Ermüdet lehnte er sich zuletzt an die den Strand abschließende gemauerte Brüstung und schaute in Gedanken versunken lange in die leere Weite des Meeres hinaus, dabei die Wellen verfolgend, die vom fernen Horizont mit flatternden Schaummähnen heranzogen, eine hinter der anderen, sich wild aufbäumten, um dann, den Strand weit überspülend, machtlos zu verrinnen. Valdes fühlte sich wieder ganz in seiner sonderbaren Stimmung von vorhin zurückversetzt. Die dunkle, geheimnisvolle Vergangenheit drang wieder übermächtig auf ihn ein. Er war ja ein reicher, angesehener Mann — und doch so unsagbar elend! Tränen traten ihm in die Augen und verwischten ihm das hehre Naturbild.

Sich so schwächlich seinen Gefühlen hinzugeben, lag sonst nicht in seiner Natur. Ärgerlich über sich selbst wendete er den Blick nach der Landseite. Gerade ihm

gegenüber sah er ein Häuschen, das etwas zurück von der Straßenfront in einem lauschigen kleinen Garten lag, und dessen niederes Stockwerk und hohes, altmodisches Giebeldach gar merkwürdig mit den weißen, glatten Fassaden der benachbarten modernen Prunkhotels und eleganten Mietkasernen kontrastierte. Neben der schweren eichenen Tür standen ein Paar in Löwenköpfe auslaufende Säulen, und rechts und links von dem Eingange waren zwei halbrunde Steinsitze angebracht, die ebenfalls auf Löwentatzen ruhten. Die altersgrauen Wände und grünen Fensterläden von üppig wuchernden Schlingpflanzen umsponnen, erschien es in dieser Umgebung wie ein Zeuge längstvergangener Zeit. Ein Fremder hätte auch gar nicht geglaubt, daß das Haus überhaupt bewohnt wäre, denn so reinlich die blanken Fensterscheiben blitzten, und so sauber selbst der selten begangene Eingangsweg gehalten wurde, so hell der blanke Messingbeschlag glänzte an der schweren eichenen Haustür, so waren doch sämtliche Fenster in dem ganzen Gebäude nach dieser Straßenseite dicht verhangen, und kein Sonnenstrahl fiel hinein, kein Menschenauge schaute heraus das ganze Jahr über. Die Insassen wohnten nach der Gartenfront hinaus, wohin der Lärm des Tageslebens nicht dringen konnte. Wie ein Dornröschenschlößchen lag das einsame Häuschen inmitten des lustigen sommerlichen Treibens des Strand- und Badelebens.

Baldes blickte erstaunt auf, rieb sich die Augen und schaute wieder und immer wieder hin. Unglaube, leises Dämmern der Erinnerung, Ringen nach Klarheit sprachen aus seinen weit und ängstlich geöffneten Augen. Aber es war kein Traum, das Bild vor ihm blieb unverändert: das altmodische Häuschen mit den blitzblanken Fenstern und weißen Vorhängen, das trotz

seiner bescheidenen Bauart und Verlassenheit so gemütlich und behäbig erschien, war ihm ein alter Bekannter, war ihm vertraut in allen Einzelheiten! Er kannte diese Löwenköpfe neben dem Eingang, er wußte es nun plötzlich mit voller Bestimmtheit: es war dasselbe Familienheim, das er vor langen Jahren als junger rüstiger Mann so oft betreten hatte. Die ganze Umgebung hatte sich verwandelt, aber fleißige Hände und ein treues Herz hatten hier das alte Heim im gleichen Zustand zu erhalten gewußt, bis zu den geringsten Einzelheiten fertig und bereit für den weltmüden Wanderer, der doch endlich in die Heimat zurückfinden würde!

Ein Zittern durchflog den Körper des alten Herrn. Er nahm den Hut ab, strich sich langsam das Haar aus der Stirn und blickte mit traumverlorenen Augen schweratmend und verstört umher, so daß einige Spaziergänger sich verwundert nach ihm umschauten.

„Nein, nein! Das ist nicht möglich — meine Heimat — mein Name — ich bin nicht —" Er vollendete den Satz nicht. Sein Gesicht wurde totenbleich, er wankte und schien einer Ohnmacht nahe, denn in diesem Augenblick kehrte ihm das Gedächtnis zurück, die ganze bisher verschleierte Vergangenheit enthüllte sich ihm. Im Zeitraum von kaum einer Sekunde sah er sein Leben in allen Einzelheiten an sich vorüberziehen, wie es gewesen war und wie es hätte sein können.

Kein Schrei drang über seine festgeschlossenen Lippen, keine Träne trat mehr in seine Augen, aber sein Herz krampfte sich in der Brust, zusammengepreßt wie von einer Riesenfaust.

„Lucy!" stöhnte er leise — „Lucy, mein verlorenes Lieb!"

Mühsam schritt er über die Straße hinunter an den

Strand nach einer der hier aufgestellten Promenadenbänke. Zitternd an allen Gliedern ließ er sich nieder. Die furchtbare Entdeckung und Aufklärung, die ihm soeben geworden war, raubte ihm fast das Bewußtsein. Aber der alte Haciendero, der so manchem Sturm und Schicksalsschlag getrotzt hatte, war nicht der Mann, sich auf die Dauer von der Fülle der Gefühle und Eindrücke, die schmerzlich und plötzlich in ihm lebendig geworden waren, überwältigen und niederschmettern zu lassen. Gewaltsam faßte er sich.

Ein bejahrter Fischer, der am anderen Ende der Bank nachdenklich aus seiner kurzen Tonpfeife paffte, hatte die Schwächeanwandlung des fremden Herrn bemerkt und sagte nun mitleidig: „Der Herr hat sich übernommen. Alte Leute, wie wir beide, dürfen bei all ihrem Tun nie ihre Jahre vergessen. Wünscht der Herr Beistand?"

„Danke, es geht schon besser," erwiderte Harding und fügte nach einem kurzen Zögern hinzu: „Sie scheinen hier daheim zu sein. Können Sie mir vielleicht sagen, wie die einzelne kleine Villa unter alle die hochstöckigen modernen Bauten kommt?"

„Gewiß, Herr," sagte der Alte, „gehört doch diese Villa der eigensinnigsten alten Jungfer, die sich überhaupt denken läßt. Werden Sie's glauben, lieber Herr, man hat ihr für das Grundstück wiederholt schon den zehnfachen Preis geboten, aber sie gibt's nicht her. Und das Komische dabei ist, sie behauptet, es im gleichen Zustande erhalten zu müssen für einen längst verstorbenen oder doch seit Jahren verschollenen Bräutigam. Die Geschichte passierte, als ich selbst erst wenige Jahre verheiratet war."

Mit welchen unbeschreiblichen Gefühlen hörte nun Harding die Geschichte seines spurlosen Verschwindens

an, die der alte Fischer ihm mit der breiten Geschwätzigkeit solcher Leute in allen Einzelheiten erzählte. Kaum war es ihm möglich, die ihn überwältigende Rührung zu verbergen und äußerlich seine Selbstbeherrschung zu bewahren, als er von Lucys heldenmütigem, unerschütterlichem Hoffen auf seine endliche glückliche Heimkehr hörte.

Die letzten Worte des alten Fischers aber waren geeignet, alle in ihm aufkeimenden freudigen Erwartungen jäh zu zerstören: „Das bedauernswerte alte Fräulein wird nun bald von ihrem Wahn geheilt sein. Seit Wochen ist sie schwer krank, und wie meine Frau, die manchmal in das Haus auf Arbeit geht, mir erzählte, wird sie's wohl schwerlich mehr lange machen."

Mit jugendlicher Elastizität sprang Richard Harding von seinem Sitz auf, und ohne den ihm verwundert und kopfschüttelnd nachblickenden alten Fischer weiter zu beachten, eilte er nach dem Hause hinüber.

Hier aber blieb er zögernd und unentschlossen stehen, da er nicht wußte, wie am besten die geliebte Kranke auf das unerwartete Wiedersehen vorzubereiten sei. In der Hoffnung, einem Dienstboten zu begegnen, trat er endlich in die Haustür, die er offen fand, und wendete sich, als er hier niemand sah, leisen Schrittes nach dem alten vertrauten Wohnzimmer, in dem er vor langen Jahren so manche frohe Stunde im Kreise der Morganschen Familie verlebt hatte.

Alles, bis zu den gehäkelten Schonern auf den Stühlen und den Stahlstichen an den Wänden, fand er unverändert, und es war ihm, als ob er erst gestern zum letzten Male hier geweilt hätte.

Leise trat er näher. Durch die nur angelehnte Tür gewann er einen Blick auf das nächste Zimmer, ein wohl etwas altmodisch, aber doch recht behaglich aus-

möblierter Raum, in dem vor allem die auffallende Reinlichkeit und Ordnung wohl tat.

Hier lag die Kranke, den Kopf durch Kissen gestützt, auf einem Ruhebett. Vor sich auf einem Mahagonitischchen hatte sie eine aufgeschlagene Bibel liegen, in der sie emsig las. Trotzdem alles getan war, ihr Lager so bequem als möglich zu gestalten, schien die Leidende sich doch sehr unbehaglich zu fühlen. Von Zeit zu Zeit holte sie tief und ängstlich Atem, änderte, von Unruhe erfaßt, immer von neuem ihre Lage, um zuletzt mit einem Seufzer in die Kissen zurückzusinken.

Jetzt wendete sie ihr Gesicht voll nach der Tür. Trotz der langen Jahre, die seitdem verflossen waren, erkannte Harding sofort die weichen, zarten Züge, den lieblich hausmütterlich sorgenden Blick, der schon der einstigen Braut eigen gewesen war, diesen freundlich vertrauenden Aufschlag ihrer noch immer leuchtenden braunen Augen, mit dem gleichen Ausdruck innigen Gottvertrauens und inneren Friedens, den alle Stürme und Leiden des schmerzensreichen Erdenlebens nicht zu zerstören vermocht hatten. In ihrem Silberhaar unter dem weißen Häubchen erschien sie ihm fast unverändert, nur in verklärter, vergeistigter Schönheit, gleichsam als ob ihr abgeschlossenes, nur von einem einzigen Gedanken erfülltes Dasein sie vor dem alles verändernden Einfluß der Zeit bewahrt habe. Wehmutsvoll gedachte er ihres einsamen, freudearmen Lebens, das sie in der seligen Stunde ihrer Verlobung vor seiner Abreise nach Indien ihm geweiht hatte, um es nie wieder zurückzunehmen.

Ein herzbrechendes, verzweifeltes Stöhnen zerriß ihm die Brust.

Und wunderbar: obgleich die Tür ihn noch ihren Blicken entzog, schien die Kranke weder Überraschung

noch Schrecken bei dem plötzlich die Stille ihres Zimmers unterbrechenden Laut zu empfinden, als ob sie den Jugendgeliebten in jedem Augenblick erwartet habe.

„Richard, Richard," rief sie mit bebender Stimme, „endlich kehrst du heim zu mir!"

Nach so langjähriger Trennung hatten sich beide in gleicher Treue hier wiedergefunden für den Rest ihres Lebens.

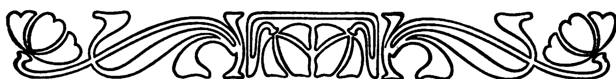
— — — — — — — — — — — — —

Kein Arzt hätte eine so schnelle Genesung der alten und doch im Herzen so jungen Braut in Aussicht zu stellen gewagt, wie sie durch diese einzige Freudenstunde herbeigeführt wurde.

Bereits am folgenden Sonntag erfolgte das erste kirchliche Aufgebot des glücklichen Paares, und der ganze Ort, Einheimische wie Fremde, nahm innigsten Anteil, als vier Wochen später die Hochzeit stattfand.

Seitdem lebten die beiden Alten noch viele Jahre still und friedlich ihrem schwer errungenen Glück. Das kleine grünumsponnene Häuschen aber war nicht mehr, wie sonst wohl, der Ärger der auf ihre Strandpromenade stolzen Bewohner von Croßport, sondern wurde den fremden Badegästen als große Sehenswürdigkeit gezeigt. Jeder erzählte gern die Geschichte des treuen Brautpaares.





Tierkugeln und Kugeltiere.

Naturgeschichtliche Studie von R. F. Hermann.



Mit 7 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Unter den tausendfältig verschiedenen Schutzmitteln, mit denen die Natur ihre Geschöpfe ausgerüstet hat, damit sie sich im Kampf ums Dasein zu behaupten vermögen, ist sicherlich eines der merkwürdigsten die einigen Tiergattungen eigentümliche Fähigkeit, ihrem gepanzerten oder mit Stacheln bewehrten Körper durch Zusammenrollen oder Aufblasen eine kugelförmige Gestalt zu geben, die ihn für die Mehrzahl ihrer Feinde unangreifbar macht.

Der bekannteste Repräsentant dieser Art, dessen Geschick, sich aus einem Vierfüßler blitzschnell in eine stachelige Tierkugel zu verwandeln, wohl schon jeder unserer Leser einmal hat beobachten können, ist der über ganz Mittel- und Südeuropa verbreitete Igel, der als eifriger Vertilger schädlicher Insekten und Nager von jedem verständigen Menschen sorgsam gehegt und geschützt wird.

Die obere Körperseite dieses harmlosen Raubtieres ist vom Scheitel an mit Stacheln bedeckt, die bei unvorsichtigem Zugreifen ganz empfindliche Verletzungen zu erzeugen vermögen. Bei dem geringsten Anzeichen drohender Gefahr rollt sich der Igel zusammen, das heißt er bringt den Kopf unter den Bauch, zieht die Beinchen fest an und birgt diese unbewehrten Körperteile unter der stachligen Rückenhaut, die sich infolge

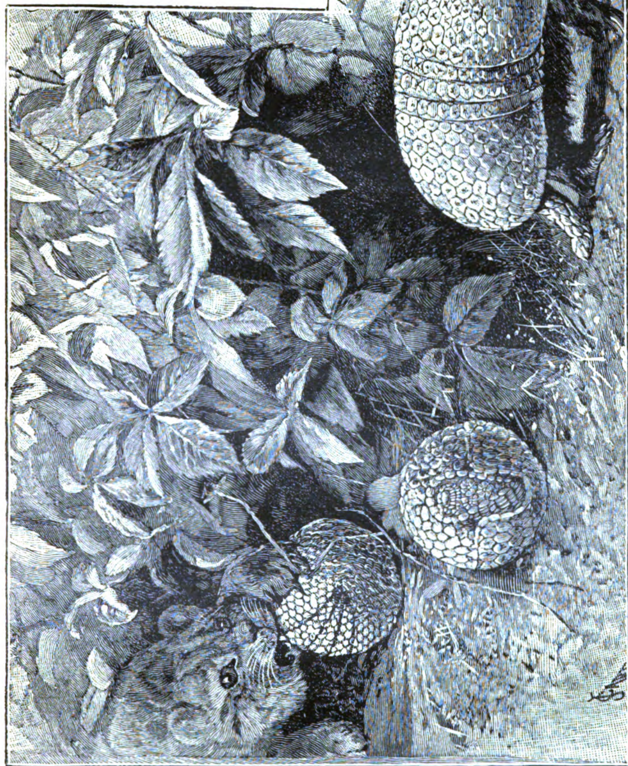
ihrer besonderen, ungemein stark entwickelten Muskulatur bedeutend ausdehnen läßt. Wer jemals den Versuch gemacht hat, einen zusammengerollten Igel gewaltsam zu seiner gewöhnlichen Gestalt zu strecken, der wird an der Fruchtlosigkeit seines Bemühens die respektable Muskelkraft des kleinen Burschen erkannt haben. Hunde und Katzen pflegen etwa unternommene Angriffe auf die unbewegliche Kugel, von deren Oberfläche ihnen überall nach verschiedenen Richtungen gekreuzte Spitzen entgegenstarren, sehr bald aufzugeben, nachdem sie sich Schnauze oder Pfoten blutig gestochen haben. Dem Fuchs freilich sagt man nach, daß er den Igel unter schlauer Benutzung seiner ausgeprägten Wasserscheu zu überlisten verstehe, und manche Raubvögel, wie namentlich des Igels schlimmster Feind, der Uhu, lassen sich durch seinen Stachelpanzer nicht abhalten, ihn mit ihren langen scharfen Krallen zu packen.

Auch beim Herabfallen von einem erhöhten Punkte, ein Unglück, das ihm bei seinem angeborenen Ungeschick nicht eben selten widerfährt, schützt sich der Igel durch schleuniges Zusammenrollen in wirksamster Weise gegen Verletzungen, und es ist ein drolliger Anblick, den kleinen Stachelball über eine Böschung oder einen steilen Abhang herabkugeln zu sehen.

Ganz ähnlich verfährt der in Australien heimische Ameisenigel, der außerdem aber noch das Talent besitzt, sich vermöge seiner starken Grabkrallen mit erstaunlicher Schnelligkeit in die Erde einzugraben und seine Stacheln so fest an die Wände des bergenden Erdloches anzupressen, daß es beinahe unmöglich wird, ihn herauszuziehen.

Bei keinem anderen Lebewesen indessen ist das Schutzmittel der Kugelbildung zu so vollkommener Ausbildung gelangt als bei dem in Südamerika, vornehmlich in Argentinien, vorkommenden Kugelgürteltier,

dessen mehr durch Zweckmäßigkeit als durch Schönheit ausgezeichnete Gestalt wir unseren Lesern im Bilde vorführen.



Das Kugelgürteltier (Dasypus apar).

From Harper's Magazine. Copyright by Harper & Brothers.

Der aus sechseckigen Plättchen zusammengesetzte, sehr starke Hornpanzer dieses ungefähr fußlangen Tieres, der nur den spitzen Kopf und die kurzen Beine heraus-

treten läßt, besteht aus einer vorderen und einer hinteren Hälfte, die scharnierartig durch drei bewegliche Gürtelringe miteinander verbunden sind. Auch der obere Teil des Kopfes ist durch eine seiner Form angepaßte längliche, vorn zugespitzte Panzerplatte geschützt.

Wenn das Kugelgürteltier unbelästigt seiner Nahrung oder seinem Vergnügen nachgeht, bewegt es sich gleich seinen Artgenossen auf eine höchst eigentümliche, sonderbar mühselig und schwerfällig erscheinende Weise vorwärts, da es die Vorderpfoten nicht mit den Fußsohlen, sondern mit den Krallenspitzen aufsetzt, und dadurch zu einer Art von Stelzengang genötigt wird. Wittert es jedoch eine Gefahr, so zieht es sich unverweilt ganz und gar in seinen Panzer zurück. Beine und Kopf werden eingezogen, und mit blitzartiger Schnelligkeit klappen die beiden Panzerhälften zusammen. Da auch der Stirnschild die für den Kopf bestimmte Öffnung haargenau verschließt, erscheint das ganze Tier in ein kugelrundes Horngebilde verwandelt, das durch nichts anderes als durch den eigenen Willen in die ursprüngliche Gestalt zurückversetzt werden kann, und an dessen glattem Panzer selbst starke Raubtiere, die dem schmackhaften Vierfüßler mit großer Begierde nachstellen, ihr furchtbares Gebiß vergebens versuchen.

Nicht immer jedoch dient die Fähigkeit eines Tieres, sich zu mehr oder weniger vollständiger Kugelgestalt zusammenzurollen, dem Zweck einer passiven Verteidigung gegen drohende Angriffe. Oft wird damit augenscheinlich nur ein besseres Zusammenhalten der im Schlafe herabgesetzten Körperwärme beabsichtigt, so wie sich Hunde und Katzen, Füchse und Dachse in der Ruhe tunlichst zusammenrollen, und schlafende Vögel ihr Köpfchen unter einen Flügel zu stecken lieben. In der Ruhestellung eine richtige Kugel zu bilden, ist indessen

nur wenigen Tieren gegeben, unter ihnen am vollkommensten dem auch in anderer Hinsicht so überaus merkwürdigen australischen S c h n a b e l t i e r, dessen abenteuerliche Körperbildung die Forscher, die zuerst von ihm zu erzählen wußten, in den höchst ungerechtfertigten Verdacht des Fabulierens brachte.

Das mit dem ziemlich kurzen Schwanz ungefähr 60 Zentimeter in der Länge messende Säugetier ähnelt in seiner äußeren Erscheinung unserem Fischotter, unter-



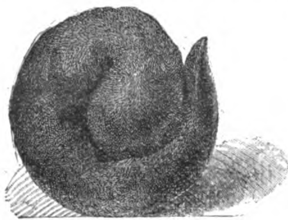
From Harper's Magazine. Copyright by Harper & Brothers.

Das Schnabeltier (Ornithorhynchus paradoxus).

scheidet sich aber von ihm wie von allen anderen bekannten Vierfüßlern durch den vorn in einen richtigen Entenschnabel abgeplatteten Schädel, durch die kurzen, fünfzehigen Schwimmfüße und durch mancherlei Eigentümlichkeiten im Bau der inneren Organe. Die Wissenschaft hat von der Existenz dieses einzigartigen und nur in einer Gattung vorkommenden Geschöpfes erst seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts Kenntnis. Wenn es auch heute als erwiesen angesehen wird, daß das Schnabeltier nicht gleich allen anderen Säugetieren lebendige Junge zur Welt bringt, sondern sich durch Eierlegen und Ausbrüten derselben fortpflanzt, so ist doch vieles in der Naturgeschichte des mit äußerst feinen Sinnen begabten, sehr scheuen und in der Gefangenschaft nicht zu erhaltenden Tieres, zum Beispiel die Art,

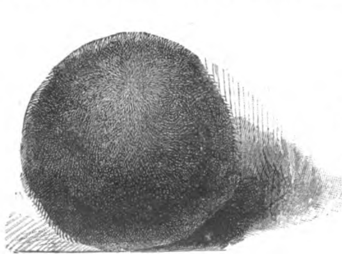
wie es seine Jungen ernährt, noch heute eine offene Frage.

So viel aber weiß man, daß das Schnabeltier am Rande von Flüssen und Sümpfen in selbstgegrabenen


Das Schnabeltier in Form einer Kugel, von der Seite.


Von der Bauchseite (die Vorderfüße bedecken den Schnabel).

Höhlen lebt, daß es seine Insektennahrung nach Entenart aufsucht, indem es den Schlamm mit dem Schnabel durchwühlt, und daß es eine ausgesprochen nächtliche Lebensweise führt. Am Tage pflegt es zu ruhen, und zwar zu einer Kugel zusammengerollt, wie es unsere


Vom Rücken gesehen.


Aus der Kugelform sich aufrollendes Schnabeltier.

sehr charakteristischen Abbildungen treffend veranschaulichen. Das Tier biegt sich zu dem Zweck so weit zusammen, daß Kopf und Schwanz sich berühren, bringt die Hinterpfoten unter und die Vorderpfoten über den

Schnabel, so daß Kopf und Beine für das Auge des Beobachters völlig verschwinden und nur noch eine Kugel aus weichem dunklen Pelz übrig bleibt.

Außer den Tieren, die ihrem Körper zu Verteidigungs- oder anderen Zwecken gelegentlich eine Kugelgestalt zu geben im stande sind, fehlt es im großen Reiche der Natur indessen auch nicht an solchen, denen diese Gestalt ein für allemal verliehen wurde. Unter den niedrigsten Organismen sind sie sogar sehr häufig, unter den höher organisierten aber finden wir sie nur bei den Stachelhäutern in der Form des bekannten Seeigels und bei den Fischen.

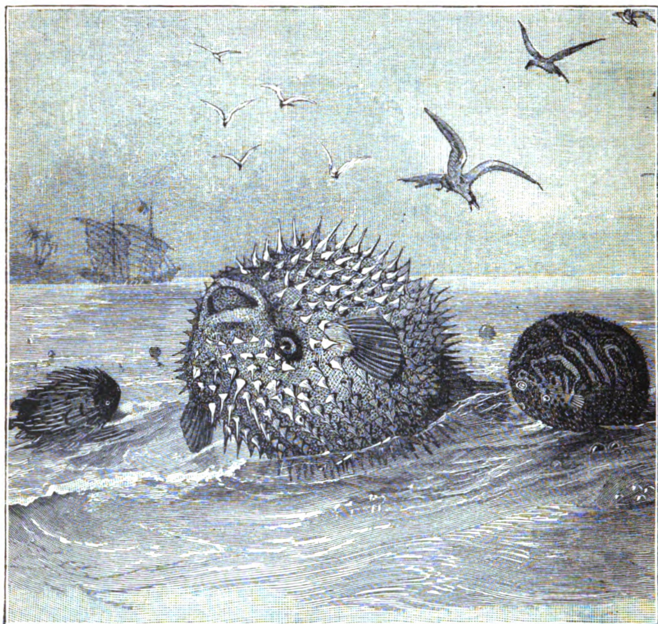
Einen Seeigel hat vermutlich schon jeder unserer Leser gesehen, wenn auch nicht in lebendem Zustande, so doch in den Überresten seines Leichnams, die als ein niedliches, kugelförmiges Kalkgehäuse in den Seebädern von der einheimischen Jugend feilgeboten zu werden pflegen.

Einen Kugelfisch aber bekommt man schon seltener zu Gesicht, wenngleich auch sie keineswegs zu den Raritäten unter den Meerbewohnern gehören.

Der größte und interessanteste von ihnen ist der Mond- oder Sonnenfisch, auch schwimmender Kopf genannt, der sich bis zu der stattlichen Länge von zwei Meter auswachsen kann und zu den Haftkiemern gehört. Sein Körper ist hinten fast senkrecht abgestutzt, und die hohe, weit nach hinten stehende Rückenflosse ist mit der Afterflosse durch eine sehr schmale Schwanzflosse verbunden. Die Bauchflossen fehlen gänzlich, und auch eine Schwimmblase ist nicht vorhanden. Während die Haut in der Jugend Stacheln trägt, wird sie später zu einem dichten, mit zahlreichen Knochenknötchen durchsetzten Gebilde von schwarzgrauer, an der Bauchseite hellerer Farbe. Der Mondfisch lebt sowohl in den

tropischen Zonen wie im Mittelmeer, wird aber gelegentlich in einzelnen Exemplaren bis in die Ostsee verschlagen.

Der Körper der übrigen hierher gehörigen Fische



From Harper's Magazine. Copyright by Harper & Brothers.

Igelfisch, Kugelfisch und Fahak.

nähert sich mehr oder weniger der Kugelgestalt, erhält eine solche aber im eigentlichen Sinne des Wortes, sobald der Fisch eine diesem Zwecke dienende, sehr dehnbare Ausbuchtung seines Schlundes mit Luft vollpumpt und sich dadurch wie einen Gummiball aufbläst. Unsere Abbildung zeigt einige Vertreter dieser Gattung, den am ganzen Körper mit Stacheln besetzten

Igelfisch, der bis zu einem halben Meter lang wird, und den Fahak, einen hauptsächlich im Mittelmeer lebenden Kugelfisch von schön bunter Färbung.

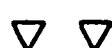
Das Aufblasen geschieht auch bei diesen Fischen wohl vornehmlich zu Schutzzwecken, aber es ist mit mancherlei Unbequemlichkeiten verbunden. Denn abgesehen davon, daß das Tier dadurch in eine Rückenlage gezwungen wird, ist es auch für die ganze Dauer der Verwandlung in eine von Stacheln starrende Kugel zu völliger Hilflosigkeit verurteilt. Es kann sich nicht mehr mit Hilfe der Flossen willkürlich bewegen, sondern treibt als ein ohnmächtiges Spiel der Wellen auf der Oberfläche. So ist schon manchem von ihnen zum Verderben geworden, was ihm hätte zur Rettung gereichen sollen.





Brautbriefe.

Novellette von Tanner-Ferno.

 (Nachdruck verboten.)

Leutnant Viktor v. Steinhof an seine Braut Jutta v. Berenberg.

D . . . . ., den 24. August.

Mein süßes Lieb!

Es ist mir immer noch wie ein Traum, daß ich Dich wirklich nun mein nennen darf, und daß aus uns beiden das glücklichste Paar werden soll, das es gibt. Wie schade, daß mein Urlaub so kurz war, und ich, kaum daß ich Dich gewonnen habe, schon wieder Abschied nehmen und Dich allein lassen mußte. Wie gerne wäre ich noch dort geblieben, um täglich und stündlich mit Dir zusammen sein zu können, Dein liebes Gesicht zu sehen, mit Dir zu plaudern. Der Dienst will gar nicht schmecken; es wäre viel schöner, ich könnte mit Dir spazieren gehen, oder noch besser, mit Dir reiten. Nun später, wenn Du meine Frau bist! Reiten mußt Du, die Regimentsdamen werden große Augen machen. Hier reiten nur zwei oder drei von ihnen. Sie werden überhaupt Augen machen, wenn sie Dich sehen. Und die unverheirateten Kameraden erst! So hübsch, wie Du bist, ist hier keine Dame, keine Gattin und keine Tochter. Ich bin sehr stolz auf Dich, und ich denke immer an Dich. Aber wie ist das auch anders möglich! „Wo das Herz ist, sind die Gedanken, und wie könnte es anders wohl sein," so heißt's doch in dem Liede.

Wenn ich durch die Geschäftsstraßen gehe und an Möbelhandlungen vorüberkomme, suche ich im Geiste schon die Möbel für unsere Wohnung aus. Ich hoffe, wir haben denselben Geschmack — recht modern und recht elegant. Draußen am Promenadenweg ist eine Villa zu vermieten, das wäre etwas für uns. Und einem großen Verkehr öffnen wir unser Haus, nicht wahr, liebste Jutta? Du bist zur Repräsentation wie geschaffen. Alle werden mich um meine schöne, stolze Hausfrau beneiden.

Von Gerhard fand ich einen Gratulationsbrief hier vor. Treu und bieder, aber genau so steif, wie er selbst ist, schreibt mein altes Bruderherz. Er schreibt auch vom „Ernst des Lebens". Ach, liebstes Herz, wir sind beide noch so jung, wollen wir schon an den Ernst des Lebens denken? Ich bin so gerne fröhlich, und ich denke, Du bist es auch. Wozu grübeln und sorgen? Ich denke:

Immer mit frohem Sinn
Tanzen durchs Leben hin.

Vor uns liegt alles ja so schön. Meine und Deine Moneten zusammen ergeben noch etwas mehr als das Kommißvermögen. Dein guter Großvater will Dir eine schöne Ausstattung geben, was könnte uns da fehlen zum Glück — nicht wahr?

Du weißt es ja auch, Liebchen, daß ich Dir gut bin, seit ich Dich zum ersten Male sah — auf dem Erntefest bei Landrats, in dem weißen Kleide mit dem Kornblumenkranz im Haar. Michael von der Frense sagte, Du sähest aus wie die Mittagsgöttin. Ich kenne zwar die Dame nicht, aber ich zweifle, daß sie so schön war oder ist wie Du. —

Der Bursche bringt eben den Dienstanzug, nun wird's Ernst — der Urlaub ist ja zu Ende. Ich möchte

immer noch weiter mit Dir plaudern, und ich hoffe, Du hast etwas Sehnsucht nach mir, oder noch besser viel Sehnsucht, so viel wie Dein Dich liebender

Viktor.

P. S. Unser neuer Kommandeur ist eingetroffen, sehr schneidig — von der Gardekavallerie. Hat eine Frau und eine einzige Tochter, die ich zufällig sah, sehr schick, sehr elegant, mit viel Rasse. Vielleicht könntest Du Dich später mit ihr anfreunden; ich fürchte, sonst sind hier bei den Damen des Regiments nicht viele, die Dir sympathisch sein werden zu engerem Verkehr. Du kommst mir so anders vor, so viel tiefer und ernster. Das macht, weil Du ohne Jugendgespielen groß wurdest. Und das gerade machte mich so recht auf Dich aufmerksam.

Ich möchte jeden Brief mit einer neuen Liebeserklärung beginnen und schließen, aber das würde Dir bald langweilig werden. Dein V.

Jutta v. Berenberg an Viktor v. Steinhof.

Berenbergshof, den 27. August.

Mein geliebter Viktor!

Wie sehr hatte ich schon auf den ersten Brief von Dir gewartet, und wie oft habe ich nun schon Deine lieben Zeilen gelesen und mir dabei das Bild meines Schatzes vor Augen gerufen — meines schönen, stolzen, ritterlichen Schatzes, dessen Liebe mich so unendlich glücklich macht! Ja, heute im Briefe muß ich Dir sagen, was auszusprechen ich noch zu scheu Dir gegenüber war, daß auch ich gleich beim ersten Sehen fühlte, daß mir in Dir mein Schicksal gegenüberstand, und daß ich niemals wieder dem Bann Deiner stolzen, herrischen Augen entrinnen würde. Und mich überfiel

eine heiße, süße Angst, ein Bangen und Sehnen, ob auch ich, das einfache, schlichte Landkind, Beachtung von Dir finden würde. Und als ich dann merkte, daß auch ich Dir nicht gleichgültig, als Du anfingst, um mich zu werben, da wurde ich so unendlich glücklich und dem Schicksal so dankbar dafür, daß es mich vor einer Enttäuschung, vor tiefem, tiefem Kummer bewahrte.

Wir haben uns ja nicht oft gesehen, mein Liebster — nur sechsmal — und die weisen Leute schütteln die Köpfe und meinen, das sei nicht genug, um sich kennen zu lernen. Als ob's das brauchte, wenn man sich so recht von Herzen lieb hat und fühlt, daß tausend unsichtbare feine Fäden die Seelen miteinander verbinden!

Du bist eine solch strahlende Frohnatur, mein Viktor, hoffentlich bin ich Dir nicht zu ernst und schwerfällig! Aber ich will durch Dich lernen, wahrhaft froh zu sein.

In etwas aber, glaube ich, ist mein lieber Schatz ein zu arger Optimist — wir werden sehr, sehr sparsam sein müssen, um „standesgemäß" (ein zu dummes Wort!) durchkommen zu können. Ich weiß von meiner Base her, wie sehr Offiziersfamilien sparen müssen, die nur oder doch nur wenig mehr als das Kommißvermögen haben. Aber das schadet doch auch nichts — nicht wahr? Du hast ja selbst bewiesen, daß Du nicht am Gelde hängst, indem Du mich wähltest unter all den vielen schönen und reichen Mädchen, die gewiß auch glücklich gewesen wären, wenn Deine Wahl auf sie gefallen. Und ich — denke Dir, ich dummes Mädel bin gerade darüber so glücklich, daß wir nicht aus dem Vollen leben werden, sondern uns einschränken müssen. Ich denke mir, da kann ich Dich noch viel besser umsorgen und umhegen und Dir zeigen, was für ein gutes Hausfrauchen ich sein kann.

Freilich auf eine große, elegante Wohnung, sehr

kostspielige Möbel und vor allem — auf eine große Geselligkeit werden wir verzichten müssen. Aber denke Dir, mein Liebster, ich hasse große Geselligkeit geradezu und denke es mir gar zu schön, wenn wir unser Glück vor den vielen fremden Augen verbergen, nur die unumgänglich notwendigen Gesellschaften mitmachen und uns sonst vor dem Trubel der Welt hineinretten in unsere traute, gemütliche Häuslichkeit. — — —

Einigen Verkehr im Regiment werden wir ja freilich haben müssen, aber man kann ja auch das nach Möglichkeit einschränken.

Und dann sitzen wir des Abends in Deinem oder meinem traulichen Zimmer, mein lieber Schatz raucht eine Zigarette und liest dabei seinem Frauchen vor, das ganz ehrbar und fleißig mit einer Handarbeit dasitzt. — —

Doch ich sehe mit Schrecken, daß es schon Zeit ist, Frau Heuermann in der Küche zu helfen, und dann kommt auch bald der Bote, um die Briefe zur Post mitzunehmen. So muß ich denn schließen, trotzdem ich gerne noch länger mit meinem Schatz weiterplaudern möchte. — Ich denke immer und immer an Dich, mein geliebter Viktor, und schicke Dir einen — nein, tausend heiße Küsse. Behalte immer so lieb wie jetzt

Deine Jutta.

Leutnant Viktor v. Steinhof an Jutta v. Berenberg.

D . . . . ., den 1. September.

Meine liebste Jutta!

Ich habe gar nicht geahnt, was ich für eine kleine ehrpusselige Braut habe. Aber, liebes Kind, wer wird sich doch das Leben, das so schön ist, so unnötig schwer machen! Du vergehst mir ja schon jetzt vor lauter

Sparsamkeits- und Wirtschaftsgedanken. Laß uns nur erst verheiratet sein, Dein Großvater wird Dich schon nett und schön einrichten. Alte Landleute, die viel erworben haben, klagen freilich immer, wenn es ans Ausgeben geht.

Und weshalb wollen wir nicht so gesellig wie möglich leben? Das müssen wir doch sogar. Unser neuer Oberst und namentlich die Oberstin werden das schon machen. Die sind für die Geselligkeit wie geschaffen, was uns ganz ungewohnt ist, weil unser guter verstorbener Oberst doch unverheiratet war. Fräulein Lonny v. Milseborg wird der Sache auch nicht ungerührt gegenüberstehen. Wenn sie so tanzen kann, wie sie reitet und ihres Vaters fuchsbraune Jucker fährt, dann kann man was erleben. Und ich möchte mit Dir so gerne Staat machen. Besonders auch gegen Fräulein v. Milseborg. Wie schön kannst Du tanzen! Weißt Du noch, wie wir zusammen tanzten auf dem Erntefest — immer und immer wieder. Weiß und Blau, wie Du damals warst, das mußt Du immer tragen. Ich verstehe nämlich auch was von Damentoiletten.

Wenn wir doch die fragliche Villa hier mieten könnten! Laß den Großvater nur erst hier sein, ich werde ihm die Sache schon begreiflich machen. Denn für unsere Wirtschaft sorgt doch der Großvater auch, oder vielmehr eure vortreffliche Frau Heuermann. Du wirst bei ihren Schinken, Würsten, Butter, Wild, Obst und so weiter das alles in der Stadt sparen können.

Bloß nicht rechnen, wenn's nicht nötig ist, liebster Schatz! Du weißt, was ich Deinem Großvater versichert habe, als ich um Dich warb: ich habe noch nie Schulden gemacht. Allerdings — ich bin manchmal nicht glatt ausgekommen, aber zeige mir den Leutnant, der das immer kann. Und Bruder Gerhard, der Freund-

liche, Sparsame, der doch so gar keine Ansprüche macht und so fleißig und einfach auf seiner alten Klitsche lebt, hat mir dann immer ausgeholfen. — Nun muß ich aber alles Schuldenmachen lassen, auch die, die im Kasino und Kleiderkasten gar keine Schulden sind.

Meine Verlobung habe ich natürlich noch nachträglich im Kasino gefeiert, die Kameraden waren alle sehr nett und schienen von Deinem Bilde sehr entzückt. Nun, sie sollen Dich erst in Person kennen lernen! Frense erzählte wieder, daß Du wie die Mittagsgöttin ausgesehen hättest. Ich weiß gar nicht, was der gute Mensch immer mit der sagenhaften Dame hat. Er liest nämlich in seinen Mußestunden Mythologie und studiert deutsche Kulturgeschichte, und damit ödet er uns dann oft an.

Die Kameraden beneiden Frense, daß er Dich kennt. Zur Hochzeit wollen sie alle kommen, Großvater muß sie alle einladen. Er liebt Dich so herzlich, daß er doch alles tut, was Du gern willst. Wie schön wird die Feier in Berenbergshof werden! Ich liebe solche schlichten, feudalen Räume, wie ihr sie bewohnt, wenn ich auch für Romantik sonst nicht viel übrig habe. Aber sich seine Braut aus einem alten ursprünglichen Raubritterschloß holen mit einem Festmahl im Ahnensaal — das ist etwas, was nicht jeder haben kann.

Meines Rittmeisters zarte Gattin, die ich sehr verehre, läßt Dich grüßen, sie hat kürzlich, als ich zum Abendessen bei ihnen war, so viel nach Dir gefragt und von Dir gesprochen, daß ich ihr ordentlich dankbar war. Die Frau ist so still und lebt am liebsten ihrer Familie, ihrem Mann, mit dem im Dienst oft nicht gut Kirschen essen ist, und ihren vier kleinen Kindern, daß ich bewundere, wie sie solch Leben aushalten kann.

Nun aber leb wohl für heute, grüße Großvater und die unvermeidliche Heuermann, Dich küßt tausendmal

Dein Viktor.

Jutta v. Berenberg an Leutnant Viktor v. Steinhof.

Berenbergshof, den 3. September.

Liebster Schatz!

Dein Optimismus fängt wirklich an mir Sorge zu machen. Ich glaube, Du machst Dir auch über Großvater ganz falsche Vorstellungen. Er ist ja herzensgut und liebt mich über alles, aber er ist auch konsequent, und beeinflussen läßt er sich gar nicht. Als ich mich mit Dir, mein Viktor, verlobte, hatte ich eine lange, ernsthafte Unterhaltung mit Großvater unten in seinem Arbeitszimmer. Da sagte er mir unter anderem, daß wir nicht mehr haben würden als die Kaution, und wir könnten und müßten damit auskommen, bis mir nach seinem Tode noch ein kleines Kapital zufallen würde, das mein Vetter Rolf, der zukünftige Majoratsherr, auszahlen müßte. Er hätte Dir klar gemacht, daß ich kein reiches Mädchen sei, und ich selber müßte mir klar darüber sein, daß ich nichts anderes sein würde als eine einfache, kleine Offiziersfrau, und nach unseren Verhältnissen müßten wir unsere ganze Einrichtung und Lebensführung einrichten — alles vornehm und solide, aber einfach. Er würde grundsätzlich nicht meine Speisekammer mit Gutserzeugnissen füllen, denn ich solle von vornherein lernen, mit dem mir bestimmten Wirtschaftsgelde auszukommen, und nicht mit einem Zuschuß rechnen, der mit seinem Tode doch wegfallen würde.

Weißt Du, mein geliebter Viktor, daß mich Dein Brief ganz traurig und kleinmütig gemacht hat! Fast

scheint es mir, als denkst Du mehr an alle die kleinen, nichtigen Äußerlichkeiten als an unser großes, tiefes, heiliges Glück. Was geht uns die Geselligkeit an, was die Meinung der anderen Menschen, wenn wir beide uns nur verstehen und in unseren trauten vier Wänden glücklich sind.

Die junge Frau Deines Rittmeisters, von der Du schreibst, gefällt mir, wir werden uns sicher verstehen, glaube ich. Daß Fräulein v. Milseborg und ich zueinander passen werden, kann ich mir dagegen nicht denken. Ich mache mir so gar nichts aus solchen „flotten“ Damen, die im Grunde genommen an nichts weiter denken wie an sich und ihr Vergnügen. Aber ich kann mich ja auch irren, und vielleicht hat sie doch noch tiefere Interessen, als ich nach Deiner Schilderung vermuten könnte.

Es ist sehr freundlich von Herrn v. Frense, daß er so mein Lob singt. Er ist mir, trotz seiner Häßlichkeit, von Anfang an eigentlich sympathisch gewesen, er macht so einen ernsten, gediegenen Eindruck. Daß er in seinen Mußestunden allerhand Studien treibt, finde ich riesig nett, und dabei fällt mir ein, daß ich noch gar nicht danach gefragt habe, was eigentlich mein lieber Schatz treibt, wenn der königliche Dienst ihn in seine vier Pfähle entlassen hat.

Liest Du gern und interessierst Du Dich für ernsthafte Literatur? Ich habe jetzt „Eckermann und Goethe“ gelesen, das ist doch zu, zu schön! Kennst Du es auch? Weißt Du, ich fände es reizend, wenn wir jetzt immer gleichzeitig ein und dasselbe Buch lesen würden und in unseren Briefen dann unsere Meinung darüber austauschten; ich finde, dadurch lernt man sich so gut kennen. Bist Du einverstanden, Liebster? Ich würde mich so darüber freuen! Später, wenn wir erst verheiratet sind, und mein Herr und Gebieter mir vorliest,

wird es ja freilich noch viel, viel schöner. Es gibt ja auch nichts Schöneres, als wenn ein Ehepaar sich gegenseitig weiterhilft und weiterbildet.

Übrigens fürchte nur ja nicht, liebster Viktor, daß ich mir einbilde, wir müßten ganz als Einsiedler leben. O nein, ich denke es mir sogar reizend, mit einigen sympathischen Regimentsfamilien einen kleinen gemütlichen Verkehr zu unterhalten und auch einige Deiner unverheirateten Kameraden, wie zum Beispiel Herrn v. Frense, in unserem Heim zu empfangen. Vielleicht können wir dann ein wenig musizieren, oder vielleicht liest auch einer der Herren mal was recht Nettes, Amüsantes vor — o, es wird schon hübsch werden bei Steinhofs! Wie das klingt — nicht wahr?

Doch nun will ich mein langes Schreiben endlich schließen. Schreib einen recht, recht lieben Brief an Deine Jutta — ja, mein lieber, guter Schatz?

Es grüßt und küßt Dich innig

Deine Jutta.

Leutnant Viktor v. Steinhof an Jutta v. Berenberg.

D . . . . ., den 5. September.

Meine liebe Jutta!

Ich bin entzückt über den kleinen Verstandskasten, den ich mir als Braut ausgesucht habe. Du wirst einen ganz „neuen Menschen“ aus mir machen, wenn Du mich erst selbst erziehst und nicht nur Deine lieben, süßen Briefe. Weißt Du, es müßte doch komisch zugehen, wenn Dein reicher Großvater uns wirklich so kurz halten wollte. Gesagt hat er es mir ja auch, aber was tut man nicht, um junge Leute am Bauen von Luftschlössern zu verhindern. Glaube mir, herzliebe Jutta, alle alten und älteren Leute wollen „erziehen“, und Dein lieber Großvater erzieht uns für

die Sparsamkeit. Leider hat er dich viel zu sehr für die Einsamkeit erzogen. Kind, wir zwei beide sind doch noch jung und müssen das Leben genießen! Natürlich bescheiden — ich höre schon Deinen Einwand, Liebste, und Du siehst, welch gelehriger Bräutigam ich bin, mich sofort daran zu erinnern. Wann kommst Du nun mit Großväterchen und der Dame Heuermann, um die Dir von mir aufgeschriebenen freien Wohnungen anzusehen? Du weißt, große Auswahl an Offizierswohnungen ist nicht, und die hübsche bewußte, von der ich schon schrieb, kann von einem hierher versetzten „Verheirateten" uns vor der Nase weggekapert werden. Dann haben wir das Nachsehen. — Weshalb ich es wissen möchte? willst Du kleine, liebe Weisheit natürlich wissen. Also wisse: Es sind doch Mitte des nächsten Monats die Rennen in W. Ich habe meine dreijährige „Stella" zum Herrenreiten angemeldet und reite sie natürlich selbst. Wenn die Chancen gut sind, kann ein ganz schönes Sümmchen herauskommen. — Und ihr müßt doch kommen, wenn ich hier bin. Also, bitte, berede die Sache bald mit Großväterchen und gib mir Bescheid. Ich bestelle euch dann Wohnung im Hotel du Nord.

Nun willst Du noch wissen, welche Art Literatur ich bevorzuge? Weißt Du, Liebchen, am liebsten sind mir hübsche Sportzeitungen und flotte Offiziersgeschichten. Goethe sehe ich lieber auf der Bühne, und seinen Freund Eckermann habe ich mir bisher geschenkt. Aber im Ernst, Jutta, ich habe Moltkes Briefe, Bismarcks Briefe gelesen — neueste Literatur liegt mir nicht, und allzuviel lese ich überhaupt nicht, dazu bin ich zu unruhig. Wir haben im Kasino die Lesemappe mit allen erdenklichen Zeitschriften, das reichte bisher für mein Bedürfnis vollkommen aus. Wenn Du aber

hübsche, interessante Bücher aufstöberst, habe ich nichts dagegen, wenn Du sie mir vorliest. Aber, bitte, nicht „Goethe und Eckermann“. Ich glaube bestimmt, das ist mir zu gelehrt.

Wenn Du hier bist und mit Frau Heuermann und Großväterchen meine Leutnantswohnung mit Deinem Besuch beehrst, werde ich Dir meine Bibliothek zeigen. Übrigens dabei fällt mir ein, wenn Du hier bist und sie kennen lernst, mußt Du auch erst freundlicher über Fräulein v. Milseborg urteilen. Sie hat doch einen Reiteroffizier zum Vater, lauter Brüder bei der Kavallerie, ist es da zu verwundern, wenn sie auch gut und schneidig reitet, so gut, daß sie alle Kameraden in Erstaunen versetzt?

Man muß doch jedem sein Vergnügen lassen, mein Liebling, Du liest nun gerne ernsthafte Bücher, und sie reitet gern. Es ist zu komisch, daß flotte Mädchen von etwas ernsteren Mädchen, wie Du bist, so oft ganz falsch beurteilt werden. Aber, wie gesagt, lerne sie nur erst persönlich kennen, sie ist sehr liebenswürdig, und das sind so verwöhnte Damen, wie sie ist, oft nicht. Mein süßes Lieb, glaube mir, ich kenne doch die Frauen, besonders die jungen Mädchen! Wir Leutnants sind, so kann ich gewiß getrost behaupten, famose Frauenkenner. Siehst Du das nicht ein, trotzdem Du meine liebe kleine Braut bist? Gerade Deine liebliche Zurückhaltung hat es mir doch angetan, während andere — wenn sie eine Uniform sahen — na, das kann ich mir ja zu gelegentlicher Unterhaltung aufsparen, wenn wir verheiratet sind.

Also, mein Lieb, nicht immer so ernsthaft sein, das Leben ist so schön, und man ist nur einmal jung. Und schreibe, wann ihr kommt — vielleicht ist es besser, erst nach dem Rennen.

Grüße Großväterchen und Dame Heuermann. Deine Empfehlungen an meines Rittmeisters Gattin habe ich ausgerichtet, sie läßt Dich bestens grüßen, und Frense legt sich Dir zu Füßen, nicht zu vergessen.

Leb wohl für heut, es ist schon spät, und der Dienst beginnt morgen sehr früh.

Wie immer Dein Viktor.

Jutta v. Berenberg an Viktor v. Steinhof.

Berenbergshof, den 7. September.

Lieber Viktor!

Immer und immer wieder lese ich in Deinem Brief die Nachricht, daß Du Dich am Rennen beteiligen willst, und Du kannst Dir gar nicht denken, wie viele schwere, ruhelose Stunden mir diese Nachricht verursacht hat, bis ich mir endlich klar darüber geworden bin, was ich Dir schreiben will und muß. Du hast mich doch lieb, mein Viktor, nicht wahr? Warum hättest Du mich denn sonst gewählt — und Deiner Liebe wird und kann es ja, wenn sie echt ist, nicht schwer fallen, mir meine Bitte zu erfüllen, zumal Du ja selbst die Gründe zu meiner Bitte wirst anerkennen müssen. Sieh, mein liebster Schatz, es würde ja dieses Rennen so wie so das letzte sein müssen, an dem Du Dich beteiligen könntest, denn daran kannst Du doch unmöglich denken, daß unsere beschränkten Mittel Dir diesen teuren Sport auch weiter gestatten könnten — ganz abgesehen von all dem anderen, das er mit sich bringt, der Unruhe, der Ungemütlichkeit, die sich nie und nimmer mit einem ruhigen, glücklichen Familienleben vertragen. Und dann noch eines, mein Viktor, ich könnte die fortwährende Angst um Dein Leben nicht ertragen, sie würde mich verzehren, krank machen.

Und so richte ich denn die große Bitte an Dich,

gib dieses Rennen auf um meinetwillen. Ich werde einen Beweis Deiner Liebe zu mir in Deinem Nachgeben erblicken und es Dir nie vergessen. Dein Brief hatte mich so in Unruhe und Angst versetzt, daß ich Großväterchen mein Herz ausschüttete. Nachher tat es mir leid, daß ich es getan, denn Großväterchen war sehr böse und so erregt, wie ich ihn lange nicht gesehen. Er wollte zuerst selbst an Dich schreiben, aber da ich fürchtete, sein Brief könne zu hart ausfallen und dich kränken, bat ich ihn, es nicht zu tun; aber da gab er mir den strikten Auftrag, Dir seine Meinung auszurichten, und den muß ich nun ausführen, so schwer mir's wird, Dir etwas Unangenehmes zu schreiben. Er sagte, für einen jungen Mann in Deinen Verhältnissen hielte er es überhaupt für einen Leichtsinn, als Rennreiter aufzutreten, und wenn dieser junge Mann dann noch verlobt sei und dicht vor seiner Heirat stände, so wäre es geradezu ein Unrecht, und er begänne für meine Zukunft zu fürchten, denn es bewiese, daß besagter junger Mann sich nicht nur über die Pflichten, die er übernommen, sondern auch über seine Verhältnisse nicht im klaren befände. Ich weiß, daß dieses Urteil zu hart ist, mein geliebter Viktor, und ich bitte Dich innig, halte es Großvaters augenblicklicher Erregung zu gute. Aber nicht wahr, lieber Schatz, Du ziehst Deine Anmeldung zu dem Rennen zurück und beruhigst mich bald durch ein paar Zeilen. Ich habe keine Gedanken dazu, Dir heute noch etwas anderes zu schreiben; mein einziges Bestreben ist, daß Du diesen Brief so bald als möglich erhältst, damit mich Deine Antwort schnell von aller Angst befreit. Ich grüße und küsse Dich tausendmal und bitte Dich noch einmal, erfülle den Wunsch Deiner Jutta.

Viktor v. Steinhof an Jutta v. Berenberg.

Den 10. September.

Meine liebe Jutta!

Weißt Du, mein Lieb, daß ich Dich gar nicht wiedererkenne in Deinem letzten Brief? In dem bist Du nämlich Deine eigene Großmutter. Kind — Kind, Dein Zusammenleben mit dem alten Mann, Deinem Großvater, hat Dich vorzeitig zum Verstandskasten gemacht. Dich, die Du so unvergleichlich ideal sein kannst — im weißen Kleid mit Kornblumenschmuck — wie Du immer vor mir stehst. Und dazu die langen Tiraden und Predigten über unsere gegenwärtigen und zukünftigen Geldverhältnisse! Wie arm und öde, wenn zwei sich lieben, und ein Teil predigt nur immer schriftlich gegen alles, was genießen heißt, und mahnt zu möglichster Sparsamkeit! Liebe Jutta, ich habe Dich lieb, aber das muß anders werden, meine junge Frau soll nicht sein wie ihre Urgroßmutter und des verknöcherten Großvaters altmodische Meinungen immer herbetend, dieselben zu den ihrigen machen. Glaube mir, ich bin ein leidlich anspruchsloser Mann und auch mit meinen Einkünften und Ausgaben leidlich in Ordnung. Ich gab Deinem Großvater mein Ehrenwort, und das muß Dir ebenso heilig sein wie mir.

Daß Großvater vom Rennen nichts wissen will, kann ich mir ja denken, aber daß Du, gerade Du, einen Beweis meiner Liebe zu Dir im Aufgeben des Rennens sehen willst, ist eine so große Naivität, wie ich sie Dir nie zugetraut hätte. Kannst Du das im Ernst von einem Kavallerieoffizier erwarten?

Was Dein Großvater über den Leichtsinn meiner Beteiligung am Rennen sagt, sind eben Ansichten eines alten Mannes, der in seiner weltabgeschiedenen Einsamkeit sich ein eigenes Leben zurechtgemacht hat.

Darauf wirst Du mir antworten, daß er einst selbst Offizier war. Du lieber Gott, erstens ist das lange her, und zweitens gibt's auch unter den Offizieren „solche“ und „solche“. Aber doch mehr „solche“, das heißt schneidige.

Wenn es Dir gefällt, meine liebe Jutta, Dir von Großvater Predigten halten zu lassen über unsere „kleinen Verhältnisse“ und meinen „Leichtsinn“, so tue das immerhin, aber ich bitte Dich bei unserer Liebe zueinander, sie mir vorzuenthalten und nicht als schriftliche Stilübung mitzuteilen.

Anstatt eines frischen, fröhlichen Briefes von meiner Braut bekomme ich da eine regelrechte Straf- und Ermahnungspredigt zu lesen. Also, mein liebes Bräutchen wird sich nun endlich in den Gedanken finden, daß sie mit keiner Rechenmaschine, sondern mit einem leidlich soliden und doch schneidigen Reiteroffizier verlobt ist, und darin, daß ich, ein sicherer Reiter, auch ferner die Rennen reite, zu denen Pferd und Reiter sich eignen. Ich verlange das ebensogut wie Du — als Beweis Deiner Liebe und Deines Vertrauens zu mir. Trotz alledem — grüße Großvater bestens von mir und steh fest auf meiner Seite.

Wie immer Dein Viktor.

Rochus v. Berenberg an Viktor v. Steinhof.

Den 15. September.

Sehr geehrter Herr!

Zugleich im Namen meiner Enkelin richte ich diese Zeilen an Sie, um ein Verlöbnis zu lösen, das nach meiner Meinung, zu der sich auch Jutta bekehrt hat, weder ihr das erhoffte Glück bringen noch Sie selbst befriedigen würde.

Vielleicht haben Sie recht damit, daß ich, der ich seit Jahrzehnten hier auf meiner einsamen Scholle lebe, nicht mehr die Ansichten der heutigen Jugend verstehen kann. Aber meine Enkelin habe ich in diesen meinen „veralteten" Ansichten erzogen, und sie könnte nimmermehr ein Leben an der Seite eines Mannes ertragen, mit dem sie in allen wichtigen Lebensfragen nichts Gemeinsames hat. Es war ein Fehler von mir, daß ich dieses übereilte Verlöbnis zugab, ohne auf eine vorherige Prüfungszeit zum gegenseitigen besseren Kennenlernen zu bestehen, und ich hatte vergessen, mit Ihrer beiderseitigen großen Jugend zu rechnen, die, leicht entflammt, gegenseitiges großes Gefallen für echte, tiefe Liebe genommen. Aber ich will und muß diesen Fehler gut machen, ehe es zu spät, und das einzige Kind meines geliebten Sohnes unglücklich geworden ist. Ich bin der Überzeugung, daß auch Sie, geehrter Herr, bereits gefühlt haben, daß Sie und Jutta zwei grundverschiedene Naturen sind — das, was mir Jutta aus Ihren Briefen erzählte, hat meine Meinung bestätigt. Trotzdem ist meiner Enkelin der Entschluß, ihr Verlöbnis mit Ihnen zu lösen, sehr schwer geworden, und sie bittet Sie durch mich, ihrer nicht im Grolle zu gedenken, und wünscht Ihnen von ganzem Herzen ein reiches, volles Glück an der Seite einer Frau, die Sie besser verstehen wird, als es ihr je möglich sein könnte.

Ich bin mit dem Ausdrucke der größten Hochachtung

Ihr Rochus v. Berenberg.

Gerhard v. Steinhof an Jutta v. Berenberg.

Den 18. September.

Hochverehrtes gnädiges Fräulein!

Es scheint mir eine merkwürdige Tatsache, daß ich, der ich vor einigen Wochen einen von brüderlicher

Freundschaft diktierten Glückwunsch Ihnen senden durfte, heute der Übermittler einer Nachricht bin, von der ich nicht einmal genau wissen kann, ob Sie dieselbe noch so berührt wie vordem. Ich hatte nämlich den Brief Ihres Herrn Großvaters an meinen Bruder in der Hand und habe erst nach mehrmaligem Lesen eigentlich so recht erfaßt, um was es sich handelt. — Sie sind nicht mehr Viktors Braut! Dennoch, mein gnädiges Fräulein, dachte ich, Ihnen die Mitteilung nicht vorenthalten zu dürfen, daß Viktor schwer krank liegt, daß ich den Brief Ihres Herrn Großvaters öffnete.

Hätte der Umschlag die Adresse von Ihrer Hand getragen, würde ich selbstverständlich das Schreiben unerbrochen verwahrt haben, aber so haben mir die Ärzte, die Viktor behandeln, die Beobachtung seiner Korrespondenzen zur Pflicht gemacht. Denn Viktor liegt an einer schweren Gehirnerschütterung und einem komplizierten Armbruch seit jenem unglücklichen Rennen im Garnisonslazarett danieder.

Ich kann nur ahnen, was Sie zu dem Schritt, die Verlobung mit meinem Bruder aufzulösen, veranlaßt hat, es ging mir aus einer Äußerung eines treuen Kameraden Viktors, des Leutnants von der Frense, hervor, der mir sagte, daß Viktor ihm erzählt, Sie seien so sehr gegen das Rennen und hätten ihn gebeten, von demselben zurückzustehen. Mein sehr verehrtes gnädiges Fräulein — das war vergebene Mühe. Wenn es sich um Reiten, Jagd und Pferde handelt, da hatte der Viktor immer seinen Kopf für sich. Aber es ließ sich nicht ändern. Ich habe ihn oft gewarnt, immer vergeblich.

In dem Zustande, in dem sich mein Bruder jetzt befindet, war es unmöglich, ihm den Brief zu geben, es wird sogar, selbst bei schneller Besserung der Er-

schütterung, überhaupt während der nächsten Wochen unmöglich sein.

Damit Sie und Ihr Herr Großvater, dem ich mich freundlich zu empfehlen bitte, nicht ohne jede Nachricht bleiben, greife ich zu dieser, mir am passendsten scheinenden Hilfe, Ihnen die volle Wahrheit mitzuteilen. Ich bin ein Mensch, dem die Wahrheit über alles geht, und der sich niemals durch Beschönigung oder Aufschub irgendwelchen Täuschungen hingegeben hat.

Was Ihr Verlöbnis mit meinem Bruder betrifft, so muß ich mich, soweit ich die Sache ansehe, ganz außerhalb des Bereichs lassen. Aber meine Pflicht ist, Ihnen die volle Wahrheit zu sagen. Viktors Befinden ist ernst, aber doch nicht hoffnungslos. Wir hoffen, ihn mit Gottes Hilfe durchzubringen. Ich würde Ihnen oder Herrn Baron v. Berenberg sehr dankbar sein, wenn Sie mir gütigst es überließen, zur geeigneten Zeit Viktor mit der Veränderung bekannt zu machen, die durch Ihr Zurücktreten von dem Verlöbnis für ihn gekommen ist. Ich werde es tun auf schonendste Art, sobald wir keine Bedenken mehr für sein Befinden hegen. Was Sie auch zu Ihrem Entschluß veranlaßt hat, mein gnädiges Fräulein, ich glaube, daß mein Bruder die Schuld daran trägt. Er wird sich damit abfinden müssen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Gerhard v. Steinhof.

Jutta v. Berenberg an Gerhard v. Steinhof.

Berenbergshof, den 21. September.

Sehr geehrter Herr!

Großvater und ich danken Ihnen von ganzem Herzen für Ihren Brief. Es war sehr liebenswürdig von Ihnen,

daß Sie uns gleich von dem Unglück benachrichtigten, trotzdem wir ja eigentlich kein Recht mehr auf diese Rücksichtnahme von Ihrer Seite hatten. Was ich gefühlt, als ich Ihre Zeilen mit der Nachricht von Ihres Bruders schwerer Erkrankung las, das kann ich nicht in Worte fassen. Ist es mir doch so unendlich schwer gefallen, mein Herz von meinem Verstand besiegen zu lassen und jenen Entschluß zu fassen, der den Brief meines Großvaters veranlaßte. Aber trotz alledem — es ist besser so. Nur ist es mir jetzt eine große Beruhigung, daß Viktor den Brief noch nicht gelesen hatte, ehe er zu jenem Unglücksrennen fuhr, und daß Sie ihm nun denselben erst geben werden, wenn alle Gefahr vorüber ist. Ich will Ihnen nichts weiter von meinem Bedauern mit Ihrem Bruder, meinem Schmerz, meinem Mitleid schreiben, sehr geehrter Herr v. Steinhof, denn ich denke, Sie werden verstehen können, wie die empfindet, die erst vor kaum vier Wochen sich Viktors Braut nennen zu dürfen so unendlich glücklich war, nur bitten möchte ich Sie recht herzlich, uns doch auch weiterhin Nachricht über das Befinden des Verunglückten zu geben. — Und indem ich Ihnen nochmals auch in Großvaters Namen für Ihre freundliche Rücksichtnahme danke, bin ich

Ihre

Jutta v. Berenberg.

Gerhard v. Steinhof an Jutta v. Berenberg.

24. Oktober.

Mein hochverehrtes gnädiges Fräulein!

Viktors gute Natur hat den Sieg davongetragen, und er ist von den Folgen des Sturzes beim Rennen wieder genesen. Kurz vor meiner bevorstehenden Ab-

reise aus Viktors Garnison habe ich ihm den Brief Ihres Herrn Großvaters gegeben gelegentlich eines Gesprächs, welches wir Brüder hatten. Es war ja, da das Rennen Viktor ein schweres Krankenlager eingebracht hatte, nicht anders möglich, als daß unser Gespräch, nun er als Genesender zu betrachten war, dieses Rennen berührte, und dabei erzählte mir Viktor von Ihrer Bitte und wunderte sich, unter seiner Korrespondenz keinen Gruß von Ihnen zu finden.

Mit einigen ihn verständigenden Worten gab ich ihm den Brief Ihres Herrn Großvaters, der anscheinend zuerst eine sehr niederdrückende Wirkung auf ihn hatte. Dann zeigte er mir Ihre beiden letzten Briefe vor dem Rennen und machte sich klar, daß er nichts anderes hätte erwarten können. Auch Vorwürfe machte er sich und schmiedete allerlei Pläne, wie er Sie nachträglich in Ihrem Entschluß noch wankend machen könne. Erst mein Einwurf, daß Sie meines Erachtens in vollem Recht seien, ein Wort von einem Manne zurückzufordern, der so wenig seine Braut versteht, konnten ihn von diesem Vorhaben abhalten.

Mein gnädiges Fräulein — es soll das durchaus kein Vorwurf sein: Sie haben Viktor noch zu wenig oder besser gar nicht gekannt, als Sie sich mit ihm verlobten. Sie machten Eindruck auf ihn, er auf Sie — und die Verlobung folgte diesem „ersten Eindruck". Hätten Sie meinen Bruder näher gekannt, wäre das nicht geschehen; er ist ein lieber, schneidiger, leidlich solider Mensch, aber den Ernst des Lebens flieht er grundsätzlich. Und Sie, mein gnädiges Fräulein, suchen ihn.

Für Viktor paßt eine fesche Sportsdame, ein lebensfrohes Weltkind als Lebensgefährtin besser, sie würden sich beide „amüsieren", solange sie jung sind, und später

vielleicht „vernünftig“ werden, wenn die Verhältnisse sie dazu zwingen. Zum Glück der Jugend scheint ihnen die Vernunft nicht zu gehören. Trotz alledem — Viktor wurde der Gedanke, auf immer von seiner „Mittagsgöttin“ Abschied nehmen zu sollen, sehr schwer, wenn er auch im Grunde zu fühlen scheint, daß es so besser ist, und daß sein Eigensinn und fast kindisches Bestehen auf dem Rennen Ihre Geduld und — Liebe erschöpft haben.

Viktor hat mir Ihre Briefe übergeben, ebenso den Ring, den Sie ihm geschenkt, und einige kleine Handarbeiten, die Sie ihm gesendet. Da mich der Rückweg auf mein einsames Gut durch Ihre Gegend führt, so erbitte ich die Erlaubnis Ihres Herrn Großvaters, diese Sachen Ihnen persönlich zurückerstatten zu dürfen und aus Ihrem Munde zu hören, daß Sie meinem Bruder nicht zürnen über die Enttäuschung, die er in Ihr junges Leben getragen hat.

Mit gehorsamster Empfehlung für Herrn Baron Berenberg sowohl als für Sie, mein gnädigstes Fräulein,

Ihr ergebenster

Gerhard v. Steinhof.

Gerhard v. Steinhof an Baron Rochus v. Berenberg.

Steinhof, 31. Dezember.

Hochverehrtester Herr v. Berenberg!

Das alte Jahr soll nicht zu Ende gehen, ohne Ihnen einen Beweis zu bringen, daß ich Ihrer in alter Verehrung und Treue gedenke. Was es Ihnen und Ihrem Fräulein Enkelin auf der Höhe seiner Tage an scheinbarem Glück und dann an Enttäuschung gebracht hat, das ist wohl längst ausgelöscht durch den Frieden Ihres Hauses und das große, würdige „Darüberstehen“, wel-

ches ich bei Ihnen beiden fand — bei Ihnen, sehr geehrter Herr Baron, den die Vorsehung zu hohem Lebensalter führte, und bei Fräulein Jutta, obgleich sie noch so jung ist, und ihr das Leben so rosige Aussichten bietet.

Ich kam, Sie wissen es, Herr Baron, mit schwerem Herzen. Es ist nicht leicht, der Vermittler sein zwischen zwei Menschen, die sich versprachen, einander die Nächsten zu sein, und die dann wieder auseinandergehen, besonders wenn man der Bruder desjenigen Teils ist, auf dem die Schuld ruht. Und daß Sie und Ihr Fräulein Enkelin mir dieses schwere Amt durch Ihre Güte und Ihr Verständnis so erleichterten, daß ich als gern gesehener Gast und nicht als Störenfried auf Berensbergshof weilen durfte, hat mir durch diese dunklen Winterwochen mein einförmiges Leben wunderbar verklärt. Damit ich heut, am Schluß des Jahres, auch in meinem Leben Abrechnung halte, deshalb komme ich mit einer offenen Frage zu Ihnen, die vielleicht oder wahrscheinlich Sie und Fräulein Jutta merkwürdig anmuten dürfte. Dennoch — das Wort dennoch hat uns die Vorsehung einmal geschenkt und das „Dennoch" des Willens erst recht — dennoch komme ich heut zu Ihnen mit der Erkenntnis, daß es Fräulein v. Berenberg, meines Bruders einstige Braut, ist, die ich mir zur Lebensgefährtin wünschen möchte.

Keine andere!

Sagen Sie nicht, daß ich sie nicht kenne. Ich kenne sie aus den Briefen an Viktor, die er mir zu lesen gab, ich kenne sie durch ihren Verzicht; den ihr das Herz diktierte, nicht der Verstand. Ein Mädchen, bei dem Herz und Verstand gleichartig entwickelt sind, kann nur glücklich machen.

Ich kenne sie besser, als Viktor sie je kannte, als er sie seine Braut nennen durfte.

Natürlich darf ich heute nur um das eine bitten, um die Erlaubnis, einmal wieder nach Berenbergshof kommen zu dürfen, um Ihr Fräulein Enkelin wiederzusehen.

Von Ihrer Entscheidung darüber wird es abhängen, wie sich mein ferneres Leben gestaltet.

Die Enttäuschung, die ihr mein Bruder bereitete, und die ihrem großen und guten Herzen ein schwerer Schlag war, wird mit der Zeit überwunden werden, und sie wird einsehen, daß ihr reiches Gemüt, ihr sicherer Verstand, die Klarheit ihres inneren Menschen einen ernsten Mann sehr glücklich machen können. Und deshalb sehe ich das alte Jahr mit versöhnlichen, friedvollen Gedanken scheiden und hoffe, daß das neue uns allen aus den zertrümmerten Hoffnungen ein neues Glück erbauen möchte.

Ich bitte Sie, sehr geehrter Herr Baron, um gütige Antwort, empfehle mich Fräulein v. Berenberg und verbleibe

Ihr gehorsamster

Gerhard v. Steinhof.

Rochus v. Berenberg an Gerhard v. Steinhof.

Berenbergshof, den 2. Januar.

Sehr geehrter Herr!

Mit freudigem Herzen kann ich Ihnen schreiben: ja kommen Sie wieder, und es würde die letzte Freude meines Alters sein, wenn es mir noch vergönnt wäre, die Hand meiner geliebten Enkelin in die Ihre legen zu können. Als ich damals, als Ihr Bruder um Jutta warb, schweren Herzens meine Zustimmung gab, leitete mich der Gedanke, daß vielleicht die in Einsamkeit verbrachten letzten Jahrzehnte meines Lebens der Grund wären, daß ich für das Naturell Ihres Bruders nicht

das nötige Verständnis, zu seinem Charakter kein rechtes Zutrauen fassen konnte, und daß ich darum den beiden jungen Menschen nicht das versagen dürfte, was ihnen damals ihr Glück zu sein schien. Ich war voll dankbarer Freude, als meine Jutta dann selbst mit ihrem klaren, unbestechlichen Verstande zu jenem Urteil kam, das die Auflösung der Verlobung veranlaßte. Sie hat schwer gekämpft, und sie leidet noch jetzt unter dem Geschehenen, das ist ja auch nur zu natürlich für ein weiches, empfindsames Frauenherz. Aber trotz alledem bin ich der Überzeugung, daß Sie beide sich finden werden, und dann wird Ihre Liebe von jener anderen Art sein, die, auf gegenseitiges Verstehen gegründet, allein dauerndes Glück verheißt. Denn zu Ihnen habe ich trotz unserer erst so kurzen Bekanntschaft festes Vertrauen, mein lieber Herr v. Steinhof, und ich weiß, daß meine Jutta an Ihrem Herzen gut aufgehoben sein wird.

Also kommen Sie wieder, aber lassen Sie noch einige Monate verstreichen, damit Jutta erst mehr zur Ruhe kommt, und wer weiß, was auch bis dahin in dem Leben Ihres Herrn Bruders sich noch ändern mag und meiner Enkelin vielleicht hilft, ihre Enttäuschung schneller zu vergessen. Ich habe manchmal so kleine, prophetische Ahnungen, die bisher fast nie trogen.

Ich grüße Sie herzlich als Ihr

stets wohlgeneigter

Rochus v. Berenberg.





In den Ruinen von Athen.

Ein Gang durch die Akropolis. Von W. Helmuth.



Mit 16 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Das Auge des Reisenden, der sich, von heiliger Ehrfurcht durchschauert, der hochgefeierten Pflanzstätte althellenischer Kultur auf dem Seewege nähert, schweift über eine weite, von mäßigen Bodenerhebungen umsäumte Ebene, deren Eintönigkeit ihm auf den ersten Blick sicherlich eine Enttäuschung bereitet, wenn seine von der Vorstellung hellenischer Schönheitspracht erfüllte Phantasie sich auch einen berückenden landschaftlichen Rahmen für all diese längstversunkene Herrlichkeit erträumt hatte. Aber die wohlbekannten, durch den Zauber großer Erinnerungen geheiligten Namen, die an sein Ohr klingen, wenn der kundige Führer ihm die Einzelheiten des Bildes zu erläutern beginnt, lassen ihn den ersten ernüchternden Eindruck gar bald vergessen.

Denn die Vorstellungen, die sich an diese Namen knüpfen, sind jedem Gebildeten so wohl vertraut, daß seine Einbildungskraft geringe Mühe hat, die öde Wüstenei, als welche sich das alte Athen zu seinem größeren Teile heute dem Besucher darstellt, mit Glanz und Leben zu erfüllen. Er sieht wieder die bis auf geringe Reste verschwundenen dunklen Olivenwälder, sieht den honigreichen Hymettos in saftig frischem Grün, sieht die gewaltigen Mauern, durch die Attikas herrliche Hauptstadt einst mit der See verbunden war, und

zwischen ihnen das bewegte, farbenbunte Leben und Treiben einer hochentwickelten, kunstfrohen Bevölkerung.

Mit magnetischer Gewalt aber wird der Blick von jenem einsam aus der Ebene aufragenden Felsenhügel

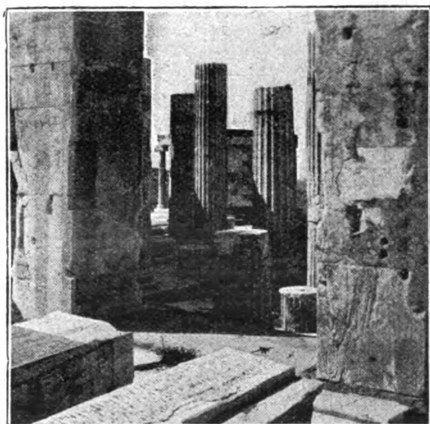


Blick auf die Akropolis.

angezogen, auf dessen Gipfelplatte ihn die letzten stummen Zeugen jener glanzvollen Tage des klassischen Altertums grüßen, von der Akropolis, der stolzen Schutzfeste des alten Athen. Sie ist das eigentliche Sehnsuchtsziel jedes modernen Griechenlandfahrers, und zu ihrer Höhe empor wenden sich zuerst die Schritte des von brennender Schaubegier erfüllten Fremdlings.

Einst war die breite, gewundene Fahrstraße, die von der Stadt auf die Akropolis führte, mit kostbaren Marmorplatten belegt, die man durch Querfurchen für Pferde und Wagen passierbar gemacht hatte, denn sie bildete ja die stolze Triumphstraße, auf welcher der panathenäische Festzug zum schimmernden Tempel der

Schutzgöttin emporstieg. Von der Westseite her wurde das geheiligte Gebiet der Burg betreten, und den Zugang bildeten die gewaltigen Propyläen, die Perikles in den Jahren 436 bis 431 vor Christus mit einem Kostenaufwande von 2012 Talenten (9½ Millionen Mark) errichten ließ. Sie stellten ein Prachttor dar, das seinesgleichen in der Welt nicht hatte, denn die 9 Meter hohen Säulen waren aus dem reinsten weißen Marmor, und das wenige, was von ihnen erhalten geblieben ist, reicht noch immer hin, uns einen Begriff



Die Propyläen.

von der imponierenden Wirkung zu geben, die dies Zugangstor einst auf den Eintretenden geübt haben muß.

Von den vorspringenden Flügelgebäuden, die sich seitlich an die Propyläen anschlossen, ist eines, der zierliche Marmorbau des Niketempels mit seinen sechs schlanken ionischen Säulen, seit dem Jahre 1835 aus

den zerstreuten Bruchstücken neu aufgerichtet und so weit ergänzt worden, daß wir ihn in seiner ursprüng-



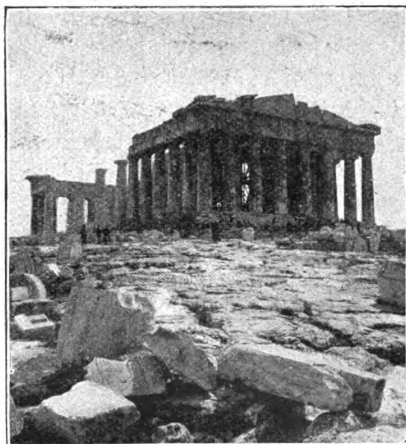
Niketempel.

lichen äußeren Gestalt, wenn auch der künstlerischen Ausschmückung entkleidet, wieder vor uns sehen.

Doch nicht lange verweilen wir bei seiner Betrachtung, denn ein anderes, gewaltigeres Bauwerk, dessen Ruine sich zu unserer Rechten innerhalb des weiten Burgraumes erhebt, hat mit der vom nagenden Zahn der Zeit noch nicht ganz zerstörten edlen Schönheit seiner Formen unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und mit ehrfürchtiger Bewunderung erfüllt sich unsere Seele, wenn wir vernehmen, daß es die Überreste des höchsten hellenischen Heiligtums, des Parthenon, sind, vor denen wir da stehen.

Auch der Schöpfer dieses der Athene Parthenos geweihten Tempels war Perikles, der ihn an Stelle eines älteren, von den Persern zerstörten Heiligtums im Verlauf von sechzehn Jahren durch Iktinos und

Kallikrates erbauen ließ. Über seine äußeren Abmessungen unterrichtet uns die Ruine. Der ganz aus pentelischem Marmor hergestellte Tempel war 71,3 Meter lang, 30,8 Meter breit und 19,8 Meter hoch. Doch erschien er dem Beschauer noch gewaltiger durch die hohe Plattform, auf der er errichtet war. Die Säulenhalle, die ihn umgab, ist in der Hauptsache erhalten.

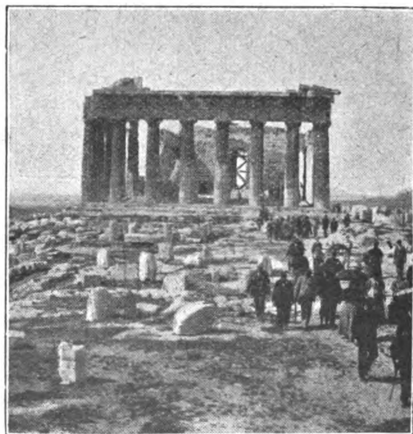


Der Parthenon.

Jede dieser dorischen Riesensäulen, deren es an der Front acht und an den Längsseiten je siebzehn gab, mißt 10,3 Meter in der Höhe und 1,78 Meter im Durchmesser. Von den wunderbaren Schätzen aber, die das Innere des Parthenon barg, wie von dem künstlerischen Schmuck seiner Außenseite sind uns nur kärgliche Überbleibsel erhalten geblieben, die überdies, wie die von Lord Elgin nach England überführten Statuengruppen des Giebelfeldes, heute zumeist weit von ihrem Ursprungsorte entfernt worden sind. Aber

wir können uns nach Schilderungen und vorhandenen Abbildungen immerhin eine Vorstellung machen von den Kleinodien, mit denen eine auf den Gipfel ihrer Entwicklung gelangte Kunst dies Nationalheiligtum geziert hatte. Stand doch in der Cella des Parthenon das gefeierte Meisterwerk des Phidias, die aus Gold und Elfenbein zusammengesetzte Kolossalstatue der Athene, für deren Obergewand nicht weniger als 2000 Pfund reinsten Goldes zur Verwendung gekommen waren, und lassen uns doch die zum Teil erhalten gebliebenen Metopen wie die oben erwähnten Statuengruppen, die heute das wertvollste Besitztum des Britischen Museums bilden, deutlich erkennen, was der schönheitsfreudigen Welt mit dem Untergang dieser Schätze geraubt worden ist.

In dem „heiligen Bezirk", zwischen dem Parthenon

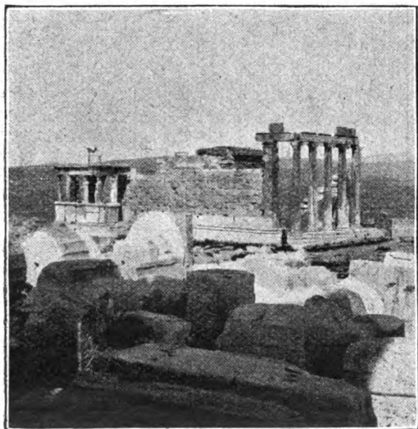


Der heilige Bezirk.

und den Propyläen, erhob sich unter freiem Himmel das berühmte Wahrzeichen des klassischen Athen, die

ebenfalls von Phidias geschaffene 25 Meter hohe Bronzebildsäule der Athene Promachos, der mit Helm, Schild und Lanze bewehrten mächtigen Helferin im Kampf. Von der Statue ist nichts übrig geblieben als ein Teil des Piedestals; das Bildwerk selbst, dessen weithin leuchtende Speerspitze und Helmzier dereinst den Schiffern, die um die Südspitze von Attika segelten, den Weg in den sicheren Hafen wies, ist bis auf das letzte Bruchstück vom Erdboden verschwunden.

Die letzte im Bezirk der Akropolis erhaltene Ruine

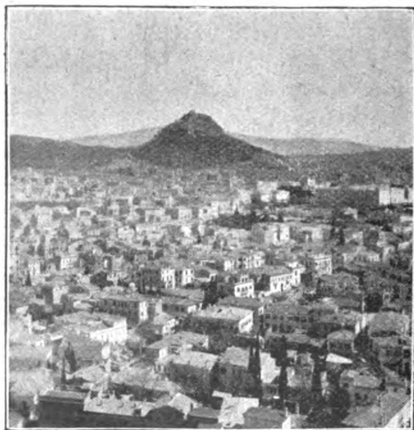


Das Erechtheion.

ist das Erechtheion, das dem Poseidon Erechtheus geweihte Heiligtum, ein Bauwerk von 20 Meter Länge und 11 Meter Breite, das an der Stelle eines uralten, im Perserkriege zerstörten Heiligtums der Athene Polias und des Poseidon errichtet worden war. Der Boden, auf dem wir uns hier befinden, ist doppelt ehrwürdig als eine der ältesten griechischen Kultstätten,

an die sich die am weitesten zurückreichenden Mythen und Erinnerungen knüpften.

Weit schweift der Blick von der Höhe der Akropolis über das Häusergewirr des modernen Athen dahin, das sich mit seinen zum Teil recht eleganten geraden Straßen heute in nichts von dem Aussehen einer anderen europäischen Großstadt unterscheidet. Wir aber



Blick von der Akropolis auf Athen.

suchen in diesem nüchternen Bilde sehnsüchtig nach weiteren Spuren einer dahingeschwundenen schöneren Zeit. Wir lassen uns den hochragenden Areopag zeigen und den Felsenhügel Pnyx, auf dem einst der höchste Zeus ohne Tempel und Bilder verehrt wurde. Wir verweilen in der Betrachtung des Museion, der noch heute ein unter Trajan erbautes Monument des Philopappos, eines Nachkommen des letzten Königs von Kommagene, trägt, und wir verfolgen die Richtung der alten Fahrstraße, die zwischen den Hügeln des Pnyx und des Museion nach dem Melitischen Tor und dem

Hafen Phaleron führte. Sie bildete eine der bedeutendsten Verkehrsadern, stand aber doch an Wichtigkeit zurück hinter der im Norden jener Hügel dahinziehenden Piräischen Straße, die sich vom Piräus bis in den Mittelpunkt der Stadt Athen erstreckte.

Eine andere breite Straße ging von der Agora, dem Marktplatz und Zentrum der Hauptstadt, in nordwestlicher Richtung bis zum Tor Dipylon. In der außerhalb dieses Tores gelegenen Vorstadt wurden die gefallenen Krieger bestattet, gruppenweise nach den Schlachtfeldern geordnet, auf denen sie den Heldentod für das Vaterland gefunden. Doch auch andere athenische Bürger und ihre Angehörigen fanden dort die letzte Ruhestätte, die von dem dankbaren Staate oder von liebenden Hinterbliebenen oft mit reichem



Die Gräberstraße.

architektonischen und bildnerischen Schmuck geziert wurde. Die erst in jüngerer Zeit erfolgte teilweise Freilegung dieser Gräberstraße hat eine sehr wertvolle


Grabrelief der Demetria und Pamphile.

Ausbeute in dieser Hinsicht ergeben, und wir können uns nicht versagen, eines der besterhaltenen Monumente, das schöne Grabrelief der Demetria und Pamphile, gleichfalls im Bilde vorzuführen.

Einer der besterhaltenen altgriechischen Tempel ist das Theseion, zu dessen Besichtigung wir einen öden, wüsten Hügel erklimmen müssen, nicht allzu weit von der Stelle entfernt, wo sich der alte Marktplatz befand. Ebenfalls im fünften Jahrhundert v. Chr. erbaut, barg der im reinsten dorischen Stil aus pentelischem Marmor errichtete Tempel einst die Gebeine des Theseus, die Kimon


Theseion.

von der Insel Skyros nach Athen gebracht hatte. Die stattlichen Säulen, die das Dach des Heiligtums tragen und die eine Höhe von 5,7 Meter haben, sind sämtlich erhalten geblieben, und nur ein kleiner Teil des Portikus wie das Dach der Cella haben der Zeit den Tribut zahlen müssen, den alles Irdische ihr zu entrichten hat. Auch von den schönen Skulpturen aus der Schule des Phidias, die Taten des Theseus und des Herakles darstellend, sind wertvolle Bruchstücke auf uns gekommen, und der Zustand des ganzen Gebäudes ist ein solcher, daß es noch vor nicht langer Zeit als Kirche des heiligen Georg benutzt werden konnte.

Vortrefflich erhalten ist von antiken Bauwerken ferner der sehr interessante Turm der Winde, der aus

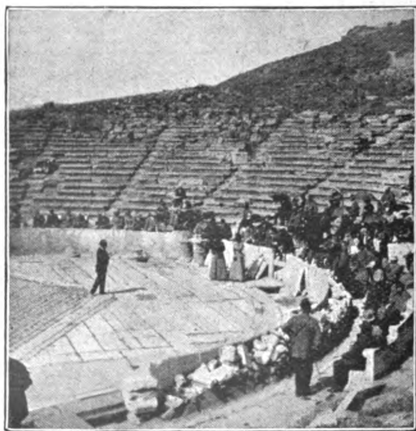


Der Turm der Winde.

dem Jahre 35 v. Chr. stammt und dem Andronikos aus Kyrrhos in Syrien seine Entstehung verdankt. Er stellte ein sogenanntes Horologium dar; seine acht Seiten

sind der Richtung der Hauptwinde zugekehrt und waren mit Reliefs geschmückt, die diese Winde versinnbildlichen sollten. An der Außenseite befand sich ferner eine Sonnenuhr, während ein auf der Spitze angebrachter drehbarer Triton als Windfahne diente.

Eine Stätte, die jeder Besucher Athens betreten haben muß, ist der heilige Bezirk des Dionysos unter

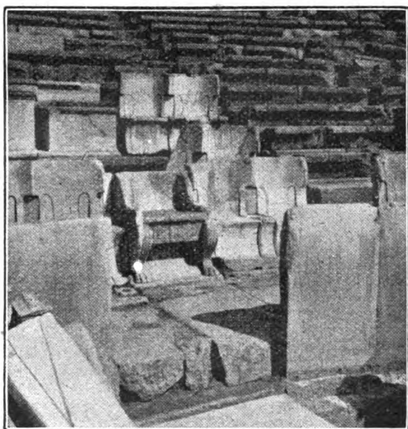


Theater des Dionysos.

dem südöstlichen Ende der Akropolis. Denn wenn auch von den beiden Tempeln des Gottes, die sich einstmals hier erhoben, nichts mehr erhalten geblieben ist, so fesseln uns doch die Überreste des in den Jahren 1862 bis 1865 durch Ausgrabungen freigelegten Theaters des Dionysos, als die Stätte, an der Äschylos, Sophokles und Euripides ihre Erfolge als Dramatiker feierten. Von den Grundmauern des Theaters sind allerdings nur die unter der Erde gelegenen Fundamente und von den terrassenförmig aufsteigenden, aus dem natürlichen Felsen gehauenen Sitzreihen nur die

unteren erhalten geblieben. Wir wissen aber, daß in dem mächtigen, halbkreisförmigen Zuschauerraum, der durch vierzehn Treppen in ebensoviele Segmente zerlegt wurde, in den Tagen der großen griechischen Tragödiendichter nicht weniger als 30,000 Personen Platz finden konnten.

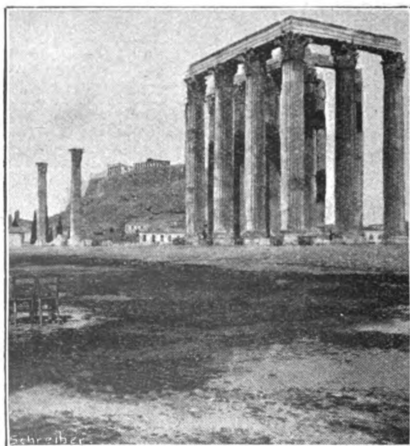
Von den Resten anderer Theatergebäude, an denen das alte Athen durchaus nicht arm war, sind die interessantesten die des Odeion des Herodes, eines reichen Kunstfreundes aus Marathon, der nach den Berichten der Zeitgenossen das mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Theater erbauen ließ, um das Andenken seiner verstorbenen Gattin zu ehren. Die Pracht ist allerdings im Lauf der Jahrhunderte dahingeschwunden,



Odeion des Herodes.

die Anlage des Gebäudes aber läßt sich noch deutlich erkennen, und eine kleine Anzahl von Sitzen ist sogar vollständig erhalten geblieben, wie unsere Abbildung es ersichtlich macht.

Am rechten Ufer des Ilissos, unweit der Quelle Kallirrhoe, die wegen ihres trinkbaren Wassers für das alte Athen von so großer Bedeutung war, liegt die größte aller griechischen Tempelbauten, das zur Verehrung des olympischen Zeus bestimmte Olympieion.



Olympieion.

Was sich von diesem Heiligtum in die neue Zeit hinübergerettet hat, zeigt unser Bild: eine Gruppe von dreizehn noch durch die Architrave verbundenen Riesensäulen, und weiterhin zwei einzelne Säulen, die vermutlich über kurz oder lang das Schicksal jener dritten teilen werden, die im Oktober 1852 einem Sturm zum Opfer fiel. Von der Großartigkeit des Bauwerks in seiner ursprünglichen Gestalt mag man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß es 110 Meter lang war und in dreifacher Reihe nicht weniger als 120 Säulen von den Abmessungen der auf uns gekommenen enthielt. Mit ihrer Höhe von 20 Meter

und ihrem Durchmesser von nahezu 2 Meter sind diese Säulen die größten in Europa. Sie sind aus parischem Marmor in korinthischem Stil gemeißelt und kanneliert. Unter dem Namen der „Säulen des Hadrian" bilden sie vielleicht die berühmteste Sehenswürdigkeit des heutigen Athen. In Wahrheit war der kunstliebende Hadrian nur der Vollender des Heiligtums, dessen Begründung bis in das graue Dunkel der mythischen Zeit zurückreicht, und an dem mit langen Unterbrechungen viele Jahrhunderte hindurch gebaut worden ist.

Den Namen Hadrians trug auch der ganze, von ihm mit zahlreichen Prachtbauten geschmückte südöstliche Teil



Das Hadrianstor.

Athens, zu dem das noch heute am Ende der Umfassungsmauer des Olympieion stehende korinthische Hadrianstor einen Zugang bildete.

Nicht jede einzelne der noch vorhandenen Ruinen aus dem glorreichen alten Athen haben wir im Rahmen

dieser kurzen Skizze aufzählen können. Manche von ihnen, wie das aus dem vierten Jahrhundert v. Chr. stammende Denkmal des Lysikrates, haben ja auch durch die Zerstörung ihrer bildnerischen oder malerischen Aus-



Das Denkmal des Lysikrates.

schmückung den künstlerischen Wert verloren, der ihnen in den Tagen ihrer Entstehung zuzusprechen war.

Wie viele interessante Einzelheiten sich bei der Durchwanderung der in der attischen Ebene verstreuten Trümmerstätten dem Beschauer aber auch aufdrängen mögen, sein Blick kehrt doch unfehlbar immer wieder zu dem alles beherrschenden massigen Felshügel zurück, von dem in ernster Mahnung die Ruine des Parthenon auf ihn herniederschaut, zugleich ein Denkmal der höchsten Triumphe des Menschengeistes und ein wehmütig stimmendes Symbol irdischer Vergänglichkeit.





Weibliche Sportlaunen.

Skizze aus dem modernen Leben. Von R. Hendrichs.



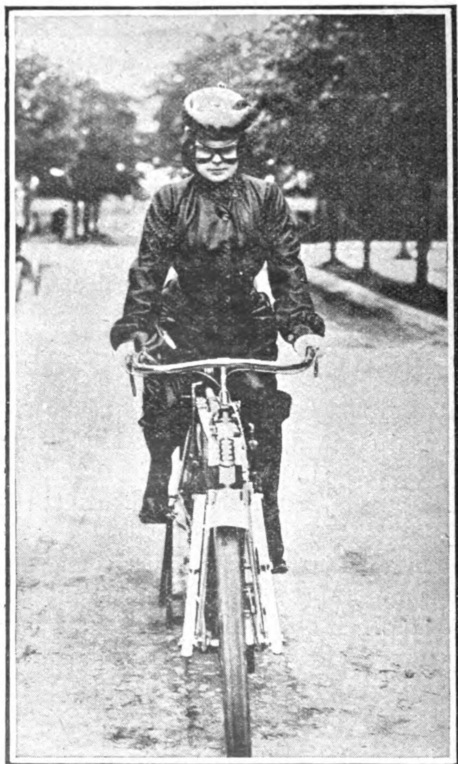
Mit 4 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wie es heute bereits viele Gebiete männlicher Erwerbstätigkeit gibt, die das schwache Geschlecht durch kühne Pioniere auch für sich zu erobern versucht, so kommt das Bedürfnis der Frauen nach Befreiung von dem Zwange einer engherzigen Konvention auch in der ständig wachsenden Zahl weiblicher Sportliebhaberinnen zum Ausdruck. Selbst der unversöhnlichste Gegner der modernen Frauenbewegung wird sich mit dieser Art von Emanzipation gern und rückhaltlos einverstanden erklären, sofern dabei die Grenzen nicht überschritten werden, die durch die natürlichen Verschiedenheiten zwischen beiden Geschlechtern gezogen sind.

Eine durch zweckmäßige Leibesübungen erzielte Kräftigung unserer heranwachsenden weiblichen Jugend, die der Gesundheit und Lebenskraft kommender Generationen zum Vorteil gereicht, verdient zum mindesten dieselbe Förderung, wie die Errichtung von Mädchengymnasien und anderen höheren Bildungsanstalten, deren rasche Vermehrung keineswegs mit ganz ungemischter Freude begrüßt werden kann.

Turnen, Schwimmen, Rudern, Reiten sind, ebenso wie die meisten im Freien geübten Bewegungsspiele, Sportarten, die dem weiblichen Geschlecht ebensowohl anstehen wie dem männlichen, und gegen die nur eine törichte, kurzsichtige Prüderie Einwendungen zu er-

heben vermag. Aber damit ist nicht gesagt, daß nun auch all und jeder männliche Sport ohne weiteres von Frauen betrieben werden sollte. Abgesehen von der

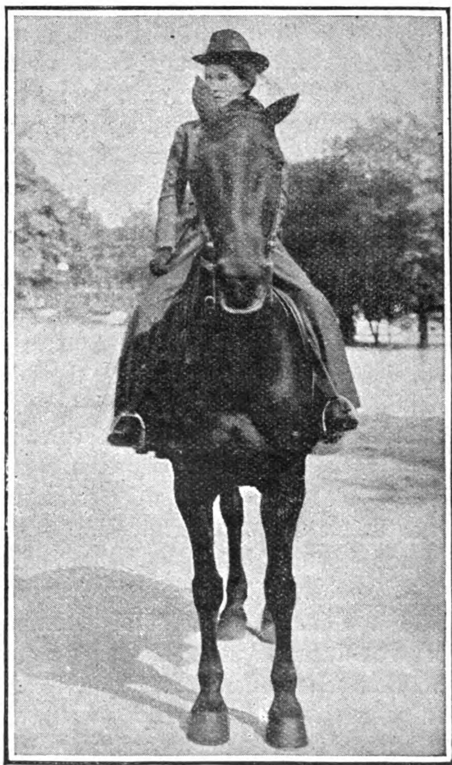


Auf dem Motorzweirad.

Verschiedenheit der körperlichen Leistungsfähigkeit und von den durch die Besonderheiten des weiblichen Organismus gebotenen Rücksichten, spielt die Frage der Schicklichkeit da doch eine nicht zu unterschätzende Rolle, und niemand wird ernstlich wünschen, auf Kosten der

Anmut und des weiblichen Zartgefühls eine Generation von Mannweibern erstehen zu sehen.

Wenn wir von amerikanischen Damenfußballklubs



Dame im Herrensattel.

lesen, so muß uns das ungefähr ebenso sympathisch anmuten wie die begeisterte Schilderung eines weiblichen Cowboys, die vor einiger Zeit durch die Blätter ging, und wir können nur wünschen, daß solche Beispiele

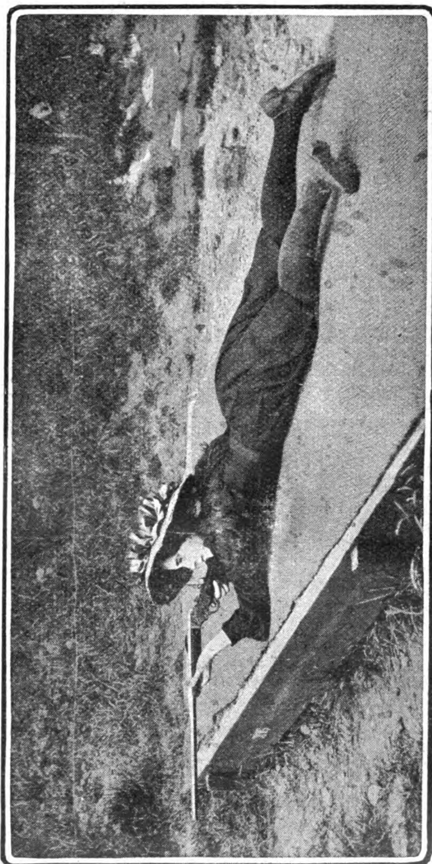
extravaganter Sportlaunen keine Nachahmerinnen finden.

An mehr oder weniger schüchternen Anfängen fehlt es ja allerdings nicht. Als der bei mäßiger Ausübung sehr gesundheitfördernde und ohne Zweifel höchst genußreiche Radsport in die Mode kam und auch von der weiblichen Jugend mit großer Begeisterung aufgenommen wurde, erhoben sich viele warnende ärztliche Stimmen, die Mädchen und Frauen zu besonderer Vorsicht und Mäßigung im Radfahren mahnten. Es scheint, daß die Befürchtungen, die man hinsichtlich der nachteiligen Wirkungen des Radelns auf innere weibliche Organe hegte, etwas übertriebene waren, dagegen wird es selbst dem Laien, der jemals auch nur die kürzeste Fahrt auf einem Motorzweirad zurückgelegt hat, ohne weiteres einleuchten, daß dieser Sport — ganz abgesehen von seiner wesentlich erhöhten Gefährlichkeit — um der beständigen starken Erschütterung des Körpers willen für weibliche Personen unmöglich geeignet und zuträglich sein kann.

Trotzdem ist die Zahl der Motorfahrerinnen auch in Deutschland schon jetzt in ständiger Zunahme begriffen. Ja, bei den während der sogenannten Herkomer-Woche in Bayern veranstalteten Wettrennen für Motorräder war eine unternehmende junge Dame unter den ersten Preisträgerinnen. Der Mut dieser bahnbrechenden Sportfreundin verdient gewiß alle Anerkennung, aber wir möchten unseren jungen Leserinnen in ihrem eigenen Interesse doch dringend raten, sich von dem lockenden Beispiel nicht verführen zu lassen und sich bei der Ausübung des Radsports wie bisher mit dem von Menschenkraft in Bewegung gesetzten Vehikel zu begnügen.

Anders liegen die Dinge bezüglich einer namentlich

in England vielfach versuchten und auch von männlichen Sachverständigen warm befürworteten Neuerung im weiblichen Reitsport. Es wird mit Recht geltend gemacht, daß der bisher übliche Sitz im Damensattel sowohl für die Reiterin wie für das Pferd dem Herrensitz gegenüber vielfache Nachteile habe. Die Einwirkung des rechten Beines, die für die dem Pferde zu gebenden Hilfen von größter Wichtigkeit ist, muß beim Damenreiten durch die Gerte ersetzt werden, und daraus ergibt sich überall, wo es sich nicht um vortrefflich zugerittene Tiere handelt, eine wesentlich verminderte Sicherheit in der Beherrschung des Pferdes. Die Frage einer etwaigen



Ein weiblicher Meisterschütze.

gesundheitlich nachteiligen Wirkung des veränderten Sitzes ist hier eine offene, und das ausschlaggebende Moment für die Abgabe eines Urteils, ob Damen nach Herrenart zu Pferde sitzen sollen oder nicht, ist sozusagen ein rein ästhetisches. Den Anforderungen der Schicklichkeit dürfte durch ein Kostüm, wie es das der Reiterin auf unserem Bilde ist, wohl hinreichend Rechnung getragen sein, aber keiner, der je eine Dame im Herrensattel reiten sah, wird auch nur einen Augenblick darüber im ungewissen gewesen sein, daß unter dem Gesichtspunkte der Schönheit dem bisher gebräuchlichen Sitz und dem lang herabfließenden Reitkleide bei weitem der Vorzug zu geben ist. Weil dies so ist, brauchen wir nicht zu besorgen, daß unsere hübschen Amazonen sich die von leidenschaftlichen Sportfreundinnen vorgeschlagene Neuerung so bald zu eigen machen werden. Die durchaus berechtigte und natürliche weibliche Eitelkeit spricht hier wie überall, wo sich die Frau fremden Blicken preisgibt, zuletzt doch das einzig entscheidende Wort.

Diese weibliche Eitelkeit wird es auch wahrscheinlich verhindern, daß wir in absehbarer Zeit eine Gilde von Gewehrschützinnen bekommen. Die kleine Dame auf unserer Abbildung, die in sechs Monaten nicht weniger als sieben Preise für ihre außerordentlichen Schießleistungen davontrug, ist natürlich eine Engländerin; aber selbst in der eigentlichen Heimat alles erdenklichen Sports ist die Zahl der weiblichen Personen, die ihre Zeit mit Übungen im Gewehrschießen zubringen, eine sehr geringe. Ungleich mehr Anhängerinnen hat das in der Tat sehr hübsche und empfehlenswerte Bogenschießen, das reichliche Gelegenheit bietet, die Anmut, Kraft und Geschmeidigkeit des weiblichen Körpers in ein vorteilhaftes Licht zu setzen, während davon beim


Ein weiblicher Farmer.

Büchsenschießen so gut wie gar nicht die Rede sein kann.

Einzig der Kuriosität halber und um zu zeigen, bis zu welchen Exzentrizitäten weibliche Launenhaftigkeit sich versteigen kann, führen wir unseren Leserinnen schließlich noch das Porträt eines weiblichen Farmers vor, einer wohlbegüterten jungen Dame aus London, die sich's eines Tages in den Kopf setzte, Landwirt zu werden und dabei zur gründlicheren Ausbildung von der Pike auf zu dienen. Daß es ihr an der dazu nötigen Energie nicht mangeln würde, hatte sie schon in Südafrika bewiesen, wo sie zur Zeit des Burenkrieges mit großem

Eifer als Krankenpflegerin tätig gewesen war. So arbeitet sie nun in der Tat schon seit geraumer Zeit auf einem englischen Landgute von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang wie ein gewöhnlicher Taglöhner, vor keiner Verrichtung zurückschreckend, die mit dem praktischen Betriebe der Landwirtschaft verbunden ist.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß solchen Absonderlichkeiten großer Wert nicht beizumessen ist, und daß die damit vergeudete Summe von Kraft und Willensstärke leicht sehr viel nutzbringender angelegt werden könnte. Der einzelnen mag solche Laune hingehen, und es ist am Ende sogar denkbar, daß sie ihrer originellen Persönlichkeit in den Augen vieler einen gewissen erhöhten Reiz verleiht, diejenigen aber, die sich etwa zur Nacheiferung versucht fühlen könnten, mögen zur rechten Zeit das gute Wort beherzigen: „Eines schickt sich nicht für alle."





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Die Heirat eines Romanschriftstellers. — Als Honoré de Balzac auf der Höhe seines Ruhmes stand, unternahm er eine Schweizerreise. Es traf sich, daß ein sehr angesehenes Hotel, in dem er einkehren wollte, gerade voll besetzt war, so daß man ihn hätte abweisen müssen, wenn nicht eben ein Gast, der Prinz Hanski, im Begriff gewesen wäre, mit seiner Gemahlin abzureisen. Der Diener hielt ehrerbietig den Schlag einer Equipage auf, eine elfenhafte Erscheinung in wunderbar kleidsamem Reisekostüm stieg leichtfüßig ein, der überaus würdevolle, wohlbeleibte, mindestens doppelt so alte Prinz folgte ihr.

Da stieß die schöne Dame einen leisen Schrei aus und sagte in bittendem Tone etwas zu ihrem gestrengen Eheherrn, was dieser mit einem unmutigen Knurren beantwortete. Darauf sprang die Prinzessin aus dem Wagen und flog förmlich die Treppe hinauf in das Zimmer, das sie soeben verlassen hatte.

Dorthin war unterdes Balzac geführt worden. Er stand am offenen Fenster und sah der Abreise seiner Vorgänger zu, denn die schöne Prinzessin interessierte ihn. Der Wirt stand neben ihm.

Auf einmal schlug eine liebliche Stimme an sein Ohr, und er vernahm in deutscher Sprache die Worte: „Ach bitte, entschuldigen Sie, daß ich noch einmal hier einbreche! Ich habe in der Eile ein Buch hier liegen lassen, das mir mehr Freude macht als die ganze Reise."

Damit nahm sie einen Band vom Fenstersims, beinahe unter Balzacs Hand weg, und war im nächsten Moment aus dem Zimmer verschwunden.

Der knurrige, dicke Prinz polterte unten über die Vergeßlichkeit der „Weibsleute" und über das Gebaren seiner eigenen Ehehälfte, die auf einer Schweizerreise nichts Besseres zu tun wisse, als die Nase in alberne Scharteken zu stecken. Er schalt noch, als die Equipage schon davonrollte.

Für den Beobachter am Fenster aber war diese Art von Vorwürfen gegen die holde Dame ein einziges großes Kompliment, hatte doch sein scharfes Auge auf dem Deckel des vergessenen Buches den aufgedruckten Titel entdeckt, und der trug seinen eigenen Namen.

Auch der Wirt hatte diesen Titel gelesen, und da er wußte, wer der neue Bewohner des ehemals prinzlichen Zimmers war, so machte er sich das Vergnügen, der Prinzessin bei ihrer späteren Rückkehr in sein Hotel Mitteilung davon zu machen, daß sie das Buch, an dem sie so viel Freude fand, fast unter des Autors Händen vom Fenstersims weggenommen hatte. Das gab die Veranlassung dazu, daß die schöne Prinzessin mit ihrem Lieblingsdichter in einen Briefwechsel trat. Verbreitete sich dieser Briefwechsel auch nur über literarische Fragen, vor allem über Balzacs eigenes Schaffen, so bahnte er doch ein tiefes, persönliches Verständnis zwischen den Korrespondenten an.

Nachdem dies Verständnis fünfzehn Jahre Zeit gehabt hatte, durch schriftlichen Verkehr zu wachsen, denn ein persönliches Zusammentreffen hatte zwischen dem berühmten Romancier und seiner holden Bewunderin während dieser ganzen Zeit nicht stattgefunden, kam eines Tages unerwartet bei Balzac ein Brief aus der Feder der Prinzessin an, der nichts von literarischen Fragen enthielt, um so mehr aber von ihrer eigenen Person. Sie teilte ihm mit, daß sie seit einiger Zeit Witwe sei, und daß ihr Gatte sich wenigstens zum Schluß liebevoll gegen sie bewiesen habe, indem er sie zur Erbin seiner bedeutenden Güter und seines großen Vermögens gemacht habe. Da sie nun des Alleinseins überdrüssig sei, habe sie beschlossen, einen zweiten Ehebund einzugehen, und frage bei ihm an, ob er geneigt sei, ihr die Hand zu reichen.

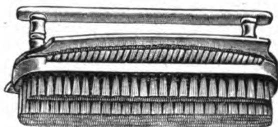
Abgesehen davon, daß diese originelle Werbung, vom materiellen Gesichtspunkt aus angesehen, so vorteilhaft war wie nur möglich, Balzac war auch ohnedies keinen Augenblick im Zweifel, welche Entscheidung er in der Angelegenheit zu treffen habe. Die schöne Prinzessin hatte es ihm beim ersten flüchtigen Sehen angetan, ihre ausgesprochene Schwärmerei für seine Schöpfungen hatte diese Zuneigung von seiner Seite erhöht, und der langjährige Briefwechsel hatte ihm so schöne Charaktereigenschaften und eine

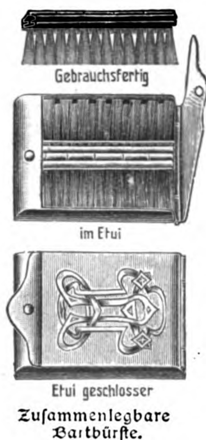
so ideale Gesinnung in ihr offenbart, daß er gewiß war, mit diesem Wesen als Lebensgefährtin müsse er glücklich werden.

Er reiste also ohne Zögern nach dem Schloß am Rhein, das sie bewohnte, und dort wurde bald darauf die Hochzeit der beiden gefeiert. Fest über Fest schloß sich daran, und als das neuvermählte Paar nach Paris ging, um auf dem Schauplatz von Balzacs größten Triumphen sein gemeinsames Heim aufzuschlagen, da wurden ihm auch hier Huldigungen bereitet, wie nicht häufig ein einfacher Mann der Feder sie erlebt.

Die unter so romantischen Umständen geschlossene Verbindung soll überaus glücklich gewesen sein. C. D.

Neue Erfindungen: I. Verbesserte Nagelbürste. — Zusammenlegbare Bartbürste „Ideal". — Bei der Verwendung von Nagelbürsten zeigt sich meist der Übelstand, daß die Borsten derselben beim Gebrauch der Führung entbehren und die zu behandelnden Nägel sozusagen keinerlei Gegenlage haben. Dieser gewiß von vielen empfundene Übelstand wird durch eine verbesserte Nagelbürste der Sächsischen Kardätschen-, Bürsten- und Pinselfabrik von Ed. Flemming & Co. in Schönheide im Erzgebirge gründlich beseitigt. Diese neue Konstruktion ist am Rücken mit einer Platte versehen, an welcher die Nageloberfläche Widerlage findet, so daß die Borstenreihen, mittels welchen die Nagelspitzenfugen zu bearbeiten sind, eine sichere Führung erhalten, und die ganze Handhabung der Bürste eine wesentlich bequemere wird. Bei einer anderen Konstruktion wird die Gegenlage der Nageloberfläche durch die höherstehende Borstenreihe der Bürste gebildet. Die niedrigen Borstenreihe an der Seite des gewöhnlichen Einzuges bezweckt, den Nägeln ebenfalls eine bessere und bequemere Reinigung angedeihen zu lassen, der Hand aber eine Führung und ein sicheres Anschlagen zu verleihen. Diese niedrigere Borstenreihe ist dadurch, daß sie kürzer ist, auch härter, das heißt schärfer im Strich und bewirkt dadurch eine energischere Säuberung, wohingegen die mittleren, längeren Borsten einen bedeutend weicheren Strich


Verbesserte Nagelbürste.

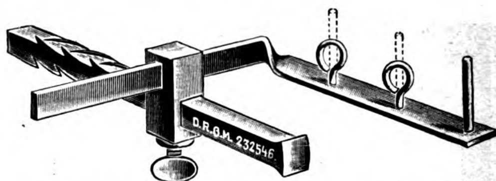


Zusammenlegbare Bartbürste.

ergeben. Die neue Nagelbürste wird ganz zweifellos viele Freunde finden, zumal sie tatsächlich als eine wesentliche Verbesserung anzusehen ist.

Als weitere Neuheit in der Bürstenbranche geben wir noch die zusammenlegbare Bartbürste „Ideal" wieder. Es ist ein Fabrikat der bekannten Firma Guido Riedel, Einsiedel-Chemnitz, ein elegantes Metalletui mit einer zusammenlegbaren Bürste; dasselbe ist ganz flach und daher bequem in jeder Westentasche zu tragen, auch besitzt die Bürste den Vorteil, stets in einem sauberen Etui zu liegen, und kann daher nicht durch Staub und Schmutz verunreinigt werden.

II. Verstellbarer Galerie- und Gardinenstangenhalter. — Die bisher gebräuchlichen Gardineneisen (Galeriehalter) haben den Fehler, daß sie, wo einmal eingeschlagen, keine Veränderung an den Gardinen oder Galerien gestatten und daher immer wieder herausgezogen werden müssen. In Mietwohnungen



Verstellbarer Galerie- und Gardinenstangenhalter.

geschieht dies fast bei jedem Umzuge, und es sind also damit die größten Unannehmlichkeiten verbunden. Die schon im Handel befindlichen sogenannten verstellbaren Gardineneisen können nicht von der Wand ab nach innen verstellt werden, sondern fallen aus der Hülse heraus. Dann müssen nebenan neue Haken eingeschlagen werden, weil passender Ersatz nicht leicht zu beschaffen ist. Der neue Galerie- und Gardinenstangenhalter der Firma H. A. Schmitz

in Bonn a. Rh. ist, einmal mit Gips oder Zement in entsprechender Höhe über dem Fenster angebracht, für immer fertig. Er läßt sich sowohl von der Wand abstellen wie auch seitlich verstellen und läßt kein Abreißen einzelner Teile zu, dadurch behält dieser Halter stets seinen vollen Wert und volle Gebrauchsfähigkeit auch für spätere Mieter. Beim Einzug werden die Halter nach Höhe und Länge der vorhandenen Galerie- beziehungsweise Gardinenstangen mittels der einen Lappenschraube gestellt. Hinter dem Haken zum Einhängen der Galerie befinden sich noch zwei Stifte (oder Ösen) zum Halten der Gardinenstangen. Die Neuerung ist außerordentlich praktisch für Hausbesitzer, da hierdurch die vielen Reparaturen, verursacht durch das gewaltsame Einschlagen der Gardineneisen und das damit verbundene Zerschlagen der Steine, Zerstörung des Putzes und Mauerwerkes, vollständig vermieden werden. P. R.

Das Recht auf den Strick. — Eine englische Zeitschrift warf vor einiger Zeit die Frage auf, warum man so häufig Leute findet, die einen schnellen Tod dem Gefängnisse auf Lebenszeit vorziehen, und führte zugleich einige Beispiele dafür an, daß tatsächlich der Tod in solchen Fällen oft gewünscht wird.

Im Jahre 1877 wurde eine Amerikanerin, eine Miß Sarah Proctor, zum Tode des Hängens verurteilt, weil sie ihre Nebenbuhlerin vergiftet hatte; doch wurde diese Strafe in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt. Sie war in einem Gefängnis von Ohio untergebracht und fand die Einsperrung so unerträglich, daß sie seit dem Januar 1878 unaufhörlich appellierte und fortwährend erklärte, sie hätte nicht um die Umwandlung der Strafe gebeten und fordere den Strick energisch als ein Recht, dessen man sie nicht berauben dürfe.

Diese Bitte wurde von dem Richter Bingham in Betracht gezogen, gewissenhaft studiert und schließlich verworfen. Doch Miß Proctor hielt sich nicht für geschlagen. Sie griff die erlassene Entscheidung von neuem an, und dieser Streit dauerte fast zwanzig Jahre. Schließlich gaben die Beamten nach, denn nach Verlauf von zwanzig Jahren hatten sie von dieser aufsässigen Gefangenen genug. Doch wurde sie nicht gehängt, sondern man gab ihr die Freiheit wieder. Das war das richtige Mittel und auch das einzige, sie zur Ruhe zu bringen, denn heute lebt sie in einem Dorfe

des Staates Ohio und verlangt nicht mehr danach, gehängt zu werden.

Im April vorigen Jahres erschien in Texas ein Mörder, Henry Summons vor der Jury. Diese erklärte ihn nach der Verhandlung des Falles für schuldig und erkannte auf Todesstrafe durch den Strang. Die Hinrichtung sollte vierzehn Tage nach der Urteilsfällung erfolgen.

Nun fiel der Verurteilte auf die Knie und flehte, man möchte diese Frist abkürzen und das Urteil spätestens in drei Tagen vollziehen.

Die Richter waren in der Tat human genug, sich nicht an den Buchstaben des Gesetzes zu klammern, sondern erfüllten die Bitte des Verurteilten. Dieser dankte ihnen mit einer Rührung, deren man ihn nie für fähig gehalten hätte, wie die amerikanischen Zeitungen berichteten.

Vor einigen Jahren fand in einer anderen Stadt Amerikas, in Littleton, eines jener Lynchgerichte statt, wie sie sich von Zeit zu Zeit in allen Punkten der Vereinigten Staaten wiederholen. Ein gewisser John Wallace hatte zwei Frauen ermordet. Obwohl das Verbrechen unleugbar bewiesen war, sprach das Gericht nur eine Verurteilung zu lebenslänglichem Zuchthause aus.

Der Mörder und das Publikum protestierten gleichzeitig; der Mörder, weil ihm die Todesqual zu lange, das Publikum, weil ihm die Strafe zu milde vorkam. Doch die Richter beharrten auf dem einmal gefällten Urteil.

Dennoch sollte John Wallace, welcher den Tod als sein gutes Recht verlangte, sein Ziel erreichen. In der Nacht, die dem Urteilsspruch folgte, drangen fünfzig maskierte Männer in das Gefängnis, zertrümmerten die Tür der Zelle, in welcher der Verurteilte saß, der ihnen von innen heraus dabei getreulich half, legten ihm einen kräftigen Strick um den Hals und führten ihn vor die Stadt, wo er sich selbst den Baum aussuchen durfte, an welchem er aufgehängt werden wollte. L—n.

Der menschliche Organismus als technischer Großbetrieb. — Ebenso wie man auf der einen Seite den menschlichen Organismus als ein chemisches Laboratorium bezeichnen kann, in welchem zahlreiche in der Natur vorhandene chemische Stoffe aufgespeichert

sind, welche die verschiedenartigsten Verbindungen miteinander eingehen, sich wieder trennen, um neue Verbindungen herzustellen, oder sich schließlich als Endprodukte des ununterbrochenen Stoffwechsels aus dem Körper ausscheiden, so kann man auf der anderen Seite denselben als einen technischen Großbetrieb ausgedehntesten Maßstabes betrachten, in welchem fortwährend die verschiedenartigsten physikalisch-technischen Vorgänge mit einer erstaunlichen Pünktlichkeit und Genauigkeit sich abspielen. Tag und Nacht steht der Betrieb nicht still, und die Apparate und Vorrichtungen, welche dabei in Funktion treten, sind so mannigfaltig, und die Leistungen derselben so vielseitig, daß man kaum an die Möglichkeit glaubt, daß in einem so engen Bezirk so viel des Wunderbaren vereinigt ist.

So mancherlei Errungenschaften der Neuzeit, die durch ihr Auftauchen die ganze Welt in Erstaunen gesetzt haben, wie zum Beispiel das Telephon, sind Einrichtungen, welche im menschlichen Organismus etwas längst Dagewesenes und Selbstverständliches darstellen. Wir haben im menschlichen Organismus sogar zwei Telephonstationen, das sind die Gehörapparate. Den Schalltrichter bildet das äußere Ohr, die Ohrmuschel mit dem Gehörgang, die Membran das Trommelfell und das Mikrophon die Paukenhöhle. Von diesem Aufnahmeapparate aus führen die Leitungsdrähte, die Gehörnervenbahnen, nach der Empfangsstation, dem Gehörzentrum im Gehirn, in welchem die Schallwellen in eine Gehörwahrnehmung umgesetzt werden. Im Gehirn befindet sich überhaupt die Oberleitung über den ganzen Betrieb, denn hier wird für sämtliche mechanischen Vorgänge der Impuls gegeben. Eine Menge wichtiger Zentren hat im Gehirn ihren Sitz, deren jedes gewissermaßen seinen eigenen Betrieb hat und denen die einzelnen Abteilungen untergeordnet sind. Von hier aus wird das Ganze dirigiert, und zwar durch die geistige und seelische Tätigkeit des Gehirns, welche in ihrer Wirksamkeit mit der der übrigen Funktionen Hand in Hand gehen muß.

Die Durchheizung des Betriebswerkes erfolgt durch eine Zentralheizungsanlage, welche an Vollkommenheit und Zweckmäßigkeit einzig in ihrer Art dasteht. Der Verdauungsapparat ist der Heizkörper, die Ofentür dazu, welche durch zwei Klappen sich

beliebig öffnen und schließen läßt, ist der Mund mit seiner Schließvorrichtung, den Lippen. Durch diesen wird das Heizmaterial, die Nahrung, welche nun in einer Art Mahlmühle, den Kauwerkzeugen, gehörig zerkleinert und bis aufs feinste zermalmt worden ist, in den Heizapparat eingeführt. Die Weiterbeförderung der zerkleinerten Massen geschieht durch eine Art Transporteur, den Schlund, welcher sie durch einen Schacht, die Speiseröhre, nach der Hauptverbrennungsstätte, dem Magen, gelangen läßt. Dieser Hauptofen setzt sich weiter in ein langes Verbrennungsrohr, den Darmkanal, fort, wo unausgesetzt der Verbrennungsprozeß vor sich geht. Bei dieser Verbrennung, welche bekanntlich durch einen Oxydationsprozeß, das heißt durch eine Verbindung des mit der Atmungsluft aufgenommenen Sauerstoffs mit den dem Körper zugeführten organischen Substanzen, zu stande kommt, gibt es keine Flamme, keinen Ruß und keinen Rauch. Mit der größten Sauberkeit geht die Verbrennung vor sich, die Temperatur ist stets eine gleichmäßige, und die Regulierung derselben erfolgt mit einer solchen Genauigkeit, wie sie bei einer von Menschenhand konstruierten Heizanlage überhaupt nicht möglich ist. Die unverwendbaren Überschüsse des Verbrennungsprozesses werden durch einen doppelten Filtrierapparat, die Nieren, aus dem Bereiche des Betriebes ausgeschieden. Ein Verdampfungsapparat, die Oberfläche der Haut, sorgt, wenn auch in geringerem Maßstabe, ebenfalls mit für die Beseitigung der Verbrennungsüberreste. Zugleich bildet derselbe den Wärmeregulator für das Ganze, indem durch die Verdampfung eine fortwährende Abkühlung bezüglich Wärmeabgabe nach außen hin stattfindet und somit einer Aufspeicherung von Wärme im Innern vorgebeugt wird.

Im Herzen besitzt der Organismus ein Saug- und Druckpumpwerk, welches den ganzen Betrieb durch ein alle Bezirke berührendes Röhrensystem, das Blutgefäßnetz, mit der für das glatte Funktionieren der einzelnen Stationen nötigen Flüssigkeit, dem Blut, versorgt.

Auch ein Photographierapparat ist vorhanden, das Auge. Das Innere des Augapfels mit seinen dunkel ausgekleideten Wandungen stellt die Dunkelkammer (camera obscura) dar, die

brechenden Medien sind die Linse und der Glaskörper, die Platte, auf der das Bild entworfen wird, die Netzhaut des Auges. Dieser photographische Apparat hat vor allen anderen den Vorzug, daß die Platte nicht gewechselt zu werden braucht, da jede geschehene Aufnahme sofort durch eine besondere Leitung, den Sehnerven, an das optische Zentrum des Gehirns telegraphiert wird. Durch das Schließen der Klappe, der Lidspalte, kann der Apparat außer Tätigkeit gesetzt werden, während bei geöffneter Klappe hintereinander eine beliebige Anzahl von Bildern aufgenommen werden kann.

Geruchs- und Geschmacksorgan kann man als Stationen betrachten, in denen gewisse Eigenschaften der für den Betrieb zu verwendenden Luft und des dazu erforderlichen Heizmaterials (Speise und Trank) einer vorherigen Prüfung unterworfen werden. Die atmosphärische Luft mit dem gehörigen Quantum Sauerstoff, der den Verbrennungsprozeß bewerkstelligt, wird dem Organismus durch eine Blasebalganlage, die Lunge, zugeführt. Diese hat zugleich auch den Zweck, als Abzug für die Entfernung von Verbrennungsgasen, Wasserdampf und Kohlensäure, zu dienen. Das Abzugsrohr bildet die Luftröhre, welche aber auch gleichzeitig noch als Ansatzrohr für ein musikalisches Instrument, den Kehlkopf, dient. Diesem nach der Art der Zungenpfeifen gebauten Instrument kann eine Fülle von Tönen entlockt werden, bei deren Inkrafttreten auch wiederum der Blasebalg (die Lungen) als luftzuführendes Medium eine wichtige Rolle spielt.

Das ganze Gebäude, in welchem der Betrieb vor sich geht, ist auf festem, kunstvoll ineinandergefügtem und mit dem denkbar zweckmäßigsten Mechanismus versehenem Stützwerk, dem knöchernen Skelett, erbaut. Starke massive Träger, die Knochen der Beine, halten das Ganze. Durch die verschiedenartigsten Greif- und Hebevorrichtungen, durch allerhand Dreh- und Bewegungsapparate, Muskeln, Bänder und Gelenke, wird die Leistungsfähigkeit des Betriebes noch wesentlich gefördert.

So kunstvoll und kompliziert der Bau des ganzen Werkes angelegt ist, so mannigfaltig sind auch die Erzeugnisse, die der Betrieb hervorbringt. Ununterbrochen sind die zahlreichen Fabrikationszweige in Tätigkeit. In den verschiedenartigen Drüsen,

deren jede gewissermaßen einen kleinen Betrieb für sich vorstellt, werden allerhand Stoffe und Substanzen fabriziert, die zum Bestehen und zur Förderung des Gesamtwesens unentbehrlich sind. Die Speicheldrüsen liefern einen wichtigen, die Bekömmlichkeit der Speisen vorbereitenden Stoff, den Speichel, die Magen- und Darmdrüsen fabrizieren die Verdauungssäfte, wozu auch die Bauchspeicheldrüse ihren Teil mit beiträgt, die Leber stellt nach Bedarf Galle her, die zur Verseifung der sonst unverdaulichen Fettstoffe dient, die Talgdrüsen geben Talg und die Tränendrüsen das salzige Tränenwasser.

In einem so umfangreichen und komplizierten Betriebe ist es aber auch Erfordernis, daß die nötigen Schutzmaßregeln vorhanden sind. Auch für diese ist hinreichend gesorgt. Die Haut mit ihrer widerstandsfähigen Oberschicht, mit ihren unzähligen Drüsengebilden, die ihr durch ihre Absonderung gewissermaßen noch einen schützenden Überzug verleihen, ist die Hauptschutzdecke des Ganzen. In den Nägeln, den Haaren, den Wimpern haben wir Schutzapparate für gewisse einzelne Teile und Stationen des Betriebes.

Es würde zu weit führen, alle die Vorgänge in den Werkstätten des menschlichen Organismus bis ins einzelne weiterzuspinnen, da von dem feineren Mechanismus und der Fülle von automatischen Einrichtungen und Bremsvorrichtungen des Nervensystems, der Blutgefäße und der Muskeln, deren Verständnis nur dem Fachmanne möglich ist, dem Laien manches unklar und unverständlich bleiben würde. Mag dieser kurze Einblick genügen, um einen jeden davon zu überzeugen, ein wie wunderbares Meisterwerk die Natur im Aufbau und der Entwicklung des menschlichen Organismus geliefert hat. Dr. S.

Die Jagd nach dem Mann. — Vor einigen Wochen sollte eine gewisse Julia Weetsler in Melbourne in Australien sich verheiraten, als sie wenige Stunden vor der Trauung erfuhr, daß ihr Bräutigam ihr schmählich durchgegangen war. Da sie aus etwas stärkerem Stoff geschaffen schien als die meisten Frauen, so gab sie sich keineswegs dem Schmerze hin, sondern machte sich an die Verfolgung des Durchgängers. Sie folgte dem treulosen Liebhaber von Australien nach Amerika und fand ihn schließlich in

dem kleinen Orte Allentown in Pennsylvanien, wo sie ihn zwang, sich sofort mit ihr zu verheiraten.

Ein junger Bankbeamter in London, der sich mit einer wohlhabenden ältlichen Dame verlobt hatte, floh am Hochzeitsabend nach Paris und wandte sich von dort, als er erfuhr, daß sie seine Spur entdeckt hatte, nach Italien und erreichte Neapel. Hier wurde ihm durch einen unglücklichen Zufall das Geld gestohlen, das er bei sich hatte, und als ihn seine Braut in recht kläglichem Zustande in einem Gasthaus untersten Ranges entdeckte, mußte er sich ihr auf Gnade und Ungnade ergeben und sich in das Unvermeidliche fügen.

In der Mairie der französischen Stadt Issoudon erschien eines Tages ein hochzeitlich geschmücktes Pärchen. Der Maire stellte die üblichen Fragen und wandte sich zunächst an den Gatten, ob er die anwesende Braut zur Frau nehmen wolle.

Darauf versetzte der Mann zu allgemeinem Erstaunen nach kurzer Überlegung: „Nein. Meine erste Ehe war nicht derartig, daß ich es mit einer zweiten wagen möchte.“

„Aber,“ rief der Maire, „das hätten Sie sich doch überlegen sollen, ehe Sie hierher kamen. Sie mußten doch wissen, was Sie taten!“

Einen Augenblick zögerte der Bräutigam, dann verließ er mit der Bemerkung, es wäre nie zu spät, eine Dummheit gutzumachen, den Raum, während die ganze Hochzeitsgesellschaft, die Braut an der Spitze, ihm folgte. Wie die wilde Jagd ging es Straße auf, Straße ab, und überall blieben die Leute lachend stehen, bis der ganz außer Atem gebrachte Bräutigam schließlich von der Braut eingefangen wurde, die ihm so ins Gewissen redete, daß er ihr wieder in die Mairie zurückfolgte, wo man die unterbrochene Zeremonie zu Ende führte.

Der Schauplatz einer ähnlichen Szene war vor einigen Jahren die englische Stadt Manchester. Die Hochzeitsgesellschaft hatte bereits die Kirche erreicht, als der Bräutigam, dessen Mut der Prüfung offenbar nicht gewachsen war, plötzlich fortlief und in eine in der Nähe befindliche Schenke rannte. Doch die Braut und die Brautjungfern waren ihm auf den Fersen, und unter dem Gelächter der in der Schenke Anwesenden wurde er beim Kragen gepackt und war einige Minuten später verheiratet.

Vor drei Jahren fuhr ein junges Paar aus dem Arbeiterstande mit seinen Freunden nach einer Kirche im Norden Londons, um dort seinen Bund einsegnen zu lassen. Unterwegs kam es zu einigen Sticheleien, die den Bräutigam so aufbrachten, daß er erklärte, er habe keine Lust mehr, sich zu verheiraten. Er sprang aus dem Wagen und ergriff die Flucht. Ihm nach sprang seine Braut und jagte ihm nach. Das Rennen war kurz und aufregend, und sein Ausgang wäre zweifelhaft gewesen, hätten nicht die Straßenpassanten in der Ansicht, sie hätten es mit einem Dieb zu tun, den jungen Mann gepackt und ihn seiner schönen Verfolgerin ausgeliefert.

Noch verzweifelter war die Flucht eines jungen Kaufmanns in Rouen, der sich seinem „Schicksal" ebenfalls entziehen wollte. Im letzten Augenblick, ehe der Knoten noch unwiderruflich geschürzt war, bereute er das Versprechen, das er eingegangen war, riß sich vom Arm seiner Zukünftigen los und lief davon. Die Hochzeitsgesellschaft mit der Braut an der Spitze nahm die Verfolgung auf, und so ging es in wilder Jagd durch die Straßen der Stadt, bis sie plötzlich vor der Seine standen. Als der junge Mann einsah, daß ihm kein anderer Ausweg blieb, stürzte er sich ins Wasser. Alle anderen blieben am Ufer stehen — bis auf die Braut, die sich ohne Besinnen ebenfalls in die Fluten stürzte, da sie eine geübte Schwimmerin war. Der Bräutigam, dessen Schwimmkunst nicht weit her war, geriet bereits in Schwierigkeiten, als ihn der Arm der kräftigen Dame packte und wieder ans Land zog. Kurz darauf ging es zur Kirche, und die Braut konnte sagen, daß sie sich ihren Gatten im wahren Sinne des Wortes „gefischt" hatte. L—n.

Die verwitwete Königin Natalie von Serbien. — Das Bild der verwitweten Königin Natalie, das wir nebenstehend wiedergeben, wurde während des Besuchs aufgenommen, den dieselbe jüngst in England der ihr befreundeten Familie des Lords Clifford of Chudleigh machte. Königin Natalie, auf deren romantische Eheschicksale der spannende Roman „Die Briefe der Königin" von A. Groner (Jahrgang 1905 der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens") so vielfach Bezug nahm, ist die Tochter eines russischen Obersten, des Peter J. Keschko und der Pulcharia Sturdza.

Sie kam am 14. Mai 1859 zur Welt und wurde am 17 Oktober 1875 die Gattin des Fürsten und späteren Königs Milan von Serbien. Die Schroffheiten ihres Charakters und die Schwächen des Königs



Phot Dinham Jorgnay.

Königin Natalie von Serbien.

führten zu einem Konflikt, dem der letztere 1888 damit ein Ende setzte, daß er sich scheiden ließ. Natalie erhob vergeblich gegen diese Scheidung als rechtswidrig Einspruch. Auch als Milan abdankte, durfte sie nicht von Bukarest, wo sie sich niedergelassen hatte, nach

Serbien zurückkehren. Zwar kam sie Ende 1889 zu ihrem Sohn, dem König Alexander, nach Belgrad; doch erregte dies den Widerspruch der Skupschtina, und im Mai 1891 wurde sie im Interesse des inneren Friedens gezwungen, wiederum das Land zu verlassen. Zwei Jahre später versöhnte sie sich mit ihrem Gemahl. 1901 hatte sie ihn, 1903 ihren Sohn zu betrauern. J. P.

Eine unterhaltende Schöffengerichtssitzung. — Der lachende Humor ist ja für gewöhnlich ein recht seltener Gast vor den düsteren Schranken des Gerichts, aber sein in den meisten Fällen allerdings unfreiwilliges Auftreten vor denselben ist fast immer geeignet, die Bestrafung des Übeltäters durch die rächende Hand der blinden Göttin Justitia zu mildern.

Ein Freund erzählte mir kürzlich folgende Fälle, die er als Schöffe in derselben Sitzung anzuhören Gelegenheit hatte.

„Ich bin," so antwortet mit einer Würde und einem Pathos, die an sich schon erheiternd wirken, ein durchtriebener alter Landstreicher, der beschuldigt wird, ein zum Trocknen aufgehängtes Wollhemd von der Leine gestohlen zu haben, „einmal mit drei Jahren Gefängnis und einmal mit sieben Jahren Zuchthaus vorbestraft, Herr Richter. Schon aus diesem Grunde werden Sie mir, einem Manne von Erfahrung, doch wohl kaum den Diebstahl eines armseligen Hemdes zutrauen. Und eines solchen Hemdes! — Sehen Sie es sich doch an, das Hemd!" fährt er pathetisch fort, als er das Lächeln des Richters gewahrt, indem er mit wegwerfender Gebärde auf das Hemd deutet, das auf dem Tische vor dem Sitze des Richters liegt. „Sehen Sie es sich nur an! — Herr Gerichtsdiener, darf ich bitten, das Hemd dort aufzunehmen und den Herren zu zeigen! Trauen Sie mir wirklich zu, mich wegen eines solch schäbigen Hemdes in die Gefahr zu begeben, wieder in das Zuchthaus zu kommen?"

Unglücklicherweise für den wohlberedten Schelm wird durch die Zeugenaussage dargetan, daß er das Hemd doch genommen hat, aber der kleine Gott Humor hat ihm geholfen; er kommt trotz seiner schweren Vorstrafen mit einer verhältnismäßig geringen Freiheitsstrafe davon. —

Ein Lumpenhändler, der mit seinem eselbespannten Karren die Straßen der Stadt durchzieht, um Lumpen, Knochen und

altes Metall aufzukaufen, wird vorgeführt unter der Anklage, sein Grautier schwer mißhandelt zu haben.

„Was haben Sie zu Ihrer Entschuldigung anzuführen?" fragt der Richter, nachdem die Anklage verlesen worden ist.

„Der Esel hat mich gar zu sehr geärgert, Herr Richter," versetzt der Angeklagte.

„Wieso? Ein so geduldiges Tier wie ein Esel!"

„Ja, geduldig ist er schon, und jetzt geht's ja auch wohl besser mit ihm, Herr Richter," antwortet der Angeklagte. „Aber an dem Tage, als ich ihn geprügelt habe, hat er mich gar zu sehr geärgert "

„So erzählen Sie, aber fassen Sie sich kurz."

„Ich hab' den Esel von einem Gärtner in der Vorstadt gekauft, Herr Richter, und als ich ihn am ersten Tage einspannte, war ich heilfroh, daß ich den schweren Karren nicht selbst mehr zu schleppen brauchte. Zuerst ging auch alles gut. Als ich aber in die Gegend der Markthalle kam — es gibt unendlich viele Gastwirtschaften dort herum — ging das Tier keinen Schritt weiter, als immer nur von einer Kneipe zur anderen. Vor jeder blieb der Esel stehen, und nur mit der Peitsche war es möglich, ihn zum Weitergehen zu bewegen. Weil ich glaubte, er ginge aus Störrigkeit nicht von der Stelle, hab' ich ihn ja wohl tüchtig durchgeprügelt, denn ich muß viele Straßen durchziehen, wenn ich meinen Tagelohn verdienen will, Herr Richter. Endlich sagten mir ein paar Marktarbeiter, das Tier sei das von seinem früheren Herrn so gewöhnt und wenn ich überall einkehrte, so ginge er von selbst weiter. Es blieb mir schließlich nichts anderes übrig. Jedesmal, wenn eine Kneipe kam, hielt der Esel an, ich ging hinein, um gleich wieder herauszukommen, und der Esel ging weiter bis zur nächsten. Als wir aus der Straße heraus waren, ging's besser. In die Marktstraße geh' ich jetzt überhaupt nicht mehr hinein."

Der Richter und die Schöffen lachten und da sich die Aussage des Mannes als wahr erwies, ward er freigesprochen.

Schlimmer erging es einem Diebe, der sich in die Wohnung eines mit ihrer Dienerin allein lebenden älteren Fräuleins eingeschlichen hatte, um zu stehlen. Vor Verübung der Tat war er jedoch von einem Polizisten, der ihn beobachtet hatte, fest-

genommen worden. Dieser Bursche, zerlumpt, schmutzig und von einer beispiellosen Häßlichkeit, verteidigte sich zur Erheiterung des Richters, der Schöffen und nicht zum mindesten des anwesenden Publikums, indem er mit tränenerstickter Stimme erklärte, er liebe das alte Fräulein schon seit vielen, vielen Jahren, und nur die Liebe allein habe ihn zu dem Schritte gedrängt. Ebenso innig, wie er sie, liebe das Fräulein ihn wieder, was die ältliche Dame allerdings mit schriller, vor Entrüstung bebender Stimme bestritt, und nur ihre Familie wolle von einer Verbindung nichts wissen.

Trotz dieser humorvollen Verteidigung ward dieser als notorischer Hausdieb bekannte und oft vorbestrafte sonderbare Liebhaber verurteilt. Als er abgeführt wurde, blieb er einen Augenblick vor dem Stuhle des Fräuleins stehen, kreuzte die Hände über der Brust, verbeugte sich fast bis zur Erde und warf dabei der Dame einen solch komisch wirkenden Liebesblick zu, daß Gericht und Publikum in lautes Gelächter ausbrachen. —

Auch dem nächsten phantasievollen Spitzbuben nützte seine zwar nicht ganz unmögliche, aber doch wenig glaubwürdige Verteidigung recht wenig.

„Ich schlenderte," so erklärte er, „an jenem Tage so etwa gegen elf Uhr Abends durch die Bismarckstraße, als plötzlich ein durchdringender Gasgeruch in meine Nase stieg. Ich spüre dem Geruche nach und finde, daß er aus dem Hause Nummer 15 kommt. Deutlich roch ich das Gas, wie es zum Schlüsselloch der Haustür herausdrang. Die Fenster des Hauses waren alle dunkel, ein Zeichen, daß die Bewohner schon alle schlafen gegangen waren. Schon war ich im Begriff, zu klingeln, um sie zu alarmieren, als ich mich zum Glück eines Besseren besann. Hätte ich geklingelt, so wären die Hausleute erschreckt aus ihren Betten gesprungen, irgend einer von ihnen hätte ein Streichholz angezündet, und so sicher wie nur etwas wäre eine Explosion des Gases erfolgt und hätte unberechenbares Unglück anrichten können. Ich zog also meine Hand wieder zurück und ging um das Haus herum. Eines der Küchenfenster zur ebenen Erde war nur angelehnt, ich öffnete es und stieg hinein. Der Mond schien fast taghell, und bei seinem Scheine sehe ich auf dem Tische einen angeschnittenen Schinken stehen. Gerade geräucherten Schinken esse ich für mein Leben

gern, nebenbei war ich hungrig und — ich gebe zu, es war unrecht von mir — schneide mir eine Scheibe davon ab. Da er ein bißchen scharf gesalzen war, verspüre ich, gleich nachdem ich das Stück verspeist hatte, einen brennenden Durst. In der an die Küche grenzenden Speisekammer, wo ich nach einem Glase suchen will, um Wasser zu trinken, sehe ich eine ganze Reihe Bierflaschen aufgestellt. Bier bekommt meiner Gesundheit aber weit besser als Wasser, und mit der Absicht, meine kleine Anleihe nachher zu melden, nehme ich eine Flasche und trinke sie aus. Dabei stoße ich mit dem Fuße zufällig an eine Reihe leerer Flaschen, die mit lautem Getöse umfallen. Ich erschrecke, denn nun fällt mir auf einmal das entweichende Gas wieder ein, das ich ganz vergessen hatte. Durch das Getöse der umfallenden Flaschen muß nun wohl sicher einer oder der andere der Hausinsassen geweckt worden sein, und ich kann mich zurückziehen, denn man möchte es ein wenig zu frei finden, daß ich von dem Schinken gegessen und unaufgefordert Bier getrunken hatte, denke ich und will gerade wieder zum Fenster hinaussteigen, als mich jemand in brutalster Weise am Kragen packte, mich rücklings zur Erde warf und aus voller Kehle: ‚Diebe! Einbrecher!‘ schrie, ohne im geringsten auf meine Erklärung von dem im Hause entweichenden Gase zu achten. Das Geschrei lockte einen Polizisten herbei, auch der ließ mich nicht zu Wort kommen, sondern schleppte mich mit zur Wache. Das, meine Herren, ist die ganze Geschichte. Sie sehen, nur als Opfer eines Mißverständnisses stehe ich hier."

Leider wurde aber festgestellt, daß von einem Gasgeruch in dem Hause nichts zu verspüren gewesen ist, und da der gern Schinken essende junge Mann in der Eile seines Rückzugs durchs Fenster noch eine Anzahl von silbernen Messern, Gabeln und Löffeln eingesteckt hat, mußte er verurteilt werden.

„Das hat man von seiner Menschenfreundlichkeit!" murmelt er halblaut im Abgehen. W. St.

Der Lockvogel. — Die Anekdote von dem berühmten Geiger Vieuxtemps, der einst bei einer Gesellschaft auf die Frage der Hausfrau, warum er denn sein Instrument nicht mitgebracht habe, die Antwort gab: „Meine Geige trinkt keinen Tee, Frau Baronin," ist bekannt. Sie illustriert am besten die Abneigung aller großen

Musiker, in Gesellschaften gewissermaßen zum Danke für die Einladung ihre edle Kunst auszuüben.

Mitunter aber gelingt es listigen Gastgebern doch, ihre berühmten Gäste gewissermaßen gegen deren eigenen Willen zum Musizieren zu bewegen, wenigstens fiel der berühmte Lully, der Hofkomponist Ludwigs XIV., einem solchen Anschlage zum Opfer. Man hatte ihn zu einer Gesellschaft geladen und ihn während der Tafel darum ersucht, etwas auf der Violine zum besten zu geben. Lully weigerte sich, wie gewöhnlich, und kurze Zeit darauf verließ der Hausherr mit pfiffigem Lächeln für einige Minuten das Zimmer.

Bald nach seiner Rückkehr ertönten plötzlich aus dem Nebengemach die Klänge einer Geige. Lully horchte auf und zog die Stirn in Falten. Es war seine neueste Komposition, die da von der Hand eines Dilettanten in jämmerlichster Weise gespielt, um nicht zu sagen gekratzt wurde. Empört sprang er schon nach wenigen Takten empor, eilte ins Nebenzimmer, riß dem scheinbar verdutzten Musikanten die Geige aus der Hand und begann mit den Worten: „Aufgepaßt, Sie Pfuscher — so muß das Stück gespielt werden!" die Komposition vorzutragen. Das Gemach hatte sich inzwischen mit den Gästen gefüllt, und als der Künstler endlich sein herrliches Spiel beendete, da brach ein solcher Beifallsjubel aus, daß Lully sich wohl oder übel noch zu einer Zugabe entschließen mußte. Der Hausherr aber rieb sich lächelnd die Hände und entließ den Dilettanten, der als „Lockvogel" gedient, mit einem reichlichen Geldgeschenk. G. L.

Gesundheitliche Nachteile des Schleiers. — Der Schleier wird als Schutz des Gesichts gegen die hautbräunende Wirkung der Sonne und gegen die rauhe Luft der kalten Jahreszeit, ebenso wie Handschuhe und Sonnenschirm, stets der unentbehrliche Begleiter der zarten Damenwelt bleiben. Führt aber die Mode Schleier ein, welche durch ihre Farbe, durch die Dichtigkeit des Gewebes oder die Art des Tragens die Gesundheit der Haut und die Schönheit des Antlitzes schädigen, so müssen sich unsere Damen entschieden gegen die Herrschaft einer solchen Mode auflehnen.

Was zunächst die Sommerschleier anbetrifft, so darf man in der Sonne niemals solche von violetter Farbe tragen, denn sie entfärben die Haut, weil das violette Licht stark desoxydierend

wirkt und den färbenden Kohlenstoff aus der Kohlensäure der Hautausdünstung freimacht.

Viele Ärzte haben darauf hingewiesen, daß der Schleier die Augen schädigt und die Sehschärfe beeinträchtigt. Doktor Wood prüfte das Sehvermögen nach Vorbinden verschiedener im Handel vorkommender und häufig getragener Schleier und fand, daß bei allen Arten die Sehschärfe für die Ferne und Nähe herabgesetzt wurde. Jedoch waren weniger nachteilig die einfachen Schleier mit großen Maschen und einfachen Fäden, während eng- und doppelmaschige, besonders aber getüpfelte mit unregelmäßigen Konturen große Sehschwäche erzeugten. Beim Einkauf möge man dies wohl berücksichtigen. Das Lesen durch einen Schleier sollten Damen überhaupt ganz vermeiden.

Eine unangenehme Erscheinung trifft man häufig im Winter bei Schleier tragenden Personen, eine auffallende fleckige Röte der Nase und der Wangen. Im Winter wird der warme Hauch, der aus Mund und Nase strömt, durch einen enganliegenden Schleier teilweise zurückgehalten, der eisige Wind kristallisiert ihn. Der Wasserdampf des Atems durchtränkt das Gewebe des Schleiers bald so vollkommen, daß darunter beständig eine feuchtkalte Atmosphäre herrscht, welche der geröteten blutüberfüllten Haut stets Wärme entzieht, da die Feuchtigkeit nicht verdunsten kann. Bei einer zarten Haut, die mit großer Empfindlichkeit der Hautnerven verbunden ist, tritt dadurch Rötung und bald Erfrieren von Nase und Wangen ein. Begünstigt wird diese schädigende Wirkung besonders noch durch die Rauhigkeit des Schleiergewebes und durch seinen Druck auf die Gesichtshaut. Denn so weich auch ein Schleier bei oberflächlicher Prüfung erscheint, bei genauerer Untersuchung zeigt sich doch, daß die Fäden, welche die Löcher und Muster bilden, während des Gebrauches recht scharf und rauh werden. Und dieses rauhe Gewebe reibt und scheuert immer wieder, oft mehrere Stunden hintereinander, die blutüberfüllte feuchte Haut, und zwar um so stärker, je straffer der Schleier umgebunden ist, je mehr also die Haut gleichsam in die Löcher des Schleiers hineingedrückt wird. Daher zeigt sich die stärkste Rötung dort, wo der Schleier am dichtesten anzuliegen pflegt: auf dem Nasenrücken und auf den seitlich hervorragenden Wangenflächen.

Ein besonderer Übelstand besteht darin, daß die von diesem Leiden Befallenen geneigt sind, seine Entstehung nur der Einwirkung der kalten und scharfen Luft zuzuschreiben, und demgemäß erst recht hinter noch dichteren und noch enger anliegenden Schleiern Schutz suchen.

Zur Vermeidung dieser das Gesicht höchst schädigenden und entstellenden Rötung darf man nur weitmaschige Schleier locker gebunden tragen. Wer aber schon mit jenem Leiden behaftet ist, muß zunächst auf jeden Schleier verzichten und darf sich auch einige Zeit sehr scharfen Winden und großer Kälte nicht aussetzen. Ferner dürfen diese Personen nach dem Ausgange nicht sofort in ein warmes Zimmer treten, da sonst die Blutgefäße der Haut sich erweitern und nur ganz langsam und unvollkommen wieder zusammenziehen. Vor dem Ausgehen sind Nase und Wangen dünn mit Vaseline oder Cold-cream zu überstreichen und dann mit einfachem Puder zu überstreuen. Das Gesicht darf nie mit warmem Wasser gewaschen werden, weil dadurch die Haut verweichlicht wird.

Am besten sind jene Damen daran, die überhaupt keinen Schleier tragen. Die frische Farbe ihrer leicht geröteten Wangen und Näschen ist nicht in Gefahr, durch die Tücke des Schleiers in das berüchtigte Blaurot umgewandelt zu werden. Auch kann die böse Männerwelt nicht auf den Gedanken kommen, daß durch den Schleier Unschönheiten des Antlitzes verdeckt werden sollen, wie ja schon vor 400 Jahren Weckherlin sagte: „Eine rauhe Haut mit einem zarten Schleier sich pfleget zu beschönen." Dr. O. Gotthilf.

Unerwarteter Dank. — Der römische Fürst Tosti kannte kein größeres Vergnügen, als Leute mit ungewöhnlichem Appetit essen zu sehen, und verschaffte es sich öfters, indem er Esser von Ruf zu sich einlud und ihnen nicht nur sehr gewählte, sondern auch vor allem sehr reichliche Mahlzeiten vorsetzen ließ.

Eines Tages, als er bei besonders guter Laune war, sagte er zu seinem Koch: „Heute wirst du drei Leute von ganz ungewöhnlicher Leistungsfähigkeit zum Essen bitten und ein Mahl vorbereiten, mit dem achtzehn Personen gesättigt werden können. Es kommt nicht darauf an, wer es ist, nur essen sollen die Leute können."

Der Koch begab sich nach dem Tiberkai, suchte sich aus den

dort herumstehenden Lastträgern die stärksten aus, ließ sie ordentlich kleiden und führte sie nach dem Palast des Fürsten. Auf der Tafel stand, was gut und teuer war, und alles in riesigen Mengen.

Die Lastträger ließen sich natürlich nicht lange nötigen, sondern stürzten sich mit Wonne auf all die herrlichen Gottesgaben. Der Fürst schaute hinter einer Gardine belustigt der Arbeit seiner Gäste zu und war höchst erfreut, als er in verhältnismäßig kurzer Zeit die schönen Sachen, die auf der Tafel geprangt hatten, bis auf den letzten Rest verschwunden sah.

Als echte Römer vergaßen die drei Esser aber auch bei den Freuden des Mahles die Pflichten der Höflichkeit nicht, und einer von ihnen wurde mit der Aufgabe betraut, dem Fürsten für die Einladung den tiefgefühltesten Dank auszusprechen. Ein Diener führte den Abgeordneten vor den Fürsten.

„Nun," fragte der alte Herr, freundlich lächelnd, „hat euch das Mahl gemundet?"

„Außerordentlich, Eccellenza," erwiderte der Sprecher; „es war ja etwas wenig, aber gut!" D. C.

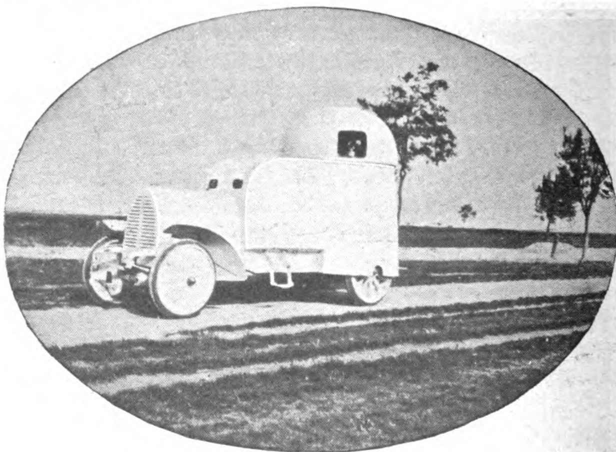
Die Höhe des Luftmeeres. — Man hat zahlreiche Mittel angewandt, um zu erfahren, wie hoch sich die Atmosphäre über die Erdoberfläche erhebt, denn die Erforschung durch Luftschiffe hat bisher keinen genügenden Anhalt für eine Schätzung gegeben.

Ein Verfahren, das schon seit geraumer Zeit die Aufmerksamkeit von Astronomen in Anspruch nimmt, ist die Bestimmung der Höhe von Meteoren. Ein Meteor wird erst nach seinem Eintritt in die Atmosphäre durch die Reibung seines mit ungeheurer Geschwindigkeit dahinsausenden Körpers mit der Luft glühend und so für das menschliche Auge sichtbar. Die größte Höhe, die bei Meteoren mit einiger Zuverlässigkeit gemessen worden ist, beträgt 175 Kilometer. Man wird nun annehmen müssen, daß die Atmosphäre noch etwas höher ist, weil das Aufleuchten des Meteors erst erfolgen kann, wenn er sich bereits einige Zeit innerhalb des Luftmeeres befindet.

Einen neuen Weg zur Lösung derselben Aufgabe hat der amerikanische Astronom See beschritten. Er besteht in der Beobachtung des Zeitunterschiedes zwischen dem Untergange der Sonne und

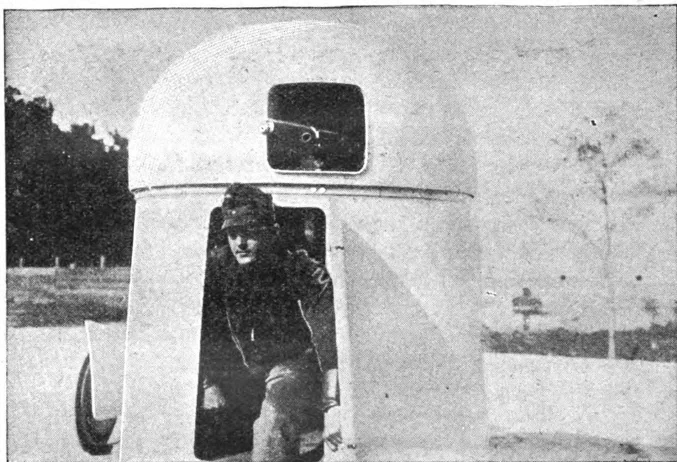
dem völligen Verschwinden der blauen Himmelsfarbe. Der Augenblick, wann das Blau des Himmels in Schwarz übergeht, kann ziemlich leicht mit annähernder Sicherheit durch das bloße Auge bestimmt werden, wenn die Luft sehr klar ist. Außerdem läßt sich der Abstand berechnen, um den sich die Sonne in dem betreffenden Zeitpunkt unter dem Horizonte befindet. Dann läßt sich aber auch die Höhe der kleinsten zuletzt von der Sonne beleuchtet gewesenen Luftteilchen, auf der die Himmelsfarbe beruht, rechnungsmäßig feststellen. Wenn auch das Verfahren nicht als sehr genau gelten kann, da verschiedene Menschen vermutlich auch verschiedene Angaben über den Zeitpunkt des Übergangs der blauen in die schwarze Färbung des Himmels machen werden, so werden sie doch kaum weniger genau sein als die Ermittlung durch Beobachtung der Sternschnuppen. Es ist überhaupt beachtenswert, daß Professor See auf seinem Wege zu einem Ergebnis gekommen ist, d s den bisherigen Ergebnissen gut entspricht, indem er die Höhe der Atmosphäre zu 211 Kilometer angibt. C. T.

Ein Kriegs-Motorwagen. — Wenn eine Regierung zur Verwertung einer neuen Erfindung schreitet, die der Bewaffnung von Heer und Marine zu gute kommt, so bleibt das Wesentlichste



Ein Kriegs-Motorwagen.

der Neuerung natürlich ein Geheimnis. Das ist auch bei dem Kriegs-Motorwagen der Fall, den die österreichische Regierung einer Wiener Motorwagenfabrik in Auftrag gegeben hat, aber wir sind doch wenigstens in der Lage, die äußere Konstruktion des Wagens unseren Lesern durch Bilder zu veranschaulichen. Der Wagen soll vornehmlich Kurierdienste leisten; wer bedenkt, welche Wichtigkeit die sichere und schnelle Beförderung von Depeschen



Der Fahrer im Panzerturm.

der Heerführer an die Unterbefehlshaber im Kriege hat und wie leicht ein reitender Bote oder Radfahrer auf seinem Weg von feindlichen Patrouillen niede geschossen werden kann, dem wird die neue Errungenschaft sofort klar. Der Sitz des Boten, der zugleich Fahrer ist, befindet sich in dem „Turm“ aus Panzerplatten und ist so eingerichtet, daß er geschlossen werden kann. In dem oberen Teil des Turmes hat eine Schnellfeuerkanone ihren Platz, deren Rohr in entgegengesetzter Richtung zu derjenigen steht, in welcher der Motorwagen sich vorwärts bewegt. Der ganze Wagen ist bis auf die Räder aus kugeldichten, möglichst leichten Panzerplatten zusammengesetzt. Er fährt auf ebenem Wege 48 Kilometer die Stunde

und ist im stande, über Wiesen und Stoppelfelder Anhöhen von 60 Grad mit Leichtigkeit zu nehmen. B. H.

Ein Mahl der jungfräulichen Königin. — Ein Zeitgenosse der englischen Königin Elisabeth hat uns folgende ergötzliche Schilderung des Zeremoniells aufbewahrt, das an ihrem Hofe bei Tische beobachtet wurde.

Eine halbe Stunde vor der Mahlzeit betraten zwei Höflinge den großen Speisesaal. Der eine trug einen Heroldsstab in der Hand, der andere ein Tafeltuch. Während der eine das Tuch über den Tisch breitete, sah der andere mit dem Heroldsstab ihm zu. Obgleich aber der Saal ganz leer war, knieten die beiden Herren mit großer Ehrfurcht dreimal nieder, indem sie den Raum betraten, und wieder dreimal, indem sie sich daraus entfernten.

Zwei andere Hofleute traten ein, der eine wieder mit dem Heroldsstab, der andere mit einem Salzgefäß, einigen Tellern und Brot Sie knieten mit dem Ausdruck des höchsten Respekts dreimal nieder, dann legte der eine seine leichte Bürde auf den Tisch, der andere mit dem Heroldsstab sah ihm zu, beide knieten wieder dreimal nieder und zogen sich zurück.

Jetzt erschienen zwei Hofdamen, eine unverheiratete und eine verheiratete, beide in weiße Seide gekleidet. Nachdem sie sich „sehr anmutig" dreimal auf die Knie niedergelassen hatten, rieb die unverheiratete Dame, eine Gräfin, die aufgestellten Teller sorgfältig mit Brot und Salz ab, ihre Kollegin, die ein Probiermesser in der Hand hielt, stand daneben und sah ihr zu.

Bald darauf schritten die Trabanten der Königin in feierlichem Zuge herein, alle barhäuptig, in roten Samt gekleidet, auf dem Rücken ein eingesticktes goldenes Kreuz, vierundzwanzig Mann, von denen jeder eine silberne Schüssel trug, angefüllt mit einem der Gänge des Mahls. Ein Kammerherr, der mit ihnen gekommen war, nahm dem vordersten seine Schüssel ab und stellte sie höchst ehrerbietig auf den Tisch. Die Hofdame mit dem Probiermesser schnitt einen Bissen von dem darin enthaltenen Gerichte ab und gab ihn dem Träger zu kosten — nicht, damit er wisse, wie das Gericht schmecke, sondern damit man ganz sicher war, weder von seiner noch von einer anderen Seite sei die Speise vergiftet worden.

Hatte der Mann den Bissen genommen und verzehrt, so trat er zur Seite, und sein Nachfolger kam an die Reihe. Es dauerte natürlich geraume Zeit, bis alle vierundzwanzig abgefertigt waren und durch ihr fortdauerndes Wohlbefinden bewiesen hatten, daß der Kosthappen aus der von jedem gebrachten Schüssel ihm nichts geschadet habe.

Während dieser Vorbereitungszeremonie im Speisesaal machten in der Eingangshalle des Schlosses zwölf Trompeter und zwei Paukenschläger ein nicht gerade sanftes Konzert. Es diente als eine Art Tischglocke, mußte also durch sämtliche Räume des weitläufigen Gebäudes zu hören sein. War dies „linde Säuseln“ verstummt, so erschienen vierundzwanzig unverheiratete Hofdamen im Speisesaale, warfen sich wieder dreimal in tiefer Ehrfurcht auf die Knie und nahmen dann mit größter Feierlichkeit je eine der aufgestellten und abgekosteten Schüsseln, um sie schweigend in Elisabeths Privatgemach zu tragen.

Hier hielten sich bei der Herrscherin die ihr nächststehenden drei oder vier Damen auf, die ihr bei der Mahlzeit Gesellschaft leisten durften. Die Königin suchte aus den vorgelegten Speisen aus, was ihr behagte, und die betreffenden Schüsseln blieben bei ihr zurück. Alle übrigen wanderten wieder auf den Armen ihrer eleganten Trägerinnen hinüber nach dem Speisesaal, wo sich unterdes der Hofstaat zusammengefunden hatte.

Es war nun aber ein sehr vergnügtes und ungeniertes Tafeln, das man hier in Szene setzte, während drüben in einsamer, steifer Würde die jungfräuliche Königin mit ihren ausersehenen Tischgenossen sich langweilte. Sie nahm in dieser förmlichen Weise jede Mittags- und jede Abendmahlzeit abgesondert von ihrem Gefolge ein. Ehe jemand zu der Ehre kam, an ihrer Tafel speisen zu dürfen, mußte viel hohe und allerhöchste Empfehlung sich für ihn verwenden. C. D.

Über die Häufigkeit deutscher Wörter. — Über die Häufigkeit des Vorkommens deutscher Wörter in der Schriftsprache hat F. W. Kaeding mühsame Untersuchungen angestellt, denen wir die folgenden interessanten Resultate verdanken. Kaeding hat 10,910 777 Worte gezählt und damit eine Geduldprobe abgelegt, die unsere Bewunderung erregt. Unter den gezählten Worten

kamen „die", „der", „und" am häufigsten vor und zwar: „die" 358 054, „der" 354 526, „und" 320,985 mal, zusammen 1,033,565 mal. Diese drei Worte repräsentieren also annähernd den zehnten Teil der deutschen Schriftsprache, das heißt jedes zehnte Wort ist eines von den dreien. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir behaupten, daß nur wenige Deutsche von dieser Häufigkeit gewußt haben, wie sie hier zum ersten Male zahlenmäßig nachgewiesen ist. Nach den genannten drei Wörtern folgt eine sehr große Abnahme in der Häufigkeit Um die nächsten 10 Prozent der Häufigkeit des Vorkommens zusammenzustellen, sind sieben Wörter erforderlich: „zu" 258,584, „in" 214,308, „ein" 153,095, „an" 145,968, „den" 141,542, „auf" 127 342, „das" 127,137 mal, zusammen 1,167,976 mal. Bei diesen sieben Wörtern ist die Häufigkeit von 10 Prozent ein wenig überschritten: Um ferner die nächsten 10 Prozent der Häufigkeit zu erhalten, braucht man schon zehn Worte: „von" 118,088, „nicht" 115,342, „mit" 109,958, „dem" 103,691, „des" 103,171, „aus" 102 961, „sie" 102,212, „ist" 96,973, „so" 96,873, „sich" 92,995, zusammen 1,042,264 mal. Es sei zum Schlusse noch bemerkt, daß die angeführten zwanzig Worte 30 Prozent der deutschen Schriftsprache ausmachen. A. E.

Ein Vexierständchen. — Als Gottsched, der berühmte Leipziger Professor der Metaphysik, einmal in ziemlich vorgerückter Stunde beim Abendessen saß, drang von der Straße her merkliches Stimmengewirr in die Wohnung. Er trat ans Fenster und sah, wie man Kerzen anzündete und Tische herbeischleppte. Eine Anzahl junger Leute trug Musikpulte herzu und Instrumente; zugleich begann man die Instrumente zu stimmen.

„Es ist kein Zweifel," meinte Gottsched zu seiner jungen Frau, „man bringt uns ein Ständchen."

Er hatte sich nämlich nach dem Tode der ersten, in Leipzig allgemein hochverehrten Gattin eben wieder vermählt — und zwar über Hals und Kopf, ohne die sonst übliche Trauerzeit vorübergehen zu lassen. Der eitle Mann legte Messer und Gabel zur Seite und harrte, daß das Klimpern und Stimmen, wie es jedem Konzert vorauszugehen pflegt, aufhören werde, um den vollen Akkorden des eigentlichen Ständchens Platz zu machen. Allein ganz im Gegenteil wurde es immer stiller und stiller.

Nochmals trat der Harrende zum Fenster — und nun sieht er, daß kein Mensch auf der Straße, und diese wieder in tiefes Dunkel gehüllt ist. Das erst so geflissentlich angekündigte und darauf plötzlich unterlassene Ständchen war ein Streich, den die Studenten der Universität in Szene gesetzt hatten, um ihn dafür zu strafen, daß er ohne Takt und Pietät so rasch eine zweite Ehe geschlossen hatte. C. T.

Was der Mensch alles aushalten kann, ist nach den täglich gebrauchten Redensarten geradezu wunderbar. Man kann sich über etwas den Kopf zerbrechen, den Kopf sogar vollständig verlieren, man kann auf den Kopf gefallen sein, einen offenen Kopf, ein Brett vor dem Kopf, das Hirn verbrannt haben, oder auch vernagelt sein, und lebt ruhig weiter. Wir sterben darum noch nicht, weil das Herz gebrochen ist, oder weil wir es mutwillig verschenkt haben, weil wir uns schief, krank, bucklig oder tot gelacht, die Lunge aus dem Leibe gesprochen haben, aus der Haut gefahren oder durch die Hechel gezogen worden sind. Gewöhnlich spürt man es sogar recht spät nachher, daß man sich den Mund oder die Finger verbrannt hat, daß man übers Ohr gehauen oder über den Löffel barbiert worden ist. Wir selbst fühlen es niemals, wenn uns eine Schraube losgegangen ist, andere dagegen merken es bald. Ohne unser Aussehen zu verändern, können wir ein Auge auf etwas werfen, die Hand vergeben, die Nase in eine brennende Frage stecken, den Rücken freimachen, die Beine in den Leib stehen oder die Beine ablaufen; es kann uns ferner ein versengender oder stechender Blick treffen, eine Tatsache in die Augen springen, oder es können uns gar die Haare zu Berge stehen. Dagegen wirkt es sehr merkbar, wenn jemandem der Mund gestopft, oder ihm mit dem Zaunpfahl gewinkt wird, wenn er von der Tarantel gestochen wird, oder ihm eine Laus über die Leber gekrochen ist, oder er sich den Magen verrenkt hat. P. F.

Die Natur als Rächerin. — Auf der Nordseite einer niedrigen langgestreckten Insel im Golf von Mexiko liegt die Stadt Galveston. Die Stadt war früher durch natürliche Sanddünen gegen Sturmfluten geschützt; aber der sich immer mehr ausbreitende Verkehr, besonders die große Ausfuhr von Baumwolle, brachte es mit sich, daß man anfing, die Sandhügel nach und nach wegzuräumen

und an den Stellen, wo sie gestanden hatten, hohe Warenhäuser und Speicher zu errichten. Zwar fehlte es nicht an warnenden Stimmen gegen diese leichtsinnige Handlungsweise; aber man lachte und baute fleißig weiter.

Im September des Jahres 1901 wühlten furchtbare Orkane das Meer im Golf von Mexiko bis zu seinen Grundtiefen auf, dann drehte sich plötzlich der Wind und trieb ungeheure Wassermengen gegen die Küste. Wären die Dünen noch gewesen, so hätten diese die Stadt vor jeglichem Schaden beschützt, aber man hatte sie törichterweise hinweggeräumt, ohne für Ersatz zu sorgen, und die alles zerstörenden Fluten konnten ungehindert das ganze Stadtgebiet überspülen. 8000 Menschen fanden ihren Tod in den Wellen, und ein Schaden von über 250 Millionen Mark wurde angerichtet. —

Im Westen Nordamerikas begann vor mehreren Jahren die Ansicht Platz zu greifen, daß die vielen kleinen Singvögel den Saatfeldern und Obstgärten großen Schaden zufügten. Trotz aller Gegenteilsbeweise bildeten sich überall auf dem Lande Klubs und Vereine zu dem Zweck, die Vögel auszurotten, und die Mitglieder verpflichteten sich gegenseitig, die Köpfe der Vögel, die man im Laufe des Monats getötet hatte, bei den monatlichen Versammlungen vorzulegen. Später wurden sogar Preise bis zu 10 und 20 Pfennig für den Kopf ausgeschrieben, und das Resultat war, daß nach einem Zeitraume von etwa zwei Jahren in manchen Gegenden in meilenweitem Umkreise kein Singvogel mehr anzutreffen war. Nun aber traten die Folgen der unverantwortlichen Handlungsweise kurzsichtiger Menschen mit erschreckender Klarheit zu Tage: die Insekten, Raupen, Würmer und Heuschrecken vermehrten sich in solch erschreckender Weise, daß bald ganze Landstrecken, die früher fruchtbare Äcker und Wiesen gewesen waren, in dürre, öde Wüsteneien verwandelt erschienen. Am Ende des dritten Jahres waren mehr denn zweihundert einst wohlhabende Farmer ruiniert. Und nun erhob sich natürlich großes Geschrei gegen die Vogelmörder, und strenge Gesetzesparagraphen zum Schutze der Vögel wurden schleunigst neu erlassen. Während man früher Vereine zum Zweck der Ausrottung der Vögel gegründet hatte, verbanden sich jetzt die durch Schaden klug gewordenen Farmer, um Vögel im Ausland

und überall, wo welche zu bekommen waren, aufzukaufen. Jetzt mußten sie für jeden lebenden Vogel den zehnfachen Preis bezahlen, den sie früher für die Köpfe der getöteten Vögel bezahlt hatten; dafür hatten sie allerdings die Freude, zu sehen, daß sich der Zustand ihrer Äcker bereits nach einem Jahre wieder bedeutend gebessert hatte, und am Ende des zweiten Jahres waren die fleißigen Vögel der gräßlichen Insektenplage schon vollständig Herr geworden.

Ein ähnliches Mißgeschick, wenn man es so nennen darf, suchte auch die Bewohner der Insel Haiti heim. Auf dieser tropischen Insel gibt es eine Unmenge Schlangen, die man, wenngleich sie nur geringen Schaden stifteten, dennoch gerne los gewesen wäre. Ein findiger Kopf schlug nun vor, Schweine loszulassen, die mit den Schlangen bald aufräumen würden. Der Mann hatte recht. Das Schwein ist bekanntlich, außer dem Igel, das einzige vierfüßige Tier, das den Kampf mit der Schlange erfolgreich zu führen vermag. So war es auch hier: schon nach etwa zwei Jahren waren auf der ganzen Insel nur noch wenige Schlangen zu finden. Dafür gab es aber jetzt eine andere Plage. Es waren Ratten, Mäuse und ähnliches Ungeziefer, auf welches kleine Wild früher die Schlangen Jagd gemacht hatten, und die sich jetzt ungestört vermehren konnten. Die Menschen waren kaum im stande, sich vor den frechen Nagern zu retten, und schließlich blieb ihnen weiter nichts übrig, als die Tiere, die sie einige Jahre vorher ausgerottet hatten, selbst wieder zu importieren und freizulassen. W. St.

Der Heiratsmarkt zu Berlad. — Zu Berlad in Rumänien findet im Frühling jeden Jahres ein merkwürdiger Markt statt. Nach altem Herkommen werden dort Töchter von armer Herkunft von ihren Müttern auf den Markt gebracht, um ihnen so Gelegenheit zu geben, einen Freier zu finden. Die Männer, die sich zur Brautschau einstellen, gehören natürlich auch den ärmeren Klassen an. Tritt einer als Bewerber um ein Mädchen auf, so muß er der Mutter desselben nachweisen, daß er in der Lage ist, ein Weib zu erhalten. Auch fordert der Brauch, daß er nach erhaltener Zustimmung sich durch ein Geldgeschenk an die Mutter dankbar erweist. Berlad ist eine sehr alte Stadt, die gegenwärtig über 25,000 Einwohner hat. Ihre Lage an dem gleichnamigen Fluß, der in den Sereth

mündet und von hier an schiffbar ist, hat sie zur Hauptstadt des rumänischen Kreises Tutowa in der unteren Moldau gemacht. Sie ist auch Knotenpunkt an der Eisenbahnlinie Tecuciu-Vaslui und als Stapelplatz für den Getreidehandel nach Galatz wichtig. Da sie Sitz eines Gerichtshofs, eines Lyzeums und eines Lehrer-



Der Heiratsmarkt zu Berlad.

seminars ist und zwölf Kirchen hat, ist es verwunderlich, daß sich ein Brauch wie der Heiratsmarkt hier bis in unsere Zeit hat erhalten können. B. H.

Bedenkliche Güte. — Hannibal Hamlin, der Vizepräsident der Vereinigten Staaten während des Bürgerkrieges und Gesandter in Spanien während der Jahre 1881 bis 1883, war, bevor er die politische Laufbahn einschlug, ein vielbeschäftigter Rechtsanwalt in Bangar.

Eines Tages fiel ein Engländer namens Pearson, der die Hauptstraße der Stadt Bangar passierte, in ein Loch im Pflaster

und brach bei der Gelegenheit ein Bein. Er lag mehrere Wochen krank und verlangte von der Stadt tausend Dollars Schadenersatz. Die Behörde verweigerte die Zahlung, und da nahm Pearson sich Hamlin als Rechtsbeistand.

Hamlin gewann den Fall für seinen Klienten, und die Stadt appellierte an den höchsten Gerichtshof; doch auch hier wurde die Angelegenheit zu Gunsten des Engländers entschieden.

Der Advokat zog also die Summe von tausend Dollars ein, ließ seinen Klienten dann zu sich kommen und händigte ihm — einen Dollar ein.

„Was soll das heißen?" fragte Pearson.

„Das ist," versetzte Hamlin, „Ihre Entschädigung nach Abzug meines Honorars, der Appellationskosten und verschiedener anderer Auslagen."

Der Engländer betrachtete den Dollar lange Zeit, sah den Advokaten fragend an und meinte dann: „Ihre Güte kommt mir sehr bedenklich vor. Der Dollar ist wohl falsch?" L—n.

Die Kosten von Hexenprozessen waren nicht gering und wurden, was das schlimmste war, von den Hinterbliebenen der armen Opfer des finsteren Aberglaubens unnachsichtlich eingezogen. Im September 1613 wurden die Witwe Ursula Wittenbach, die Großmutter des Dichters Jakob Balde, sowie die Barbara Guntmann, Ehefrau des Gerichtssekretärs Hinderer, in ihrer Vaterstadt Ensisheim im Elsaß als Hexen verbrannt. Die Akten dieses Prozesses geben einen genauen Einblick in die Kosten, die ein Hexenprozeß damals verursachte. Es ist nämlich das Schriftstück noch vorhanden, worin der Ehemann der einen „Unholdin", Gerichtssekretär Theobald Hinderer, gegen die ihm auferlegte Kostenrechnung für das gegen seine unglückliche Frau durchgeführte Verfahren bei dem Stadtmagistrat Ensisheim Beschwerde erhoben hat.

Nach diesem Aktenstück hatten die Kosten des Prozesses für die Witwe des Kammerrates Wittenbach 819 Gulden und für die Ehefrau Hinderer 609 Gulden betragen, Summen, die in Anbetracht des damals gegenüber dem heutigen etwa siebenmal höheren Geldwertes außerordentlich hoch waren und es begreiflich erscheinen lassen, daß Hinderer das Bestreben hatte, die Kosten herabgesetzt zu bekommen. Er beschwerte sich unter anderem darüber, daß ihm

während der Haft seiner Frau für 16 Tage Wein aufgeschrieben worden sei, den doch seine Frau gar nicht getrunken habe, sondern die Wächter, denen er so wie so den Tagelohn bezahlen müsse. Ferner habe die Aufwartefrau bei der Folterung nichts zu tun gehabt, deshalb seien die 3 Gulden und 30 Batzen für sie zu streichen. Ferner bittet er um Gottes willen um Ermäßigung dreier nicht näher bezeichneten Posten in der anscheinend sehr großen Zeche, die auf seine Kosten die Stadtschreiber von Thann und Neuenburg am Rhein, die bei der Verhandlung amtlich zugegen waren, im Engel zu Ensisheim gemacht hatten. Ferner will Hinderer zwar den Schöffen ihre sieben Batzen täglich gönnen, aber den berechneten Nachttrunk, ebenso die Berechnung des Stubenwirts hält er für ungerechtfertigt. Ebenso will er die Rechnung des Advokaten Doktor Häring, auf dessen Gutachten seine Frau verbrannt wurde, nicht gelten lassen, da dieser ja ohnehin als Stadtadvokat angestellt sei. Außerdem bemängelt Hinderer auch andere Zehrkosten, die sich anscheinend auf die Scharfrichter beziehen, und bittet schließlich, es möge geschehen, was Gott gefällig und recht sei.

Die Stadtobrigkeit legte diese Beschwerde der Regierung mit dem Antrage vor, sie möge ihr keine Folge geben. Es sei eine Frechheit, mit einer solchen Beschwerde zu kommen. Glaube Hinderer denn, die Herren hätten nicht weit lieber einen Taler gezahlt, als wegen seiner „Unholdin“ zu Gericht gesessen? Die Nachttränke seien wohl gerechtfertigt, denn wenn ein Richter von Morgens früh bis Abends sechs Uhr ununterbrochen gesessen und dabei der Folterung angewohnt habe, so könne man ihm das Essen und Trinken nicht lotweise zumessen.

Welchen Bescheid Hinderer auf seine Beschwerde erhalten hat, ist nicht bekannt; übrigens hat sowohl er wie sein Leidensgefährte Hugo Balde, der Vater des Dichters, den Jammer, welchen der Hexenprozeß über ihre Familie gebracht, nur um wenig mehr als zwei Jahre überlebt. C. T.

Die Auerhahnjagd des Herzogs. — Der herzogliche Förster hatte einen prächtigen Auerhahn erlegt, als eine Depesche seines Herrn einlief: „Hahn verhören, komme heute abend!“

Da war guter Rat teuer. Es war kaum möglich, so schnell

einen anderen Hahn auszumachen, aber der Herzog mußte zu Schuß kommen, sonst gab es sehr ungemütliche Stunden. Seit drei Jahren war der Herr nicht zur Auerhahnjagd gekommen, und nun so auf Knall und Fall!

Aber ein echter Jäger verliert den Mut nicht so leicht. Der alte Holzhauer Ebermayer wurde herbeigeholt und mit ihm der Plan gemacht. „Sie stecken also meinen Hahn in einen Sack und setzen sich auf die alte Wettertanne an der großen Waldwiese. Ich führe den Herzog dahin. Sie wissen ja, daß er kurzsichtig ist. Sobald Sie uns kommen hören, balzen Sie etwas, dann schießt der Herzog auf den dunklen Punkt des Baumes, das heißt auf Sie —"

„Na, ich danke schön, Herr Förster, das kann der zehnte nicht vertragen. Ich lasse mich nicht anschießen."

„Ach was," rief der Förster, „ich gebe dem Herzog selbstverständlich Patronen ohne Schrot."

„Ach so," grinste Ebermayer, und beide lächelten verständnisinnig. —

In der Morgendämmerung erreichte der Herzog den Baum. Der alte Ebermayer balzte, daß es eine Lust war.

„Dort der Punkt ist der Vogel," flüsterte der Förster dem Herzog zu, der sogleich die Flinte erhob und schoß.

„Er fällt, er fällt!" jubelte der Herzog und hob die Beute auf.

Wie erstaunte er aber! Niemals in seinem Leben hatte er einen Auerhahn geschossen, der in einem Sacke vom Baume fiel.

Was dann nachfolgte, das hat weder der alte Ebermayer noch der Förster ausgeplaudert. C. T.

Die Katze des Traindepots. — Die peinliche Genauigkeit der preußischen Oberrechnungskammer zu Potsdam ist von jeher bekannt. So begegnete es dem Kommandeur eines Trainbataillons in einer Provinzialstadt, daß die genannte Kammer die amtliche Anfrage an ihn richtete: „Weshalb wird für die Katze des Traindepots täglich für fünf Pfennig Milch verbraucht, während für die Katze des Proviantmagazins für den gleichen Zweck nur drei Pfennig täglich verausgabt werden?"

Der Kommandeur gab sofort folgenden Bescheid: „Die Katze des Proviantmagazins nährt sich von Mäusen, die sich an Korn und Mehl gemästet haben; die Katze des Traindepots dagegen von solchen, die ihr Leben nur dürftig von alten Ledervorräten und dergleichen fristen. Daraus erhellt die tägliche Aufstellung von fünf Pfennig Milch für die letztere."

Diese Erklärung leuchtete der Oberrechnungsbehörde in der Tat ein, denn die Milchportion der Traindepotkatze wurde nicht geschmälert. C. T.

Unbestreitbare Kräftigung. — Auf der englischen Universität Oxford bestand früher ein strenges Verbot, wonach die Studierenden weder geistige Getränke zu sich nehmen noch in ihrer Wohnung haben durften. Eines Tages erfuhr der Rektor, daß ein Student ein Faß Wein zugeschickt erhalten habe, ließ ihn sofort zu sich rufen und fragte ihn, wie er dazu komme, den Universitätsvorschriften zuwider zu handeln.

Schnell entschlossen antwortete der Studio: „Herr Rektor, der Arzt hat mir den Wein zur Kräftigung verordnet."

„Nun," meinte darauf der Rektor, „glauben Sie wirklich, daß Ihnen der Weingenuß wieder Stärke verleihen werde? Haben Sie schon einen Erfolg gesehen?"

„Gewiß, Magnifizenz," antwortete da der Student. „Als ich das Faß bekam, konnte ich es mit beiden Händen kaum vom Boden heben, so schwach war ich, und jetzt kann ich es bereits mit einer einzigen Hand in die Höhe halten!" H. L.

Lessings Lob. — Der große Dichter saß einst mit einigen Damen am Tisch und bemerkte, daß ein gegenübersitzender Herr sich sehr unhöflich mit beiden Ellbogen auf den Tisch legte. „Sie scheinen ein sehr guter Gesellschafter zu sein," sagte Lessing, sich an ihn wendend.

„Wieso?" versetzte jener. „Kennen Sie mich denn?"

„Das nicht," entgegnete Lessing, „aber ich glaube zu bemerken, daß Sie stets sehr gut — aufgelegt zu sein scheinen." Dr. H. Sch.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.





1. 20jährige Patientin bei der Aufnahme.



2. 20jährige Patientin nach 8monatlicher Behandlung. Wachstumsentwickelung 6 cm.


UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 895 7